

Tiere: Demokratie-Pioniere Ameisen, Biber in Bern, Spiegelei-Quallen

Nummer 4 – 27. Januar 2022 – 90. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Wladimir Putin

Ein Porträt des Kreml-Herrschers als junger Mann.

Thomas Fasbender

Ist der Booster gefährlich?

Impf-Kampagne läuft, Übersterblichkeit unerklärlich hoch. *Florian Schwab*

Pierin Vincenz und das Bankgeheimnis

Wie ein Bündner Blender die Schweiz veränderte.

Christoph Mörgeli

Eva Wannemacher
Matthias Ackeret würdigt
die interessanteste Frau
des Schweizer
Fernsehens

4 706900 107761 70



Samnaun
Engadin



RELAIS &
CHATEAUX

★★★★ SUPERIOR

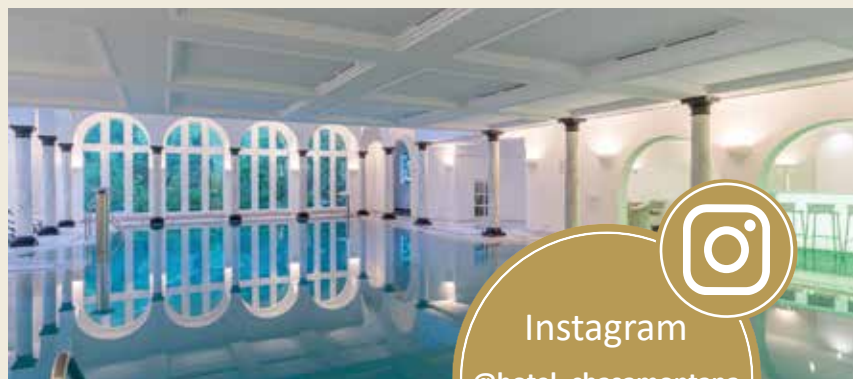
CHASA MONTANA

HOTEL & SPA

WINTER DELUXE: Eingebettet in der Silvretta Arena Samnaun-Ischgl öffnet das familiäre Chasa Montana im Engadiner Stil die Tür zu einem grenzenlosen Skiparadies mit 238 km Pisten. Neben dem 5 Gang Halbpensionswahlmenü verwöhnen drei À-la-carte-Restaurants mit Spezialitäten von der italienischen Küche über das Gourmet-Stübli (16 Punkte Gault&Millau, 1 Michelin-Stern) bis hin zum Fondue- & Raclette-Stübli – gekrönt von über 1.400 verschiedenen Weinsorten.

Der 1.500 m² große Montana Spa mit römischem Hallenbad, Saunalandschaft, Außen-Solepool, Fitnesscenter und Beauty- und Massagecenter bietet Wellness vom Feinsten.

Die Zollfrei Geschäfte von ZEGG bieten ein umfangreiches Angebot an Top-Marken!



SKI-TOTAL ANGEBOT

05.02– 28.02.2022

Komplettes Ski-Angebot inklusive Halbpension, Skipass & Skiverleih und vielen weiteren Extras.

Ab **CHF 1'314,-** p. P. im Doppelzimmer mit Halbpension für 4 Nächte inkl. 3-Tages-Skipass & Skiverleih

Ab **CHF 1'699,-** p. P. im Doppelzimmer mit Halbpension für 5 Nächte inkl. 4-Tages-Skipass & Skiverleih



Instagram

@hotel_chasamontana
#hotelchasamontana

ZEGG.CH

HOTELS & STORES

www.hotelchasamontana.ch

Putin und die Grünschnäbel

Unterschätze nie in menschlichen Dingen den Faktor Inkompetenz. Die Einsicht soll von Napoleon I. stammen, der mit seinen Truppen einst Europa überrannte. Eine seiner Strafexpeditionen führte den genialen Grössenwahnsinnigen bis nach Moskau. Der Ost-Feldzug kostete den Franzosenkaiser seine Armee, und die misshandelten Russen verloren eine halbe Million Zivilisten und Soldaten.

Knapp 130 Jahre später wollte ein anderer Machthaber aus dem sich zivilisatorisch überlegen fühlenden Westen die russische Landmasse unter seine Herrschaft zwingen. Die Armeen Hitlers fielen wie eine Kannibalenhorde über Russland her, ihr Vernichtungskrieg bleibt ein Schandfleck der Menschheit. Mindestens 24 Millionen Russen starben unter dem Wahnsinn des Diktators.

Ich bin kein Russland-Experte, aber ich könnte mir vorstellen, dass diese historischen Tatsachen und Erfahrungen nicht gänzlich unbedeutend sind für die heute lebenden Russen. Es wäre auf jeden Fall kein Wunder, wenn sie aus den Schrecken der Geschichte das Bedürfnis abgeleitet hätten, ihre offene Westflanke gegen mögliche Angriffe aus dem stets kriegerischen Westen abzusichern.

Die Weltgeschichte ist auch eine Abfolge von Missverständnissen. Schon US-Präsident Ronald Reagan erkannte in seinen Friedensgesprächen mit dem damaligen sowjetischen Staatschef Michail Gorbatschow, dass er sich in seinem Gegner vielleicht getäuscht hatte. Sicherheit, so realisierte der Präsident zu seiner eigenen Verblüffung, war den Russen viel wichtiger als Eroberung.

Leider gibt es heute im Westen keine Politiker vom Schlage Reagans mehr. Wir werden von Leuten regiert, die im Wohlstand aufgewachsen sind, Menschen mit sanften Gesichtszügen, Lieblinge der Medien, gepudert und verträglich zurechtgeschminkt, wendehälsige Anpassungskünstler, die bald überfordert sind, wenn sie mit der Wirklichkeit belästigt werden.

Es hilft nicht, dass das gängige Personal, das derzeit in den westlichen Regierungen das Zepher führt, nur über geringfügige historische Kenntnisse zu verfügen scheint, geschweige

denn Interessen, ausgerüstet stattdessen mit dem Hochgefühl moralischer Überzeugungen, die einem die Gewissheit und Selbstsicherheit eines überlegenen Standpunkts vermitteln.

In den Augen dieser Gutmenschen und Grünschnäbel muss ein Mann wie Russlands Präsident Putin, aufgewachsen in den ärmlichen Verhältnissen einer heruntergekommenen Petersburger Mietskaserne, brutale Lebens-

Was wäre wohl in Washington los, wenn die Chinesen den Mexikanern militärische Avancen machten?

schule des real existierenden Kommunismus, fast wie ein Ausserirdischer anmuten, ein Lebewesen aus einer fremden Sphäre, ein Monster.

Ich sehe Putin ganz anders. Ich halte ihn für einen rational kalkulierenden Politiker, den der Zusammenbruch des sowjetischen Staates und das daraus folgende Chaos geprägt haben. Putin entwuchs den Wirren der neunziger Jahre, als sich in Russland Alkoholiker, Oligarchen und Mafiabosse am verwesenden Leichnam des einstigen Riesenreichs zu schaffen machten.

Putin ist eine Reizfigur für den Westen, weil er in vielerlei Hinsicht das Gegenteil von dem verkörpert, was im Westen zum guten Ton gehört. Kürzlich hielt er einen Vortrag über die Woke- und Cancel-Culture an den amerikanischen Universitäten. Sie erinnere ihn an die ideologische Raserei der Bolschewisten vor hundert Jahren, die Russland glücklicherweise überwunden habe.

Natürlich ist Putin weder ein lupenreiner Demokrat noch ein ideales Vorbild für die Schweiz, die Staaten mit einem Raubtierwappen zu Recht misstraut. Aber in der Beurteilung vieler Russen scheint der frühere Geheimagent nach wie vor der Mann zu sein, dem sie mehrheitlich zu folgen bereit sind. Putin steht für die Sehnsucht vieler Russen nach einem starken, respektierten Vaterland.

Die Amerikaner, die Nato-Staaten und die Europäische Union, angefeuert von den Medien, müssen aufpassen, dass sie sich in ihrem Moralismus gegenüber Putin nicht verrennen. Die Westmächte liefern Waffen in die Ukraine,

weil sie behaupten, den Guten helfen und einen Krieg verhindern zu wollen. Gut möglich, dass sie mit ihrer Einmischung genau das Gegenteil bewirken.

Der Westen beruft sich auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Putin beruft sich, nicht minder rechtlich, auf die Istanbul OSZE-Charta von 1999. Dort steht, dass alle Staaten dieser Übereinkunft die gegenseitigen Sicherheitsinteressen respektieren. Unter Absatz 8 heisst es schwarz auf weiss: Die Teilnehmerstaaten «werden ihre Sicherheit nicht auf Kosten der Sicherheit anderer Staaten festigen».

Man muss nicht in russischer Geschichte doktorieren, um zu begreifen, dass die Russen keine Nato-Atomraketen in der Ukraine wollen. Die Amerikaner hätten um ein Haar den dritten Weltkrieg angefangen, als die Sowjets das verbündete Kuba mit Nuklearwaffen beliefern wollten. Man stelle sich vor, was in Washington los wäre, wenn die Chinesen Mexiko militärische Avancen machten.

Ist der Westen von allen guten Geistern verlassen? Haben die Nato-Regierungen vor lauter guten Absichten ihre Urteilskraft verloren? Ein deutscher Vize-Admiral musste gehen, weil er seine ehrliche Meinung sagte: Er glaube nicht, dass Putin die Ukraine erobern wolle («Nonsense»). Hingegen solle man dem Kremelchef den Respekt entgegenbringen, den er «wahrscheinlich auch verdient».

Die neutrale Schweiz könnte als Therapiezentrum der besseren Verständigung wirken, aber auch bei uns haben die Anti-Realisten Oberwasser. Sie drängen unser Land ins Minenfeld der Geopolitik. Die Schweiz soll Platz nehmen im Uno-Sicherheitsrat. Dort entscheiden die Grossmächte über Frieden und Krieg, zum Beispiel gegen Russland. Wir sind noch verrückter als die Nato.

Kehren wir dank Putin zur Vernunft zurück? Der eisige Stratege aus dem Osten ist womöglich die Schocktherapie, die der Westen dringend braucht, um sich von seinen gefährlichen Illusionen zu befreien. Es wäre nicht das erste Mal, dass die Russen ihre westlichen Rivalen vor sich selber retten. Putins Russland ist ein Partner, kein Feind. Wann merken es die Politiker? R. K.

Pierin Vincenz, Oskar Lafontaine, Eva Wannemacher, David Vogelsanger, André Häfliger

In den Medien und bei den Politikern links der Mitte galten sie als eine Art Bündner Traumpaar: Seit 2012 unterstützte der Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf bei deren Bemühungen, das Bankgeheimnis auch im Inland abzuschaffen. Der gegenwärtige Prozess zeigt allerdings, dass Vincenz bei seinen eigenen Geschäften und persönlichen Konten durchaus auf das Bankgeheimnis zählt. Während er dem Bankkundengeheimnis den Kampf ansagte, glaubte er an eine Art Bankchefgeheimnis. Besonders auffällig: Pierin Vincenz umging das von ihm angeschlossene Schweizer Bankgeheimnis, indem er viele Transaktionen von Liechtenstein aus tätigte. **Seite 12**

Oskar Lafontaine, 78, ist der wohl berühmteste Linke Deutschlands. Fast vierzig Jahre lang politisierte der gebürtige Saarländer für die SPD, kandidierte währenddessen fürs Bundeskanzleramt und lenkte die Geschicke als Parteivorsitzender. Mittlerweile amtiert der ehemalige Finanzminister unter Gerhard Schröder als Fraktionschef für Die Linke im Saarländer Landtag. Die *Weltwoche* erreichte den vielseitigen und noch immer umtriebigen Politiker, Publizisten und studierten Physiker telefonisch. Wie schätzt er die Corona-Politik Deutschlands ein? Wie beurteilt er die brennenden aussenpolitischen Fragen? Und welchen Eindruck hat er von Olaf Scholz und dessen neuer Regierung? **Seite 24**

Wer ist die interessanteste Frau am Schweizer Fernsehen? Branchenkenner Matthias Ackeret,

Verleger der Kommunikationszeitschrift *Persönlich*, legt sich fest: Eva Wannemacher, die Moderatorin der Sendung «Kulturplatz». Die beiden gehörten 1994 zum Urteam von Telezüri. Seither hat Wannemacher eine steile Karriere gemacht. Wie ist ihr Erfolg zu erklären? «Es ist die Eva-Fähigkeit, für *bad feelings* untalentierte zu sein und keine Narben zu hinterlassen»,



«Keine Narben»: «Kulturplatz»-Moderatorin Wannemacher.

schreibt Ackeret in seiner Würdigung der Kollegin. **Seite 38**

Die Zwanzig-Meter-Flutwellen, die über Tonga hereinbrachen, waren verheerend. Eine Katastrophe, weil unweit im Südpazifik ein Vulkan ausgebrochen war. Noch immer bedeckt eine Ascheschicht das Inselparadies, das Trinkwasser ist vergiftet. Tonga braucht Hilfe, schreibt David Vogelsanger, ehemaliger Schweizer Botschafter im Königreich. Warum das Schicksal der 17 000 Kilometer entfernten Monarchie interessiert, hängt stark mit der Person von König Tupou VI. zusammen. Der Zwei-Meter-Hüne verbrachte einige Monate seiner Kindheit in der Schweiz, wo er bei einer Zuger Familie mit tongaischen Wurzeln logierte, und später kam er sogar wieder – wegen eines Schwingfests. **Seite 39**

Als es am letzten Mittwoch Nacht wurde über dem Jurasüdfuss, gingen an den Solothurner Filmtagen die Lichter an. Ein idealer Zeitpunkt für unseren neuen Kollegen, den legendären Gesellschaftsreporter André Häfliger («André war dabei»), sich unter die Gäste des Eröffnungsabends zu mischen. Er unterhielt sich mit der Polit-Prominenz, die sich an der Schweizer Filmschau gerne zeigt. Allen voran Kulturminister Alain Berset, der, bestens gelaunt, aber stets maskiert, durch die Premierennacht wandelte. Immer mit an seiner Seite: Gattin Muriel Zeender. Wir heissen André herzlich willkommen. **Seite 84**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

«Weltwoche»-Leser unterstützen Tonga



Der Ausbruch des Untersee-Vulkans Hunga-Tonga-Hunga-Ha'apai hat im pazifischen Inselstaat Tonga eine Spur der Verwüstung hinterlassen. Mehrere Menschen sind gestorben, der nachfolgende Tsunami hat Dörfer und Gebäude zerstört.

Helfen wir Tonga!

In Zusammenarbeit mit dem neugegründeten «Verein zur Unterstützung von Tonga» (Help Tonga Association) helfen *Weltwoche*-Leserinnen und -Leser dem Königreich Tonga.

In Anbetracht der Naturkatastrophe haben drei Schweizer Privatpersonen spontan den Hilfsverein gegründet: Rechtsanwalt **Luka Müller**, der seit vielen Jahren private Beziehungen zu Tonga unterhält, **Sandra Studer** sowie der ehemalige Schweizer Botschafter im Königreich, **David Vogelsanger** (vgl. auch Seite 39 dieser Ausgabe).



Spenden Sie jetzt:

Bankkonto (IBAN): CH12 0027 3273 1866 7101 U
Begünstigter: Verein zur Unterstützung von Tonga, 6300 Zug.
Bitte geben Sie als Zahlungszweck «Aufruf Weltwoche» an.
Wir danken Ihnen für Ihre Spende.

Für weitere Informationen steht der Verein per E-Mail zur Verfügung: info@helptonga.ch

Helfen Sie mit und spenden Sie jetzt!



Charisma: Pierin Vincenz. Seiten 12 und 14



Schwerelos: Eva Wannemacher. Seite 38



Weg zur Macht: Wladimir Putin. Seite 55

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Ist der Booster gefährlich?
- 9 Peter Rothenbühler
Liebe Susanne Hochuli
- 10 Tagebuch Philipp Gut
- 11 Bern Bundeshaus
Sommaruga und die Energiekrise
- 12 Pierin Vincenz und das Bankgeheimnis
Die Deals des Raiffeisen-Chefs
- 14 Fall Vincenz Er wirkte wie ein Kompass
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Demokratie à la Merkel und Merz
- 18 Mörgeli Ringier-Ethik und Berset-Affäre
- 18 Mein Leben in Quarantäne
Snowboarderin Patrizia Kummer
- 19 Peter Bodenmann
Thierry, der Atomspaltpilz
- 20 Genfs ausgezeichnetes Getto
Wakkerpreis-Gewinner Meyrin
- 22 Der Tages-Anzeiger und die Juden
Antisemitische Töne beim Zürcher Blatt
- 23 Spiegeleier aus dem Mittelmeer
Das Wunder der Quallen
- 24 «Protest gehört zur Demokratie»
Interview mit Oskar Lafontaine
- 27 Hauptrolle im eigenen Märchen
Kanye Wests neue Freundin Julia Fox
- 28 Trycheln für die Dauerkrise
Massnahmen-Hardliner rüsten auf
- 29 Kurt W. Zimmermann
Der Heilige und die Scheinheiligen
- 30 Benedikt Würth
Mitte-Ständerat auf Konfrontationskurs
- 31 Männerhandtaschen Der letzte Schrei

- 32 Biber-Paradies Bern
- 33 Herodot
- 34 Ewig lockt das Cabaret
Ein Klubbesitzer über sein Geschäft
- 35 Inside Washington
- 36 News Nervöse Finanzmärkte
- 36 Michael von Grünigen
Der Ex-Skiprofi will in die Politik
- 48 Epidemiologe redet Klartext
Cyrille Cohen zum Stand der Pandemie
- 38 Eva Wannemacher Das Geheimnis
der «Kulturplatz»-Moderatorin
- 39 Tonga und die Schweiz
Hilfe für das verwüstete Inselparadies
- 40 Notfall auf der Strominsel Deutschland
macht Ernst mit dem Ausstieg
- 41 Pioniere der Gleichberechtigung
Faszinierende Ameisen
- 42 Als Muslime Christen versklavten
Das Schicksal der entführten Europäer
- 44 Thiel Massenpsychosen
- 44 Monarchie Cora Stephan bei der Queen
- 45 Anabel Schunke
Warum ich sage, was ich denke
- 46 Broder
«Tapfer an der Seite der Regierung»
- 46 Auf nach Peking
Peter Achten über Sport und Politik
- 48 Erfolgreichste Firma der Welt
Benedikt XVI. hat vieles richtig gemacht
- 49 Tamara Wernli Bye-bye, Pandemie!
- 50 Männer ohne Ablaufdatum
Goethes Werther und James Bond
- 51 Journalismus, der schadet
Wie wichtig sind Lokalzeitungen?
- 52 Leserbrief
- 53 Nachrufe Meat Loaf, Thierry Mugler
- 54 Beat Gygi Klima-Inflation

LEADER

- 55 Wladimir Putins Schule des Lebens
Biografie von Thomas Fasbender

LITERATUR UND KUNST

- 63 Ikone der Woche
- 64 Der Weg ins Freie
Leben und Werk von Stephen Crane
- 66 Bücher der Woche
- 69 Die Bibel
- 70 Honeckers Hut als Hipster-Accessoire
Comeback des DDR-Designs
- 72 TV-Kritik Servus TV
- 73 Film «The Tragedy of Macbeth»
- 73 Kabarett Bänz Friedli
- 74 Pop Bob Dylan
- 75 Serie «Das Mädchen aus Oslo»
- 75 Jazz Art Blakey and the Jazz Messengers

LEBEN HEUTE

- 76 Wunderbare Welt
- 76 Unten durch
- 77 Fast verliebt
- 78 Frauen Cate Blanchett
- 78 Häuser Adeles neue Nummer eins
- 79 Was macht eigentlich?
Bruno Stöckli alias Nöggi
- 80 Alchemie der Zigarrenuhr
- 82 Essen / Wein
- 83 Auto / Objekt der Woche
- 84 Bei den Leuten Solothurner Filmtage
- 86 Zeitzeichen / Fragen Sie Dania
- 87 Am Telefon mit ... Marcel Hirscher
- 88 Menschen von morgen Rebekka Salm
- 90 Das indiskrete Interview Zoë Pastelle

©fotolia.com/Beboy



©fotolia.com/Irina Schmidt



©fotolia.com/Niko



Leserreise: Expo 2020 in Dubai Hoch hinaus in der Wüste

Noch bis Ende März 2022 findet in Dubai die erste Weltausstellung in einem arabischen Land statt. Packen Sie die letzte Chance und begleiten Sie uns vom 20. bis 26. März an das grosse Finale der Expo 2020. Der globale Event wird Sie begeistern!

Auf unserer 7-tägigen Exkursion erleben Sie alle Facetten dieses faszinierenden Anlasses. Insgesamt haben 190 Länder ihre Teilnahme an der aufgrund der Corona-Krise verschobenen Expo zugesagt. Das Thema «Connecting Minds, Creating the Future» verspricht spannende Einsichten und Diskussionen.

Nach der Landung in der Wüstenstadt erfolgt der Transfer ins 4-Sterne-Hotel «Wyndham Dubai Marina». Mit der Monorail geht es auf die Insel Palm Jumeirah und durch die Dubai Marina. Nachmittags verschaffen Sie sich auf der Aussichtsplattform in der 124. Etage des Burj Khalifa einen ersten Überblick über die Metropole der Superlative und besuchen das Baufeld Dubai Creek Harbour, wo das höchste Gebäude der Welt entstehen soll.

An der Expo 2020 besuchen Sie den Schweizer Pavillon «Reflections» und erkunden die architektonischen Höhepunkte der Weltausstellung, so etwa den Mobilitätspavillon des Architekturbüros Foster+Partners oder den Nachhaltigkeitspavillon von Grimshaw Architects.

Weiter auf dem Programm steht eine Jeep-Safari durch die Wüste mit Barbecue im Dünen-Camp. Auf einer geführten Ganztagestour lernen Sie die städtebaulichen Highlights von Abu Dhabi kennen und besuchen den Louvre Abu Dhabi, der nach dem Entwurf des Architekten Jean Nouvel gebaut wurde.



©fotolia.com/alekskai



©fotolia.com/ewlyn

Platin-Club-Spezialangebot

Leserreise an die Expo 2020 in Dubai

Leistungen:

- Emirates-Flug Zürich–Dubai–Zürich
- 5 Übernachtungen im «Superior Room» mit Frühstück im Hotel «Wyndham Dubai Marina»
- 1 Willkommens-Abendessen
- Stadtbesichtigung «Dubai, die moderne Metropole»
- Besuch der Expo 2020, inkl. Eintritt
- «Abu Dhabi und der Louvre», inkl. Eintritte
- «Desert-Safari», Barbecue und Getränke
- Qualifizierte, deutschsprachige Reiseleitung
- Ausführliche Reiseunterlagen

Preis pro Person im Doppelzimmer:

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 2190.–
Für Nicht-Abonnenten: Fr. 2390.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 340.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch.

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

Ist der Booster gefährlich?

Ende Dezember 2021 sind über 1500 Personen mehr gestorben als statistisch erwartet. Liegt es an der Impfung? Die Behörden beschwichtigen.

Florian Schwab

Als das damals neuartige Coronavirus erstmals helvetischen Boden berührte, war die Übersterblichkeit bald in aller Munde. «Die Zahl der Toten ist hochgeschneit», konstatierte die NZZ Anfang April 2020.

Heute hört und liest man wenig über das Thema. Dabei ist es akuter als in der ersten Covid-Phase. Für jede Kalenderwoche publiziert das Bundesamt für Statistik (BfS) die Todesfallzahlen. Während es bei den unter 65-Jährigen keine grossen Ausschläge gibt, lässt die Entwicklung bei den über 65-Jährigen zum Jahresende aufhorchen: In den letzten sechs Wochen des Jahres 2021 starben aus dieser Altersgruppe insgesamt 1611 Personen mehr, als statistisch zu erwarten stand. Mit oder an Covid-19 sind im gleichen Zeitraum lediglich 797 über 65-Jährige verstorben.

Es verbleibt also eine Übersterblichkeit von 814 Personen in diesen sechs Wochen, die selbst

dann nicht durch Covid erklärbar ist, wenn man sämtliche Covid-Tote der Pandemie zuschreibt – bekanntlich wird bei den vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) ausgewiesenen Covid-Sterbefällen nicht erfasst, ob diese tatsächlich an der Krankheit verstorben sind oder ob sie zum Beispiel unter ein Tram kamen.

Ursächliche Beziehung?

Alles nur Zufall? Das schliesst die Statistik aus. Das BfS veröffentlicht nämlich auch eine harte Obergrenze der Sterbefälle in einer bestimmten Woche, die mit 99-prozentiger Wahrscheinlichkeit nicht überschritten wird, solange alles normal läuft. Selbst wenn man von dieser obersten Grenze die Covid-Todesfälle abzieht, verbleiben 284 unerklärte Todesfälle.

Diese Entwicklung ist in der Grafik dargestellt. Der rechte Bereich zeigt die Kalenderwochen 46 bis und mit 51. Hier ist nur die Übersterblich-

keit veranschaulicht, also ohne die statistisch normalerweise zu erwartenden Todesfälle. In Woche 46 verzeichnete die Schweiz bei den über 65-Jährigen eine totale Übersterblichkeit von 179 Personen, als aussergewöhnlich können davon statistisch gesichert 92 Todesfälle gelten (harte Übersterblichkeit). Vor diesem Hintergrund markiert die violette Kurve die Anzahl der an oder mit Covid Verstorbenen (78 in Woche 46). Als durch die ausgewiesenen Covid-Todesfälle nicht erklärte Differenz verbleibt die Fläche zwischen den Covid-Todesfällen (violett) und den beiden Kurven der Übersterblichkeit.

Augenfällig ist der zeitliche Zusammenhang: Die unerklärte Übersterblichkeit bei den Älteren begann mit der Booster-Impfung und verstärkte sich dann während der Drittimpfungskampagne. Besteht allenfalls eine ursächliche Beziehung zwischen Übersterblichkeit und Booster-Impfung, wie ihn manche Wissenschaftler für andere Länder vermuten? Die *Weltwoche* hat sowohl beim BAG als behördlicher Instanz für die Gesundheit im Lande als auch bei Swissmedic als Meldestelle für Nebenwirkungen der Impfstoffe nachgefragt.

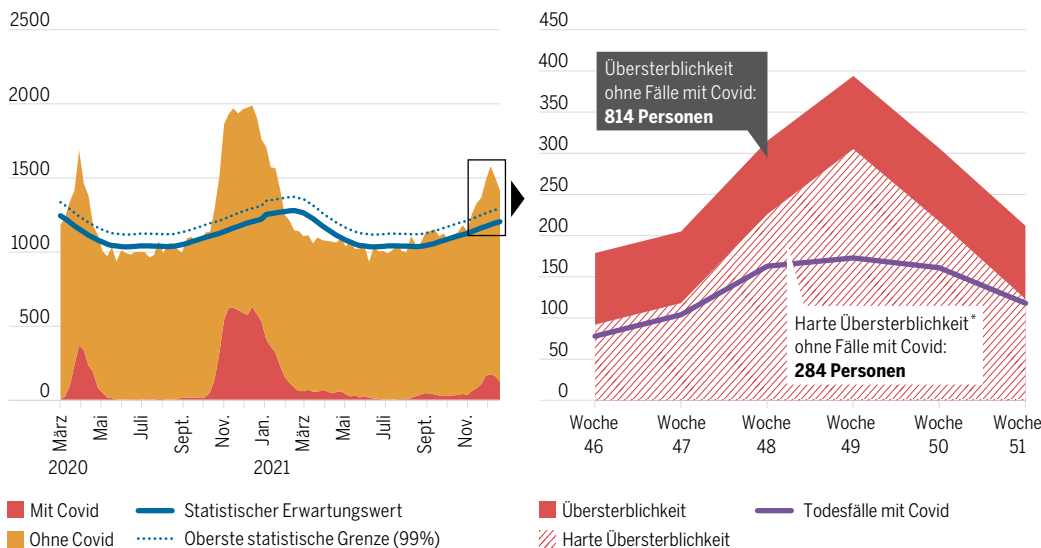
«Nicht gesichert»

Swissmedic will auf Anfrage einen solchen Zusammenhang nicht ausschliessen, aber auch nicht bestätigen. Die von der Organisation gesammelten Spontanmeldungen über Impfnebenwirkungen würden «hinsichtlich Aussagekraft oft überschätzt oder falsch interpretiert». Im Einzelfall sei «ein kausaler Zusammenhang» durch die Meldungen «nicht gesichert». Zweck der Meldungen sei es vielmehr, «Hinweise auf bislang unbekannte oder unzureichend beschriebene Nebenwirkungen zu erhalten», was im Fall der Covid-Impfungen «eindrücklich» gelungen sei.

Wie erklärt sich die Übersterblichkeit? Kann ein Zusammenhang zur Impfung ausgeschlossen werden? Das BAG äusserte sich bis zur Drucklegung der *Weltwoche* nicht. Es bleibt also der Befund: Gleichzeitig mit der Booster-Kampagne sind Hunderte ältere Schweizer unverhofft verstorben – und keiner weiss, wieso.

Übersterblichkeit im Verhältnis zu Todesfällen mit Covid

Entwicklung der Todesfälle 65+ und der Übersterblichkeit im Verhältnis zu Todesfällen mit Covid, Übersterblichkeit Ende 2021



*Harte Übersterblichkeit: Differenz zwischen den tatsächlich beobachteten Todesfällen und dem mit 99-prozentiger Wahrscheinlichkeit statistisch zu erwartenden Maximum an Todesfällen während einer Woche.

QUELLE: BUNDESAMT FÜR GESUNDHEIT, BUNDESAMT FÜR STATISTIK, EIGENE BERECHNUNGEN

Gleichzeitig mit der Booster-Kampagne sind Hunderte ältere Schweizer unverhofft verstorben.

Liebe Susanne Hochuli

Ich schreibe Ihnen als Präsidentin von Greenpeace Schweiz, um Ihnen mitzuteilen, dass meine Familie ab sofort auf die jährliche Unterstützung von Greenpeace verzichtet. Grund: Greenpeace France hat den bekannten Schauspieler Lambert Wilson als Mitglied rausgeschmissen, nachdem er zwanzig Jahre lang als Botschafter der Organisation gewirkt hatte.

Dieser Ausschluss ist ebenso skandalös und ungerecht wie unverständlich. Offenbar betreibt Greenpeace France unter dem Deckmäntelchen des Umweltschutzes eine radikale Woke-Politik mit Cancel-Culture und Gesinnungsterror gegenüber unbescholtenen Persönlichkeiten.

Lambert Wilson hat in einem Interview die Haltung der Humoristin Florence Foresti kritisiert, die sich während der Verleihung der französischen Filmpreise César mehrmals über Roman Polanski lustig gemacht hatte, der für seinen Film «J'accuse» über die Affäre Drey-



Woke-Politik und Cancel-Culture:
Greenpeace-Chefin Hochuli.

fus geehrt wurde. Wilson ist der Meinung, dass Filmpreise dem Film gelten und nicht für Demonstrationen zur Verurteilung von Personen genutzt werden sollten. Ohne sich dabei für oder gegen Polanski auszusprechen. Zwei Tage nach dem Interview teilte ihm Greenpeace – ohne Anhörung – mit, dass er nicht mehr er-

wünscht sei, denn «die Unterstützer von Greenpeace wünschen jemanden nicht mehr zu tragen, der sich auf diese Art äussert».

Ich kann eigentlich Lambert Wilson nur recht geben und will meinerseits nicht dazu beitragen, dass mit Spendengeldern, die zum Schutze von Natur, Tier- und Meereswelt eingetrieben werden, radikale Bewegungen unterstützt werden, die offenbar Greenpeace unterwandert haben.

Ich hoffe, dass es in der Schweiz noch nicht so weit ist. Und denke, Sie sind es Ihren Spendern schuldig, sich in aller Form von diesem Rausschmiss von Lambert Wilson zu distanzieren.

Wenn nicht, fordere ich alle Natur- und Tierfreunde auf, Greenpeace fortan nicht mehr zu unterstützen.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Philipp Gut



So etwas gibt es nur in der Schweiz: Obwohl ich kein Politiker bin und nicht einmal einer Partei angehöre, führe ich in diesen Tagen und Wochen das Leben eines solchen – als Temporärarbeiter der direkten Demokratie. Als Geschäftsführer des Referendumskomitees «Mediengesetz Nein» bekämpfe ich gemeinsam mit einer Handvoll Mitstreiter das neue Mediengesetz, das in Bundesrat und Parlament geräuschlos durchgeflutscht ist. Am Anfang muss darum ein Lob unseres partizipativen politischen Systems stehen: In keinem anderen Land der Welt ist es möglich, dass ein Minitrüppchen von drei, vier stinknormalen Bürgern das Polit-Establishment herausfordert und eine Volksabstimmung erzwingt. Am 13. Februar kommt es nun zum Showdown an der Urne.

Erfahrene Polit-Profis haben uns von diesem Kamikaze-Vorhaben abgeraten, da es schwer zu erklären, zu wenig emotional und daher chancenlos sei. Warum haben wir dann trotzdem den aussichtslos scheinenden Kampf aufgenommen?

Ganz einfach: Weil dieses Mediengesetz eine Katastrophe ist. Da wurde von allen Seiten lobbyiert, wurden Zückerchen hier und Zückerchen dort verteilt – mit dem Effekt, dass am Ende das Gegenteil von dem herauskam, was die federführende Bundesrätin Simonetta Sommaruga verkündet: Anstatt dass die kleinen Verlage unterstützt und innovative neue Medien gefördert werden, kassieren die Grossverleger ab, und die bestehenden oligopolistischen Strukturen werden zementiert.

Nun aber schleunigst zum Wochen-Schnelldurchlauf. Der Montag startete

mit einer Knacknuss: Vor der FDP des Kantons Luzerns vertrat ich das Nein, ein regionaler Verleger das Ja. Dumm dabei: Diesen Verleger duzten alle vertraulich, denn er ist selbst FDP-Mitglied. Erschwerend kam hinzu, dass mit Ständerat Damian Müller auch der unangefochtene FDP-Platzhirsch für ein Ja weibelte. Dennoch votierte die Basis für ein Nein.

Am Dienstag dasselbe Spiel im Kanton Aargau. Der FDP-Parteitag stellte mir wieder einen Verleger aus den eigenen Reihen gegenüber. Und wieder erhielt er Sukkurs von der Prominenz, diesmal in Gestalt der ehemaligen Ständerätin Christine Egerszegi. Die von mir verteidigte liberale Medienordnung ohne zusätzliche direkte Staatsfinanzierung führe schnurstracks in die «gelenkte Demokratie», wo düstere Investoren wie Lord Vol demort alias Christoph Blocher das Sagen hätten, warnte Egerszegi sinngemäss. Das verfiel nicht. Es gab ein deutliches Nein.

Spät am Abend dann der bereits legendäre «Club» im Schweizer Fernsehen. *Knock, knock, knockin' on neighbour's door.* Das Bild, wie Moderatorin Barbara Lüthi an die Plexiglasscheibe klopft, um mein Argument von den durch die Staatsdroge Subvention angefixten Medien zu unterbrechen, wurde zum Symbol einer leidenschaftlichen, von der *Weltwoche* und anderen Schneeflocken als «Skandal» bezeichneten Debatte. Twitter, das Selbstbefriedigungsorgan der linken Journalistenszene, tobte. Was die Kollegen nicht wussten: Es war unsere erklärte Strategie, den «Club», der im Normalfall von sich zunickehenden und vor sich hin dösenden Experten bevölkert wird, zur «Arena» umzupolen. Maximale Aufmerksamkeit für das Mediengesetz, um dann am Freitag in der richtigen «Arena»

erneut die Erwartungen zu brechen: Simonetta Sommaruga nie überfahren oder unterbrechen. Dafür Wirkungstreffer landen bei den prominent abwesenden Profiteuren des Mediengesetzes, bei Verlegerpräsident und TX-Group-VRP Pietro Supino beispielsweise.

Zwischen «Club» und «Arena» die ganze Bandbreite: einstimmige Nein-Parolen nach Auftritten bei SVP-Kantonalparteien, Chancenlosigkeit bei der SP und der Gang in die Höhle des Löwen bei den Solothurner Filmtagen, wo sich Linke unter Linken tummeln. Moderiert wurde der Anlass von einem schlagseitigen WoZ-Journalisten, für dessen Blatt ich – auch eine Erkenntnis der Woche – ein «Scharfmacher» und Schlimmeres bin. Spass gemacht hat's trotzdem. Auch dank der aufgeladenen Atmosphäre in diesem elegant-verlumpten Barock-Café direkt an der Aare.

Und sonst? Als Wanderprediger der direkten Demokratie kann man sich über mangelnde Arbeit nicht beklagen. Und man sollte auch das Basteln an der nächsten Bombe nicht ganz vergessen. Pardon, «Tischbombe», wie der Verlegerverbandsvertreter in der «Arena» den Fall Walder/Ringier kleinredete. Dafür sind wir dankbar. Unterschätzt zu werden, ist das Beste, was unserer David-gegen-Goliath-Gurkentruppe in diesem Abstimmungskampf passieren kann.

Philipp Gut ist Geschäftsführer des Referendumskomitees «Mediengesetz Nein», Inhaber der Agentur Gut Communications, Journalist beim *Nebelspalter*, Buchautor und Verleger der *Umwelt-Zeitung*. Bis 2019 war er Vize-Chefredaktor der *Weltwoche*.

Schönreden und wegschauen

Alle fürchten sich vor einer Energiekrise. Nur Bundesrätin Simonetta Sommaruga nicht. Sie hat einen Plan, der eigentlich die Ursache des Problems ist.

Wer sich den Twitter-Account von Energieministerin Simonetta Sommaruga anschaut, muss glauben, sie habe in der Energiepolitik alles im Griff. Die beste Rückversicherung für eine gute Stromversorgung sei unser Reservoir in den Alpen, verkündete sie vor kurzem frohgemut. Sie werde deshalb die sogenannte Wasserkraftreserve schon früher realisieren, damit man nächsten Winter eine Reserve für den Notfall habe. Es geht darum, dass die Wasserkraftproduzenten einen Teil des Wassers in den Stauseen zurückbehalten. Dafür sollten sie entschädigt werden, das hat sie zuvor auch im Interview mit Tamedia-Zeitungen ausgeführt.

Die Energieministerin bestätigt also eine Notlage, auch wenn sie die Sache schönzureden versucht. Noch im Oktober spielte sie die Gefahr weit herunter. Das für 2025 errechnete Worst-Case-Szenario trete nur dann ein, wenn die Atomkraftwerke Beznau I und II sowie ein Drittel der französischen Atomkraftwerke ausfielen und die EU den Stromimport in die Schweiz beschränke, sagte sie zu einer Studie, in der vor einer Strommangellage gewarnt wurde. Für sie war das höchst unwahrscheinlich.

«Wir sind nicht im Krieg»

Die Kritik am Energiekurs der SP-Bundesrätin hat sich seither noch verstärkt. Bei der Delegiertenversammlung der SVP im jurassischen Reconvilier feuerte Anfang Oktober SVP-Präsident Marco Chiesa eine Breitseite gegen die Energieministerin ab. Chiesa verlangte eine neuerliche Energiewende zum Status quo ante und einen Stromgeneral, der bis zum Sommer 2022 Lösungen erarbeiten soll. Dies, um auch in Zukunft eine sichere Stromversorgung zu gewährleisten. Sommarugas lapidare Antwort auf diesen Vorschlag: «Wir sind nicht im Krieg.»

Vor einigen Tagen ist auch die FDP-Spitze mit Präsident Thierry Burkart vorgeprescht und forderte wie die SVP eine Aufhebung des Verbots für neue Atomkraftwerke. Was die SP-Bundesrätin zu solchen Überlegungen denkt, hat sie auch schon kundgetan. Die Schweiz könne mit Sonnenenergie mehr Strom produzieren als mit vier Atomkraftwerken.



Sonne, Wind und Wasser: Sommaruga.

Sommaruga hat einen Plan, wie sie das selber einmal gegenüber den Medien sagte: die «Energieperspektiven 2050+». Dabei bringt dieses Konzept die Schweiz mächtig in die Bredouille. Aufgegleist hat es ihre Vorgängerin Doris Leuthard (Mitte) nach dem Reaktorunfall im japanischen Fukushima. Es sieht ein Verbot zum Bau

Solange sie im Uvek sitzt, wird sich am Kurs nichts ändern – egal, wie viele Experten ihr die Türen einrennen.

neuer Kernkraftwerke vor. Als Ersatz für den wegfallenden Atomstrom will man erneuerbare Energien wie Wasserkraft, Sonne, Wind und Biomasse im grossen Stil fördern. Gleichzeitig soll die Energieeffizienz erhöht werden.

Dieser Umbau beinhaltet einen Konstruktionsfehler: Er macht uns noch abhängiger von Stromimporten aus dem Ausland. Sommaruga hat mit ihren Klimaschutzplänen das Problem grösser werden lassen. Sie will auch fossile Energien wie Öl und Gas durch grünen Strom ersetzen. Wie soll das funktionieren?, fragen sich heute viele Branchenkenner.

Künftige Stromimporte stehen auf wackligen Füßen, weil alle Länder um uns herum mit den gleichen Problemen kämpfen. Der Zubau von Wasserkraft, Solar- und Windenergie kommt im Inland trotz grosszügiger Subventionierung nur schleppend voran. Sommaruga macht dafür die Stromkonzerne verantwortlich. Sie hätten zu viel im Ausland und zu wenig in den Zubau erneuerbarer Energieträger investiert, sagte sie.

Tatsächlich muss die Schweiz aufpassen, dass sie nicht plötzlich wegen Stromengpässen im Dunkeln sitzt. Die abtretende Chefin des Berner Stromkonzerns BKW, Suzanne Thoma, hat vor einigen Tagen im *Bieler Tagblatt* gesagt, was Sache ist. «Wenn wir wirklich davon ausgehen, dass CO₂-Emissionen eine existenzielle Gefahr für uns sind, müssen wir die Kernenergie wieder ernsthaft prüfen», so Thoma.

Wo bleibt der versprochene Bericht?

Solange die SP-Bundesrätin im Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation sitzt, wird sich am Kurs nichts ändern – egal, wie viele Experten ihr die Türen einrennen. Was nicht in ihren Plan hineinpasst, lässt sie erfahrungsgemäss links liegen. Sie hat bisher nicht einmal alle Hausaufgaben zu der von ihr propagierten Energiewende gemacht. So wüsste man zum Beispiel gerne, wie sich die klimapolitische Netto-null-Politik bei den CO₂-Emissionen bis 2050 auf das Bruttoinlandprodukt (BIP) auswirkt.

In den «Energieperspektiven 2050+», der Bibel der Energiewende, wird auf Seite 29 angekündigt, dass man im zweiten Halbjahr 2021 dazu einen Bericht publizieren werde. Doch bis heute hat Sommaruga nicht geliefert. Schlimmer noch: Was ihr Departement zum Thema bisher verkündete, lässt einem die Haare zu Berge stehen. Zum Beispiel wird in den «Energieperspektiven» als Rahmenannahme nebenbei erwähnt, dass bis 2050 von einem BIP-Wachstum von 38 Prozent ausgegangen werde. Drei Monate später veröffentlichte Sommarugas Departement eine Medienmitteilung zur Verkehrsentwicklung, und darin rechnet man plötzlich mit einem BIP-Wachstum von 57 Prozent bis 2050. Seriöse Energiepolitik geht anders.

Pierin Vincenz und das Bankgeheimnis

Der Raiffeisen-Chef wollte das Bankgeheimnis auch im Inland schleifen.
Für seine eigenen Deals war ihm dessen Schutz durchaus recht.

Christoph Mörgeli

Wer Pierin Vincenz auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn zu später Stunde in einer Bar antraf, erlebte einen aufgeräumten, dominant auftretenden, aber dennoch kumpelhaften Gesprächspartner. Schon beim ersten Bier pflegte er zu sagen: «Ich bin der Pierin.» Sprach das Gegenüber von irgendeinem persönlichen oder geschäftlichen Projekt, stellte er grosszügige, unbürokratische Kredite seiner Bank in Aussicht. Wenn Vincenz bei solchen Gelegenheiten wegen seiner ablehnenden Haltung zum Schweizer Bankgeheimnis kritisiert wurde, holte er jeweils zu einer Erklärung aus, in der bei fast jedem Satz das Wort «pragmatisch» vorkam. Als Vorstandsmitglied der Schweizerischen Bankiervereinigung hatte der Bündner ursprünglich dem Erhalt des Bankgeheimnisses zugestimmt, machte aber 2012 eine Kehrtwende und schoss seither unentwegt dagegen.

«Geissenpeter-Karriere»

Das half dem Mann aus den Bergen, sich und seine Leistung bei Raiffeisen überall in bestem Licht in Szene zu setzen. Die *Schweizer Illustrierte* schwärmte von seiner angeblichen «Geissenpeter-Karriere». Dabei hat der Sohn eines ETH-Absolventen mit Dokortitel, CVP-Ständerats und Millionärs mit dem Geissenpeter so viel gemeinsam wie die Königin von England mit einem Kanalreiniger. «Goldrichtig» sei Pierin

Tagsüber spielte er im Kloster den Musterschüler, die Abende liess er im Rotlicht-Milieu ausklingen.

Vincenz gelegen mit seiner Kritik am Bankgeheimnis, lobte der *Blick* und tadelte alle, die ihn als «Totengräber des Bankgeheimnisses» beschimpft hätten. «Wir werden selbstverständlich die Weissgeld-Strategie umsetzen», zitierte das Ringier-Blatt den weissen Ritter. «Vincenz brach manches Tabu, doch die Geschichte gab ihm recht» – so wurde der «Lichtblick» zum Helden der Schweizergeschichte aufgeblasen. Laut Kolumnist Frank A. Meyer war er ein «vorzüglicher Bankchef, vor allem



Das Bankchefgeheimnis war ihm sympathisch: Banker Vincenz in Zürich, 25. Januar 2022.

auch ein honoriger, ein Banquier». Meyer nannte ihn den «klarsichtigen Banker», den «es zu feiern gilt». «Vincenz war ein Segen für die Branche», segnete und salbte ihn der *Sonntagsblick*. Heute fragt ausgerechnet dessen Chefredaktor Gieri Cavelti: «Läuft grundsätzlich etwas falsch, wenn ein solcher Blender als Heiliger verehrt wird?»

Den warmen Dauerapplaus der Medien genoss Pierin Vincenz tatsächlich ganz besonders als wirkungsvolle Abrissbirne des Bankgeheimnisses. «Wir sind im Grunde wie ein Bäcker oder Elektriker», sagte Vincenz, den Kleingewerbler spielend. Doch er, der hohe Löhne und Boni der Banker als «unsympathisch» verurteilte, bezog laut Prozessakten in seinen besten Zeiten einen gut versteckten, via Anwalt abgewickelten Jahreslohn von 14 Millionen Franken. Um gleichzeitig die 8,9 Millionen von UBS-Chef Sergio Ermotti «etwas komisch» zu finden.

So scharf sich Vincenz gegen das Bankkundengeheimnis aussprach, so sympathisch war ihm offenbar das Bankchefgeheimnis. Dabei bewältigte er permanent einen fast übermensch-

lichen Spagat: Tagsüber spielte er im Kloster Disentis den einstigen katholischen Musterschüler, die Abende liess er bei leichten Mädchen im Rotlicht-Milieu ausklingen. Er referierte in Luzern über «Ethik und Geld», um sich gleichzeitig an mutmasslich problematischen Firmenkonstrukten zu bereichern. Im gleissenden Scheinwerferlicht bekämpfte er das Bankgeheimnis im In- und Ausland, um es im schummrigen Dunkel für sich selber optimal auszunützen.

Bündner Traumpaar

Dabei hatte Pierin Vincenz schon vor zehn Jahren als einer der ersten Bankenvertreter begonnen, das Bankgeheimnis zur Disposition zu stellen. «Tabus darf es keine mehr geben», hielt er im *Tages-Anzeiger* fest. Auch mit der EU müsse es «zu einer Art freiem Datenaustausch kommen». Das «Bankgeheimnis zum Schutz der Steuerhinterziehung» sei nicht zu halten. Vincenz wörtlich: «Auch im Inland hat das Bankgeheimnis, wie wir es bis heute kennen, keine Zukunft mehr.» Für die Medien bildeten seine

«kernigen Auftritte» ein «wohltuendes Gegen- gewicht zur zahmen Bankiervereinigung». Ausdrücklich distanzierte sich Pierin Vincenz von der Privatsphären-Initiative des Bankiers und heutigen SVP-Nationalrats Thomas Matter, deren Druck schliesslich zumindest das in- ländische Bankgeheimnis zu retten vermochte.

Nachdem sich Pierin Vincenz öffentlich mit seiner früheren Churer Schulkameradin und nunmehrigen Bundesrätin Eveline Widmer- Schlumpf (BDP) und deren Finanzplatzstrategie verbündet hatte, trugen ihn die Medien erst recht auf Händen. Fortan war ein Bündner Traumpaar geboren, das vereint gegen die Kri- tik von rechts antrat. «Ich stehe gut zu ihr, sie

«Er will Vermögen verwalten und nicht Schwarzgeld verstecken.»

ist Bündnerin», bekannte sich Vincenz in der Sendung «Schawinski» zu Widmer-Schlumpf. Darum konnte die linke Basler *Tageswoche* die Verdienste des Raiffeisen-Chefs nicht genug hoch hängen: «Er pfeift aufs Bankgeheimnis und wäre bereit, den Steuerbehörden bekannt- zugeben, was auf den Konten der Kunden liegt. Er will Vermögen verwalten und nicht Schwarz- geld verstecken.»

Wasser predigen, Wein trinken

Im trauten Verbund mit Finanzministerin Widmer-Schlumpf ging Pierin Vincenz dem inländischen Bankgeheimnis an den Kragen. Gleichzeitig betonte er – angesichts seines tur- bulenten Doppellebens nicht erstaunlich – stets aufs Neue, wie notwendig der Schutz der Privat- sphäre weiterhin sei. Dabei schien ihm zu ent- gehen, dass eine finanzielle Privatsphäre ohne Bankgeheimnis nicht zu haben ist. Neuerdings zeigen die Prozessakten ein erstaunliches Bild: Mit seinen Geheimkonstrukten und fragwür- digen Deals wählte Vincenz seine Privatsphäre unter dem Schutz und Schirm des ewigen Bank- geheimnisses. Er glaubte fest daran, dass von sei- nen Transaktionen nie auch nur das Geringste an die Öffentlichkeit dringen werde. Das Por-

tal *InsideParadeplatz* urteilte so: «Klassisch Was- ser predigen, Wein trinken: Auf der Kanzel den Bankgeheimnis-Schleifer spielen, privat sich dank dem gleichen Geheimnis in Sicherheit wähnen.»

Hätte das Schweizer Bankgeheimnis wasser- dicht funktioniert, wäre Pierin Vincenz noch heute dessen umjubelter Kritiker. Denn aus- gerechnet ein Bruch dieses Bankgeheimnisses brachte ihn zu Fall. Im Jahr 2016 erschienen bei *InsideParadeplatz* die ersten Artikel über vertrau- liche Transaktionen zwischen dem früheren Raiffeisen-CEO Vincenz und einem Geschäfts- partner. Diese liefen über die Bank Julius Bär, bei deren Mitarbeiter die Staatsanwalt- schaft jetzt wegen des Offizialdelikts Bruch des Bankgeheimnisses ermittelt. Andererseits hat die Staatsanwaltschaft Klage gegen Vincenz und weitere Ver- dächtigte erhoben wegen mutmasslich illegaler Beteiligungen an Start-up- Firmen, die sie an Raiffeisen und deren Tochterfirma Aduno verkauft haben. Es steht der Vorwurf einer strafrechtlich re- levanten Bereicherung im Raum, dazu lautet die Anklage auf gewerbsmässigen Betrug, Veruntreuung, Urkunden- fälschung und passive Bestechung. Kein Thema in der Anklageschrift sind mög- liche Insider-Delikte und Steuerhinter- zziehung.

Auch bei seinen Privatanlagen setzte Pierin Vincenz auf den Schutz der Privat- sphäre und hielt seine Vermögenswerte bei zwölf verschiedenen Banken ausser- halb von Raiffeisen. Vor allem über ein Konto bei der LGT in Vaduz liefen hohe Zahlungen, etwa für verdeckte Löhne oder Börsengeschäfte. Mit einer Molda- wierin, die er in einem Zürcher Nachtclub ge- troffen hatte, einigte sich Vincenz auf die Be- zahlung von mindestens 1,5 Millionen Franken in Raten über eine Firma in Liechtenstein. Als Gegenleistung zog die Frau eine polizeiliche An- zeige gegen Vincenz wegen einer tätlichen Aus- einandersetzung zurück. Für Vincenz stand bei dieser aus dem Ruder gelaufenen Affäre nicht weniger als der CEO-Job mitsamt seiner Ehe auf dem Spiel. Das Geld floss über ein extra ein- gerichtetes Konto der Bank Julius Bär. Auch hier war Pierin Vincenz zweifellos heilfroh über die Existenz des helvetischen Bankgeheimnisses.

Vor allem wäre ohne Bankgeheimnis schon viel früher aufgefliegen, dass Pierin Vincenz grosse Summen auf Konten bei anderen Ban- ken hielt und einen schwunghaften, wenn auch wenig erfolgreichen Aktien- und Devisenhandel betrieb. Dies kann nur verwundern, denn so wenig ein Nationalbankpräsident Währungs- geschäfte tätigen soll, darf der CEO einer system- relevanten Grossbank im Normalfall Konten auf Drittbanken führen. Den Überresten des Schweizer Bankgeheimnisses und schweize-

rischen Gesetzen ist Vincenz ausgewichen, in- dem er mutmassliche Insider-Transaktionen bei der LGT in Liechtenstein tätigte. Was er vorher mitdemoliert hat, wurde jetzt durch ihn um- gangen, um für sich selber ein wasserdichteres Bankgeheimnis zu beanspruchen. Selbstver- ständlich gilt die Unschuldsvermutung.

Applaus von links

Pierin Vincenz fiel es nicht nur als «Vorzeige- Banker und Sympathieträger des Banken- platzes Schweiz» (*Bündner Tagblatt*) leicht, das Bankgeheimnis für Ausländer unschicklich zu bestatten. Mit Raiffeisen leitete er eine Inland-

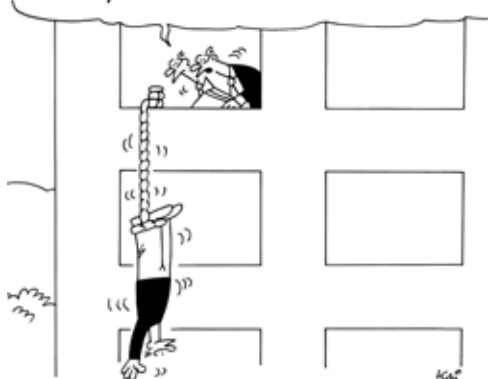


Doppelleben: mit Bundesrätin Widmer-Schlumpf.

bank, deren Auslandkundschaft zahlenmässig zu vernachlässigen ist. Ausgerechnet er erklärte das Bankgeheimnis ohne Not für tot – und zwar vorausseilend sowie von medialem und politi- schem Applaus von links der Mitte befeuert. Damit mag er sich und seiner Bank genützt haben, aber das Vorpreschen auf Kosten vieler anderer Schweizer Banken und des Banken- platzes insgesamt war nicht eben die Art des feinen Mannes. Von einem Vorstandsmitglied der Bankiervereinigung hätte man ein solches Verhalten nicht unbedingt erwarten müssen.

Über die Verteidiger des Bankgeheimnisses urteilte Pierin Vincenz als Gast der Sendung «Giacobbo/Müller» im Schweizer Fernsehen so: Zwar gebe es noch Einzelne, die auf ver- lorenem Posten kämpften. Aber, meinte er unter höhnischem Gelächter des Publikums zur Ver- haftung etlicher Angestellten von Schweizer Banken im Ausland: «Das sind dann auch die, die nicht mehr nach Amerika reisen.» Dieser Tage beurteilt das Zürcher Bezirksgericht, ob der Angeklagte Pierin Vincenz in nächster Zeit noch irgendwohin reist.

DIESES ESCAPE-ROOM-TRAINING MACHT ER
IMMER, WENN MAN IHM ARBEIT BRINGT ...



Er wirkte wie ein Kompass

Der ehemalige Raiffeisen-Chef ist angeklagt wegen Schädigung des Unternehmens. Was hat er eigentlich für dessen Entwicklung getan?

Paul Gemperle und Beat Gygi

Der frühere Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz steht im grellen Licht des Strafprozesses. Enorm geschadet habe er der Firma, lautet die Anschuldigung. Wie sieht es auf der Nutzenseite aus? Was trug er zur Entwicklung der Bank bei? Kurz: In seinen knapp zwanzig Raiffeisen-Jahren, vom Eintritt 1996 als Finanzchef bis zur Frühpensionierung als CEO im Herbst 2015, wurde Raiffeisen vom ländlichen Genossenschaftsinstitut zur drittgrössten Bankengruppe des Landes und verdoppelte sich volumenmässig.

Als «dritte Kraft» und bedeutendste Schweizer Retail-Bank mit gut 1,9 Millionen Genossenschaftern und 3,6 Millionen Kunden wird das Institut seit 2014 regulatorisch als systemrelevant eingestuft. Die etwa 220 genossenschaftlich organisierten, ziemlich eigenständigen Raiffeisenbanken an 820 Standorten gewannen vor allem im Hypothekargeschäft Marktanteile. Darüber wurde Raiffeisen Schweiz als Dachorganisation eingerichtet. Diese Zentrale war das Aktionsfeld von Vincenz, da versuchte er die Gruppe zu modernisieren, um Private Banking, Anlagemanagement, auch Private Equity und Derivate-Geschäfte zu ergänzen. Hier fädelte er auch die komplexen, teilweise intransparenten Transaktionen ein, deretwegen er angeklagt ist.

Stallgeruch

Wie kam es so weit? Vincenz wurde 1956 im bündnerischen Andiastr geboren, das er durch sein ganzes Leben hindurch immer wieder als Heimat und Orientierungspunkt pries, auch als Quell berglerischer Eigenwilligkeit. Sein Vater, Ständerat, Ingenieur, auch Verwaltungsrat von Raiffeisen, war ihm Vorbild. Nach Ausbildungsabbrüchen studierte er mit 26 Betriebswirtschaft an der Universität St. Gallen (HSG), wo er Weggefährten wie Peter Spuhler traf.

Nach dem Doktorat ging er 1979 zur Schweizerischen Treuhandgesellschaft, später zum Schweizerischen Bankverein, dann zu Hunter Douglas, er lernte Finanz-Deals. 1996 begann er in der Raiffeisen-Gruppe als Finanzchef, 1999

wurde er Vorsitzender der Geschäftsleitung. In dieser Funktion wirkte er in Zeitungen, im Fernsehen, an Podien und Anlässen derart gewinnend, dass die Öffentlichkeit die Entwicklung von Raiffeisen stark mit seiner Person in Verbindung brachte.

Seine Gabe, Menschen zu beeindrucken, gedieh. Raiffeisen wurde zu einer Art Vincenz-Veranstaltung, Vincenz zur Verkörperung der ehemaligen



Fassbar, gesellig, vertrauenerweckend: Ex-Bankmanager Vincenz.

«Bauernbank», die immer fortschrittlicher wird, vom Land her in die Städte, in die gehobene Gesellschaft, in die moderne Finanzwelt, in die professionellen Märkte expandiert. Seine Botschaft war, man sei anders als die Grosskonzerne; die Genossenschaftsbanken seien im Gegensatz zu den Grossbanken in ländlichen Traditionen, in Solidität, Bodenständigkeit, Ehrlichkeit verhaftet. «Den Stallgeruch werden wir behalten», sagte er 2011 in der *Schweizer Illustrierten*.

Kaderleuten in den lokalen Banken war diese Publikumswirkung mehrheitlich willkommen. Der oberste Chef aus der Zentrale war bei Kundenanlässen dabei, erklärte das Geschäft, verstand die Probleme der Leute, war fassbar, gesellig, ver-

trauenerweckend. In seiner Führungssicherheit wirkte er auf viele Interne wie ein Kompass oder Trendsetter. Man sah in ihm den Motivator, der fachlich versiert argumentiert, auf Dialog statt Kommandieren setzt. So wurde auch sein Gehalt von über drei Millionen Franken als angemessen beurteilt, da er ja Wachstum und Aufbruch in die Bank bringe. Doch als er seine zweite Ehefrau Nadja Ceregato zur Leiterin des Rechtsdienstes beförderte, wurden kritische Stimmen laut, indes verhallten diese ergebnislos, zumal der Verwaltungsrat auch nicht reagierte.

Im Quartier und im Kochklub

Vincenz wohnte in St. Gallen, umringt von grossen Ostschweizer Namen, Fussballklubpräsidenten, Ärzten, Unternehmern, Generalagenten, Rotary-Kollegen. Ein Sympathieträger sei er gewesen mit seinem Bündner Dialekt, heisst es, an Feierlichkeiten locker dabei, Probleme blitzschnell erfassend, er, der Bodenständige, stets Frohgestimmte, der sich im Quartier mit dem Kinderspielplatz ebenso engagiert befasste wie mit Tempo 30, die Argumente überzeugend ordnete und im Kochklub prominent mitmischte. Der Schicksalsschlag jenes Sonntags im Jahr 2000, als Brigitte, seine Frau und Mutter seiner Zwillingstöchter, zusammenbrach und kurz darauf starb, war ebenso Teil des Bildes, das man von ihm hatte, wie die wärmende Hausatmosphäre, die nach der Verheiratung mit Nadja Ceregato und durch die beflissene Mithilfe der Schwiegermutter in der Kindererziehung entstand.

Dass er nun wegen der bekanntgewordenen Vergehen vor Gericht steht, können viele kaum oder gar nicht mit diesen Bildern in Einklang bringen. Dass Vincenz oft sagte, als oberster Lenker der Bank sei er praktisch «mit einem Bein immer im Gefängnis», sahen sie jeweils genau als Zeichen dafür, dass er besonders umsichtig vorgehe. Einige berichten, es gebe offenbar so etwas wie zwei Häuser. Eine Art Bruch könnte erfolgt sein, als er sich in Teufen eine Prunkvilla bauen liess. Als wäre ein Schalter umgelegt worden, so mute es an.



DIE WELTWOCHEN

Neue App, neue Website.
Jetzt testen.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

Es lebt nur, was bebt

Vulkane sind auch nicht gross anders als Menschen.



Ventile des Planeten.

Lch stelle mir die Erdkruste so fragil vor wie jene dünne Hülle, die unsere Seele umgibt. Darunter brodelt das Magma des formlosen Seins, sammelt sich in Kammern, immer mehr fliesst in sie hinein, und dann, wenn der Druck zu gross wird, schießt es durch Risse hoch und ergiesst sich aus einem Vulkan als Lava in Wasser und über Landmassen, zerstört das Bestehende und schafft Neues.

Gut 1500 aktive Vulkane sind über die Welt verteilt. Sie sind die Ventile des Planeten, um in seinem Inneren im Gleichgewicht zu bleiben, um nicht unter dem eigenen Druck zu platzen. Sie sind wie Menschen, wenn man so will. Führen lange ein leises Dasein, und dann verändert sich irgendetwas, und der Druck wird immer grösser. Da sind kleine Veränderungen zuerst, die das Grosse ankündigen, die Erde bebt ein wenig, hervorgerufen vom Magma, das sich seinen Weg in den Schlot des Vulkans bahnt. Am Ende des Schlots steigt Rauch auf, nur ein bisschen, es sind Warnsignale.

Meist beruhigt sich der Vulkan wieder, die Beben verschwinden, der Rauch versiegt, und der Vulkan fällt zurück in sein dämmerndes Sein. Aber manchmal wird der Druck übermächtig, und er explodiert und lässt die ganze Welt daran teilhaben, bevor er in sich zerfällt und im Laufe der Zeit zu Erinnerung verkaltet.

24. August 79: Pompeji, zugedeckt vom Auswurf des Vesuv, der pyroklastische Ströme,

Glutwolken, über die Stadt rasen lässt und sie aussehen lässt wie eine riesige Backware.

Im Jahr 1815 hielt der Tambora in Indonesien dem Druck seiner Existenz nicht mehr stand, nur 25 von 12 000 Menschen überlebten seine Eruption. Er setzte so viel Staub frei, dass die Sonne verdunkelte, das nächste Jahr war das «Jahr ohne Sommer», ohne Ernte und mit grenzenlosem Hunger. 27. August 1883: Krakatau. Seine finale Explosion war das lauteste je aufgezeichnete Geräusch, man hörte es noch in über 4800 Kilometer Entfernung. Seine Druckwelle umrundete die Erdkugel sieben Mal, die von ihm ausgelösten Tsunami schufen Wellen von vierzig Meter Höhe und rissen 36 000 Menschen in den Tod. Der Himmel über Europa verfärbte sich wegen des Staubs in der Atmosphäre glutrot.

Oder der Eyjafjallajökull in Island, dessen Asche wochenlang den europäischen Flugverkehr lahmlegte. Der Cumbre Vieja auf La Palma, der unlängst die Schokoladenseite der Insel dunkel färbte. Und vor ein paar Tagen der Hunga Tonga-Hunga Ha'apai, der innert Stunden aus einer Insel, die einst 3,5 Quadratkilometer gross war, zwei kleine machte mit einer Fläche von 230 000 Quadratmetern. Der Rest: davongeflogen, in Staub aufgegangen oder versunken.

Wir gehen auf wackligem Grund durchs Leben. Da sind 300 Erdbeben pro Tag, die meisten spüren nur Seismografen, es sind

Seebeben, hervorgerufen durch das Gerangel tektonischer Platten, dieser sieben Titanen im Inneren der Erde, die um ihren Platz kämpfen. Umso erstaunlicher ist es, dass wir dabei so selten nur auf dem Schlachtfeld der Schöpfung den Tod finden.

Paradoxerweise beruhigen mich diese Wallungen der Welt, weil sie uns zu einer Art Seelenverwandte machen. Was uns verbindet, ist, dass es in uns beiden täglich zu kleineren und grösseren Verschiebungen der Dinge kommt. Und dass nicht jedes Beben gleich eine Katastrophe bedeutet, weil nicht jede Erschütterung, nicht jede Magmakammer die Kraft hat, bis ganz nach oben zu gelangen.

Aber dass jede Erschütterung, auch wenn sie nicht spürbar ist, irgendwann die Hülle zu durchbrechen vermag und den Boden, auf dem ich zu stehen glaube, ins Wanken bringen könnte. Und dass die aufgerissenen Stellen zuwachsen und vielleicht widerstandsfähiger sein werden als die unverletzten. Weil, wenn man so will, es lebt nur, was bebt.

Das ist das Tröstliche, dass wir alle im selben Boot sitzen, jeder Einzelne, die ganze Welt. Dass wir alle brodeln unter dünner Kruste, den Kräften ausgeliefert bisweilen und manchmal nur noch mit wenig Hoffnung, nicht zu straucheln beim grossen Tanz auf dem Vulkan. Und dann doch weitermachen, jeden Tag, wie die Welt auch.

PERSONENKONTROLLE

Fehr, Brabeck-Letmathe, Gmür, Amherd, Parmelin, Ardern, Hollande



Rastlos: Manager Brabeck-Letmathe.

Jacqueline Fehr, Freikäuferin in eigener Sache, musste tief in die Tasche greifen. Dabei geht es bei der Zürcher SP-Regierungsrätin selbstverständlich nicht um die eigene Tasche, sondern um jene der Steuerzahler. Fehr hat wegen Covid in eigener Machtvollkommenheit der albanischen Gemeinschaft keine 48 Stunden vor Beginn deren Alba-Festival untersagt. Am gleichen Wochenende durfte aber ein politischer Grossanlass mit 20 000 Teilnehmern für die «Ehe für alle» stattfinden. Sofort wurden Diskriminierungs-, ja Rassismussvorwürfe laut. Das wollte Jacqueline Fehr nicht auf sich sitzen lassen. Sie entschädigte die albanischen Organisatoren mit über einer Million Franken aus der Staatskasse. Die *Weltwoche* schrieb in der letzten Ausgabe noch von einer halben Million und entschuldigt sich für die bodenlose Unterbreitung. (*mö*)

Peter Brabeck-Letmathe, Abenteurer, hat zum ersten Mal die berühmte Wüstenrallye Dakar bestritten. «Ein einzigartig schönes und spannendes Erlebnis», schwärmt der begeisterte Helikopter- und Jetpilot. Der Nestlé-Ehrenpräsident weiter: «Co-Pilot war ein Freund meines Sohnes Andres, mit dem ich schon einige Motorradtouren machte.» Das Rennen über rund 8000 Kilometer dauerte gut zwei Wochen – mit nur einem Rasttag. «Ganz schön harte Sache», so Brabeck-Letmathe. (*ah*)

Alois Gmür, Botschafter, verlangte diese Woche mit anderen bürgerlichen Exponenten die sofortige Aufhebung der Corona-Massnahmen. Der Schwyzer Braumeister und Mitte-Nationalrat rief dazu auf, «dass wir alle so schnell als möglich unser früher gewohntes Leben wieder führen und miteinander arbeiten, miteinander geniessen, miteinander einen Kaffee, ein Gläs-



Geldsegen: SP-Politikerin Fehr.

chen Wein oder ein bekömmliches Bier trinken». Dagegen ist nichts einzuwenden. Schade nur, dass es ausgerechnet seine Bundesrätin ist – Viola Amherd, die in dieser Pandemie zu den Mitgliedern der Landesregierung gehört –, die laut Insidern am ängstlichsten agiert und Öffnungen verhindert. Bleibt zu hoffen, dass die Botschaft von Gmür bei seiner Parteikollegin dieses Mal ankommt. (*odm*)

Guy Parmelin, Musterschüler, darf sich freuen. In einem Länderbericht der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) wird die Schweizer Wirtschaftspolitik der letzten zwei Jahre explizit gelobt. Kein anderes Land habe es so erfolgreich durch die Pandemie geschafft wie unser Land, lobt die OECD. Dies, weil die Eidgenossenschaft nicht mit langen Lockdowns operierte wie andere Länder. Eines darf der in letzter Zeit vielgelobte Wirtschaftsminister trotz allem nicht vergessen: Zu viel Zucker verdirbt die Zähne. (*hmo*)

Jacinda Ardern, Scharfmacherin, wurde selbst Opfer ihrer harten Anti-Corona-Massnahmen. Wegen der nun erneut verschärften Bestimmungen musste die neuseeländische Regierungschefin ihre Hochzeit verschieben. Ihr Kommentar: «Such is life.» (*ky*)

François Hollande, Pensionär, kann es nicht lassen. Woran er morgens beim Rasieren denke, wollte der 15-jährige Adam in der Fragestunde eines Radiosenders von Frankreichs Ex-Präsident wissen. Er überlege sich, für die Präsidentschaftswahlen in diesem Jahr zu kandidieren, antwortete Hollande. Dann sollte er sich allerdings beeilen: Die Bewerbungsfrist läuft diese Woche ab. (*ky*)

Demokratie à la Merkel und Merz

Die Nachricht knallte: Die AfD schickt Werteunion-Chef Max Otte – seit dreissig Jahren CDU-Mitglied – ins Rennen um das Amt des Bundespräsidenten. Was für den 57-Jährigen eine «grosse Ehre» ist, löste in der CDU ein Erdbeben aus.

Noch-Generalsekretär Paul Ziemiak, Noch-Fraktionsvorsitzender Ralph Brinkhaus und Bald-Parteichef Friedrich Merz verfielen in Schnappatmung: Parteiaustritt, Parteiausschluss – die Forderungen überschlugen sich. «Wer gegen unseren Kandidaten kandidiert» – gemeint ist Amtsinhaber Frank-Walter Steinmeier –, «hat keinen Platz mehr bei uns in der Partei», drohte Brinkhaus. Hat er vergessen, dass Steinmeier SPD-Mitglied war?

Qualität statt Parteibuch

Abgesehen davon, was ist wichtiger: für was jemand steht oder wer für ihn einsteht? Was kann Otte dafür, dass man ihn gut findet? Was spricht dagegen, Qualität zu wählen anstelle des Parteibuchs? Wie «rechts» ist eine Partei, die einen vernünftigen Ökonomen mit dem Wertekodex der alten CDU nominiert?



Erdbeben in der CDU: Werteunion-Chef Max Otte.

Der Fall erinnert an die Thüringer Ministerpräsidentenwahl 2020: Die AfD von Björn Höcke verhalf dem FDP-Kandidaten Thomas Kemmerich ins Amt. Die damalige CDU-Kanzlerin Angela Merkel beschied den Thüringern, das Ereignis müsse «rückgängig gemacht werden». Sie nannte Kemmerichs Wahl «unverzeihlich». Man könnte auch Demokratie dazu sagen.

Roman Zeller

Ringier-Ethik und Berset-Affäre

Nachdem die *Weltwoche* die Affäre Berset hatte platzen lassen, wurde die Erpressungsgeschichte auch beim Ringier-Verlag zum Thema. Anlässlich eines Video-Gesprächs unter Ringier-Journalisten im Herbst 2021 gab der stellvertretende *Blick*-Politchef Pascal Tischhauser dem CEO Marc Walder zu bedenken: Erst als Ringier-Publizist Hannes Britschgi auf Tele Züri von Alain Bersets «ehemaliger Affäre» gesprochen habe, habe man bei Ringier auch so schreiben dürfen. «Und sonst durften wir das nicht. Alle andern Journalisten haben es gemacht.»

Da appellierte ein Journalist an die journalistischen Grundregeln, dass sein Verlagshaus auch im Fall von Gesundheitsminister Berset wahrheitsgemäss informieren müsse. Dies war ihnen aber gemäss ihrer Wahrnehmung im Gegensatz zu allen anderen Journalisten nicht erlaubt. Pascal Tischhauser stellte die Frage an CEO Walder, dessen persönliche Nähe zu Alain Berset den Ringier-Mitarbeitern wohlbekannt ist.

Marc Walder antwortete ausweichend: «Ich kenne den Fall nicht.» Obwohl die ganze Schweiz seit zehn Monaten darüber sprach. Auch kenne er niemanden in diesem Land, über den man nicht frei berichten könne. Um dann anzufügen: «Es ist dann eine Frage der Ethik. Ich will jetzt nicht in diese Strasse reingehen bei der Affäre Berset. [Es ist] zum Schluss noch eine Frage der Ethik, was man berichtet und was man nicht berichtet. Aber ich will auch Pascal Tischhauser hier nicht widersprechen, ich will nur einen offenen Dialog führen.»

Offensichtlich wollte Marc Walder seinem Politredaktor Pascal Tischhauser nicht widersprechen bei dessen Aussage, dass die Ringier-Journalisten nicht über eine Affäre Berset berichten durften. Doch welche Ethik meinte nun Marc Walder genau? Die Ethik von Krawall, Sex und Skandalen, dank denen Ringier über Jahrzehnte gutes Geld verdient hat? Oder die Ethik von Alain Berset, eine Ex-Geliebte mittels seines Staatsapparats zum Schweigen zu bringen? Nein, Walder appellierte wohl an die Ethik, jene Mächtigen, Reichen und Schönen nicht zu kritisieren, in deren Glanz er sich so gerne sonnt.

Christoph Mörgeli

Mein Leben in Quarantäne

Ich bin ungeimpft an die Olympischen Winterspiele gereist. Was ich seither erlebt habe, ist verrückt.

Patrizia Kummer

Tag 14 von 21 im «Holiday Inn Express Beijing Dongzhimen», Peking. Allmählich habe ich mich an das Quarantäneleben gewöhnt. Die Chinesen kümmern sich rührend um mich. Drei Mal am Tag klopfen sie an die Türe und stellen mir das Essen hin. Den Überbringern, die Ganzkörper-Schutzanzüge tragen, bin ich aber noch nie begegnet. Nach dem Klopfen muss ich zehn Sekunden warten, ehe ich das Essen hereinholen kann. *Safety first!*

Für die Kommunikation verwenden wir ein Übersetzungsprogramm via Wechat, der chinesischen Version von Whatsapp. Zwei Mal pro Tag muss ich die Temperatur messen. Und ein Mal pro Tag werde ich angerufen und gefragt, ob ich mich nicht *uncomfortable* fühle. Auch ein Fernseher steht in meinem Zimmer – allerdings gibt es nur chinesische Programme.

Interview mit 31 Journalisten

Speziell war die Ankunft in Peking vor rund zwei Wochen. Man fragte mich, wohin ich müsse, doch ich wusste es selber nicht. Nach einer halben Stunde klärte sich die Situation, und die Olympia-Stewards wussten, welches das Quarantänehotel ist. Das Zimmer bezahle ich selber: 600 Yuan pro Nacht (umgerechnet 86 Franken). Ob die Mahlzeiten inbegriffen sind, weiss ich aber nicht. Und auch, für wie viele Nächte ich schon bezahlt habe, ist mir nicht ganz klar. Ich habe beim Einchecken einfach meine Kreditkarte hingehalten. So oder so: Das Essen ist vorzüglich – viel Gemüse und ganz nach meinem Wunsch weder Fisch noch *seafood*.

Fernab des Menüs ist aber noch nicht alles geklärt. Das Geld für den Flug wird mir von Swiss Olympic nur zurückerstattet, wenn ich am 8. Februar wirklich am Start des Parallelriesenslaloms stehe. Daran zweifle ich nicht. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich das Hotel nach 21 Tagen in guter Form, ohne Jetlag und mental gestärkt verlassen werde.

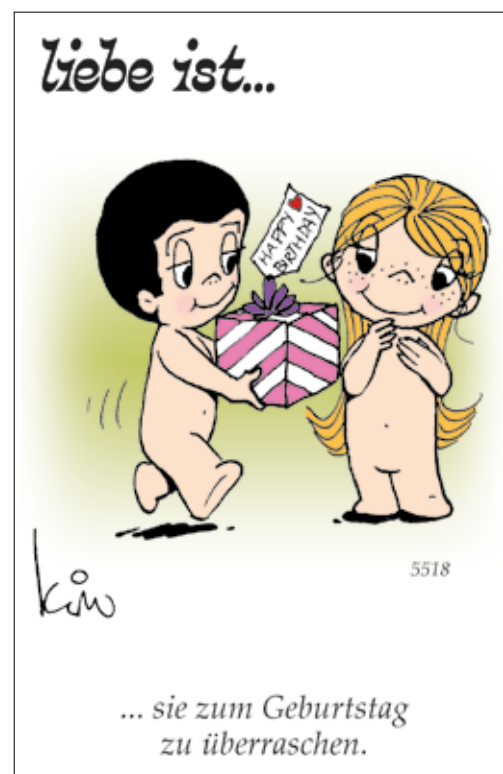
Ich empfinde die ganze Situation nicht als schwierig, sondern betrachte sie als grosses Abenteuer und als Herausforderung. Psychologisch ist es für mich wichtig, dass ich in kla-

ren Strukturen lebe. So habe ich das Zimmer in verschiedene Zonen aufgeteilt: einen Schlafbereich, einen Trainingsbereich, einen Wohnbereich, einen Essbereich. Zwei Mal am Tag trainiere ich mit Hantel, Hometrainer oder auf der Fitnessmatte. Ausserdem nehme ich am Fernunterricht an meiner Schweizer Schule für traditionelle chinesische Medizin teil.

Auf die zahlreichen Interview-Wünsche konnte ich nicht einzeln eingehen. So habe ich die Anfragen vor einer Woche mit einem Konferenzgespräch kollektiv behandelt. 31 Journalisten aus der ganzen Welt wollten mit mir sprechen. Fast unglaublich! Dabei geht es für mich in diesen drei Wochen auch darum, zur Ruhe zu kommen – und dann bereit zu sein für den wichtigsten Wettkampf des Winters.

Patrizia Kummer ist Olympiasiegerin im Snowboard-Riesenslalom.

Auf nach Peking: Seite 46



Thierry, der Atomspaltpilz

Burkart setzt auf Atomkraftwerke der nächsten Generation. Profitieren werden die Grünliberalen.



Der Aargauer Thierry Burkart ist für die Abschaffung der Stempelsteuer. Obwohl die Wirtschaft des Kantons Zug siebzigmal mehr von diesem Steuergeschenk profitiert als die Wirtschaft des Kantons Aargau. Höflich formuliert, gehört Rechnen nicht zu den Kernkompetenzen des freisinnigen Parteipräsidenten. Jetzt will er der SVP atomgeile Wählerinnen und Wähler abjagen. Und wird im Endeffekt nur viele offene Freisinnige an die Grünliberalen verlieren.

Unsere Zeit ist die Gegenwart: Über schwedischen Atomkraftwerken kreisen russische Drohnen. Sie machen jedem klar: Atomkraftwerke sind die Atombomben im eigenen Land.

Der intelligenteste Befürworter neuer Atomkraftwerke, Götz Ruprecht, gibt es offen zu: «Die Grundidee für diesen Reaktortypus ist nicht einmal neu. Schon in den sechziger Jahren hatten Kerntechniker in den USA einen Salzschmelze-Reaktor gebaut, der funktionierte. Leider traf Präsident Richard Nixon dann eine Fehlentscheidung: Da das Projekt keinen militärischen Zusatznutzen barg, liess er es wieder fallen.»

Die Schweiz hat den ältesten Atomkraftwerkpark der Welt. Alte Atomkraftwerke brauchen immer längere Revisionszeiten. Nicht nur in Frankreich. Das Retro-Fitten der Rostlaube Leibstadt dauert vier Monate länger als gedacht.

Mit fatalen Folgen: Alpiq hatte unverständlicherweise nicht mit einem längeren Stillstand gerechnet. Das Unternehmen, das 27 Prozent des Partnerwerks Leibstadt kontrolliert, musste an der Börse schweine-teuren Strom zukaufen. Die Banken waren nicht bereit, dieses finanzielle Atomloch zu stopfen. Deshalb bat Alpiq den Bund um ein Darlehen in der Höhe von einer

Milliarde Franken. Die UBS habe schliesslich auch sechzig Milliarden erhalten. Sommaruga bewegte sich nicht, obwohl das für sie eine einmalige Chance gewesen wäre, den Strommarkt neu zu ordnen. Stattdessen retteten Kantone und Gemeinden Alpiq vor der finanziellen Atombombe im eigenen Wohnzimmer.

Dieses Beispiel lehrt uns: Einfach auf dem Papier die Atomkraftwerke weiterlaufen zu lassen, funktioniert leider nicht. Weil unsere Rostlauben inzwischen alt und gebrechlich sind.

Dazu kommen die Hacker. Sie haben sowohl das IKRK als auch die Emil Frey Gruppe still-

Russische Drohnen machen jedem klar: Atomkraftwerke sind die Atombomben im eigenen Land.

gelegt und wohl erfolgreich erpresst. Sind Axpo, Alpiq, BKW und Co. besser geschützt? Denkste.

Wie sollen neue Reaktoren nach Ruprecht funktionieren? «Statt Brennstäbe wird in seinem Kern geschmolzenes Uran verwendet, mit einer Temperatur von etwa 1000 Grad, während die Wärme über flüssiges Blei abgeführt wird. Zwei Flüssigkeiten, daher <Dual Fluid>. Weil sich die Neutronen in dem flüssig-heissen Uran und Blei deutlich schneller und mit mehr Energie bewegen, spalten sie fast alle Uran-Atome auf. Als Brennstoff ist daher Spaltmaterial geeignet, das in herkömmlichen Druckwasserreaktoren nicht mehr verwendbar ist. Wir können Atommüll als Brennstoff nutzen. Die Radiotoxizität der Spaltprodukte, die am Ende übrig

leiben, baut sich rasch ab und erreicht nach 300 Jahren das Niveau von Natur-Uran.»

Das Problem: Es gibt nicht einmal einen Prototypen dieser angedachten Atomkraftwerke. Auch wenn das alles funktionieren sollte, wird sich vor 2040 nichts bewegen. Alles also hätte, hätte, Fahrradkette.

Für den deutschen Vizekanzler Christian Lindner – vor kurzem noch der Sonnyboy der *Weltwoche* – gilt: Wer ein Atomkraftwerk bauen will, muss dieses versichern. Und darf nicht beim Staat die hohle Hand machen, solange es günstigere Alternativen gibt. Gut so.

RWE produziert in Europa fast dreimal so viel Strom, wie die Schweiz verbraucht. Der Konzern setzt – weil Deutschland aus der Kohle aussteigt – unter Katja Wünschel voll auf Windkraft und Solarstrom. Für Wünschel gilt: «Der Booster ist die Fläche. Auch in der Fotovoltaik. Wünschenswert wäre auch hier ein konkretes Flächenziel. Nötig wären 0,5 Prozent der Flächen.»

Früher oder später werden auch die Freisinnigen merken: 0,5 Prozent der Flächen im dünn besiedelten Alpenraum reichen aus, um das Schweizer Winterloch von 25 Milliarden Kilowattstunden innert sieben Jahre zu decken. Wir brauchen weder Atomkraftwerke noch Windkraftwerke.

Nicht besser unterwegs als Burkart sind Cédric Wermuth und Balthasar Glättli. Sie sind gegen Freiflächenanlagen und damit gegen das Boostern.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Genfs ausgezeichnetes Getto

Meyrin erhielt kürzlich den Wakkerpreis, den Oscar für Schweizer Baukultur. Eine interessante Wahl. Auf den Besucher wirkt der Ort eher wie eine französische Banlieue.

Hubert Mooser



Als hätten ein paar grüne Gutmenschen einen Schöpfungsauftrag erhalten: Satellitenstadt Meyrin.

Ein Wintertag im Januar, ein eisiger Wind fegt durch die fast menschenleeren Strassen der Genfer Vorortsgemeinde Meyrin. Der Ort wurde kürzlich mit dem Wakkerpreis ausgezeichnet. Das ist der Oscar für Schweizer Baukultur. Der Heimatschutz würdigt damit Städte und Gemeinden, die ihr Ortsbild unter einem bestimmten aktuellen Gesichtspunkt weiterentwickeln und aufwerten. In diesem Jahr hat man die Genfer Satellitenstadt prämiert.

Da steht man also nun frierend und etwas ratlos vor einem dieser gewaltigen Bauklötze, die vor über sechzig Jahren hingestellt wurden. Damals beschloss der Kanton zwischen dem internationalen Atomforschungszentrum (Cern) und dem Flugplatz Cointrin den Bau eines neuen Meyrin mit Wohnungen für 26 000 Menschen. Es ist ein sozialistisches Utopia, wo Menschen aus 140 Ländern in schuhschachtelähnlichen

Häusern wohnen und seit Generationen bei regelmässigen Quartierfesten das Zusammenleben lernen.

Hohe Suizidquote

Erste Feststellung bei einem Rundgang durch die breiten Strassenschluchten. Viele Bewohner verstehen beim Wort «Wakkerpreis» nur Bahnhof, wohl auch deshalb, weil hier 44 Prozent Ausländer sind. Mit etwas Glück trifft man auf einen pensionierten Zollbeamten, der auf dem nahen Flughafen arbeitete und in den Nachrichten etwas über diese Auszeichnung erfahren hat. «Ja, ja, der Wakkerpreis. Das ist kein Thema, das den Leuten auf den Nägeln brennt», sagt er. «Wenn Sie hundert Personen fragen, bekommen Sie hundertmal die Antwort: <Keine Ahnung!>» Die Leute haben andere Sorgen. Über 18 Prozent der Einwohner beziehen Sozialhilfe, nur im benachbarten Ver-

nier ist die Quote etwas höher. Es gibt offenbar auch viele Suizide.

Es ist ja auch nicht gerade so, dass man beim Wakkerpreis sofort an diese Gemeinde denkt. Da hat man sauber restaurierte und erhaltene Altstädte wie jene von Baden vor Augen. Aber nicht eine Satellitenstadt voller Sozialwohnungen nach dem Vorbild französischer Banlieues. Solche Vergleiche schätzen in Meyrin aber selbst jene nicht, die politisch anders ticken als die rot-grüne Mehrheit, die seit Jahren hier einen Feldversuch in ökologischer Stadtplanung und sozialistischer Wohnkultur durchführt. «Man kann Meyrin auf gar keinen Fall mit den gefährlichen Vororten von Paris vergleichen», findet jedenfalls die frühere langjährige SVP-Gemeindeparlamentarierin Sasà Hayes, die seit vierzig Jahren hier wohnt. «Meyrin ist eine friedliche Stadt, in der man gut leben kann», betont sie.

Die Stadt ist auch so angelegt, als hätten hier ein paar grüne Gutmenschen einen Schöpfungsauftrag erhalten. Von Autos befreite Stadtteile, Kunst an jeder Strassenecke, Nachbarschaftshilfe in jedem Quartier, ein paar Kneipen, die man aber zuerst einmal finden muss. Es gibt auch ein halbes Dutzend Sport- und Fussballplätze, eine neue Kunsteisbahn, ein Hallenbad, ein bekanntes Theater, das sich «Forum» nennt. Mittendrin, im Herzen der Cité, das grosse Einkaufszentrum, daran angrenzend unauffällig das Gemeindehaus. Da Meyrin ein Ausländermagnet ist, gibt es einen Dienst, der die Antragsformulare für eine Wohnung und Sozialhilfe ausfüllt, und ein Gerücht, dass Menschen mit dunkler Hautfarbe schneller eine Wohnung kriegen als Weisse. Letzteres dementiert die Gemeinde.

Algenverseuchter Tümpel

Von aussen gesehen, wirkt Meyrin trotz allem nicht sehr kuschelig und einladend. Und wenn nicht gerade die Covid-19-Pandemie den internationalen Flugverkehr einschränkt, donnern

Die Vielfalt erweist sich leider nicht unbedingt als Stärke, sondern eher als Stein des Anstosses.

im Minutentakt Flugzeuge über die Stadt hinweg. Für das Wakkerpreis-Komitee zeigt Meyrin dagegen eindrücklich, wie mit Dialog die Vielfalt als Stärke genutzt werden könne. Damit gelinge es, die Anliegen von Mensch und Natur zusammenzuführen und eine hohe Baukultur mit mehr Biodiversität für alle hervorzubringen.

Speziell hervorgehoben wird dabei die neue Öko-Siedlung Les Vergers oberhalb der neuen Kunsteisbahn und eines meist algenverseuchten kleinen Tümpels, in unmittelbarer Nähe zum Forschungszentrum Cern. Soziale Solidarität, ökologische Verantwortung werden hier grossgeschrieben. Man wollte ein neues Quartier erschaffen, in dem sich alle sozialen Schichten wohlfühlen. Und so proben hier Wohnungseigentümer, Genossenschafter und die Mieter von Sozialbauwohnungen von der Obrigkeit angewiesen die friedliche Kohabitation.

Die Vielfalt erweist sich aber leider nicht unbedingt als Stärke, sondern eher als Stein des Anstosses. Denn die ständige Festerei, zur Stärkung des Zusammenhalts, passt nicht allen Bewohnern. Kurz gesagt: Es gibt regelmässig Zoff wegen Lärm. «Das war zu erwarten», sagt der Genfer SVP-Nationalrat Yves Nidegger, der eine pointierte Meinung zu solchen Wohnexperimenten hat. «Die Gemeinde hat versucht, aus früheren Hausbesetzern friedliche Genossenschafter und Sozialwohnungsmieter zu machen. Das funktioniert nicht.» Er frage sich, ob man nicht mehr Biodiversität hervor-



gebracht hätte, wenn man diese Siedlung gar nicht erst gebaut hätte. Immerhin habe man Tausende Quadratmeter Landwirtschaftsland zubetonieren müssen.

Noch 1960 war Meyrin bloss ein grosses Dorf mit etwa 3000 Einwohnern. Dann beschloss die Regierung, auf den Kartoffeläckern der Dorfbewohner eine neue Stadt zu bauen, die heutige Cité de Meyrin, wo man vor allem Gastarbeiter aus Italien, Portugal, Spanien und Flüchtlinge aus aller Welt unterbrachte wie den heutigen grünen Genfer Staatsrat Antonio Hodgers, der mit Mutter und Schwester vor der Militärjunta in Argentinien geflüchtet war und in Meyrin Asyl fand. Besonders in der Stadt Genf rümpfte man aber von allem Anfang an die Nase über diese Satellitenstadt ohne Leben. Man sprach von einer Schlafstadt und einem Ausländergetto.

Dieser Ruf hängt Meyrin bis heute nach. Für Bürgermeister Eric Cornuz (Grüne) sind das alles bloss Klischees. Er sagt aber auch, dass man in dieser Stadt aufgewachsen sein muss, um ihren besonderen Charme zu erkennen. «Sie ist viel lebendiger, als man denkt», schwärmt Cornuz. «Viele Junge, die hier aufwuchsen, danach weggezogen, kehrten mit ihren Familien später wieder nach Meyrin zurück.» Die Frage ist: Liegt das tatsächlich bloss am angeblichen Charme oder nicht auch ein bisschen an den Wohnpreisen, die hier doch etwas sozialverträglicher sind als in der Stadt Genf?

Wie viele in Meyrin arbeitslos sind, kann der Bürgermeister nicht sagen. Der Kanton führe die Statistik. Die Kriminalität ist etwas tiefer als noch vor zehn Jahren, ohne dass man genau weiss, warum. 2004 sorgte der umstrittene Direktor des Genfer Islam-Zentrums, Hani Ramadan, wochenlang für Schlagzeilen und Gerede. Er unterrichtete an der Orientierungsschule von Collège de la Golette in Meyrin Französisch. Als bekannt wurde, dass er die Steinigung von Ehebrecherinnen befürwortete, gab es einen grossen Aufschrei. Zuerst wurde Ramadan entlassen, nach einem Gerichtsentscheid musste man ihn aber wieder einstellen.

Wenn man die Stadt umrundet, kommt man irgendwann auch am Garten der Verschwundenen vorbei, der an die Opfer der Militärdiktaturen Südamerikas erinnert. Ein paar Alteingesessene fragen sich bis heute, wieso man ausgerechnet in Meyrin dieser Opfer gedenkt. Liegt es daran, dass ein paar bekannte frühere Einwohner wie die Familie Hodgers sich dafür einsetzten? Oder weil vor einigen Jahrzehnten nicht weit von hier die Angehörigen von Opfern der argentinischen Junta vor dem Gebäude einer argentinischen Fluggesellschaft demonstriert haben? Es passt allerdings perfekt zur Politik der Grünen, allen permanent ein schlechtes Gewissen einreden zu wollen.

Grüner, lauschiger

Das aktuell grösste Projekt ist die Neugestaltung des Zentrums, dort, wo Gemeindeverwaltung, Schule, Einkaufszentrum und Forum stehen. Hier will man einen unterirdischen Parkplatz bauen, darüber das neue Gemeindehaus. Auch das angrenzende Fussballfeld muss weg, hier wird ein Park mit 400 Bäumen entstehen. Meyrin will jetzt nicht bloss grün, sondern auch lauschiger werden. Aber eine Satellitenstadt bleibt es trotzdem.

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
vzch.com/merkblatt-pensionierung

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch



Der Tages-Anzeiger und die Juden

Antisemitische Stereotype sind beim Zürcher Blatt an der Tagesordnung, in der internationalen Berichterstattung wie im Lokaljournalismus.

Alfred Heer

Seit Jahren ist der *Tages-Anzeiger* negativ gegenüber Israel eingestellt. Das ist das Recht einer freien Presse. Allerdings scheint mir, dass dieses Blatt seit der Zusammenarbeit mit der *Süddeutschen Zeitung* zunehmend die Kontrolle über die Berichterstattung aus dem Ausland im Generellen und aus Israel im Speziellen verliert.

So beschreibt der Korrespondent Peter Münch die dunklen Seiten eines bekannten israelischen Kinderbuchautors. Dieser Autor ist orthodoxen Glaubens und soll Frauen sexuell genötigt haben. Eine Untersuchung wurde durch die zuständigen Rabbiner eingeleitet, und der beschuldigte Autor hat sich im Lauf dieser Untersuchung das Leben genommen. Es handelt sich um eine tragische Geschichte, welche die Menschen in Israel bewegt. Der Journalist Peter Münch wärmt diese Geschichte auf, die in der Tageszeitung *Haaretz* mehrfach beschrieben wurde, und hetzt anschliessend gegen die angebliche Parallelwelt der Orthodoxie in Israel. Nun muss man sich fragen, wen dies in der Schweiz eigentlich interessiert.

Einfluss der Deutschen

Würde die *Jerusalem Post* eine Geschichte über einen mutmasslichen Missbrauch eines reformierten oder katholischen Schriftstellers in der Schweiz bringen? Insbesondere dann, wenn dieser nicht unter den Teppich gekehrt, sondern untersucht wird? Hätten wir etwas gehört, wenn sich die Sache in einer muslimischen Gemeinde in Nigeria zugetragen hätte? Die Antwort auf diese Frage gab mir Chefredaktor Arthur Rutishauser vom *Tages-Anzeiger* wie folgt: «*Haaretz* ist ein israelisches Blatt, das darf man doch schon noch zitieren.» Nur wurde nicht bloss zitiert, sondern aufgrund eines Einzelfalls gegen eine Minderheit polemisiert.

Thomas Kirchner, auch Journalist der *Süddeutschen Zeitung*, veröffentlichte letzte Woche den Artikel «Jüdischer Notar soll Anne Frank verraten haben». Man beschuldigt einen längst verstorbenen Mann, der sich nicht mehr zur Wehr setzen kann, dieses Verrats. Immerhin wurde im *Tages-Anzeiger* eine Replik auf diesen

ungeheuerlichen Beitrag zugelassen, indem der Präsident des Anne-Frank-Fonds sowie Historiker ihre fundierte Meinung dazu äussern konnten. Doch wer Artikel wie jenen von Thomas Kirchner zulässt, handelt verantwortungslos, verleumderisch, bösartig und perfid.

Beim *Tages-Anzeiger* hat man aber offensichtlich auch Mühe, wenn in Zürich eine bürgerliche Politikerin jüdischen Glaubens ist. Die FDP-Stadtratskandidatin Sonja Rueff-Frenkel

Beim Tagi hat offenbar man Mühe, wenn in Zürich eine bürgerliche Politikerin jüdischen Glaubens ist.

ist eine langjährige, bewährte Politikerin von enormer Schaffenskraft. Dazu ist sie als Juristin und Rechtsanwältin auch beruflich erfolgreich. Sie wäre ein Gewinn für die Zürcher Stadtregierung. Gerne und mit Überzeugung gebe ich bekannt, dass ich in ihrem Unterstützungskomitee bin.

Was sich nun der *Tages-Anzeiger* im Porträt und in der anschliessenden Befragung leistet, ist skandalös. Sonja Rueff-Frenkel wird im gedruckten Artikel als Sparkassen-Kundenberaterin dargestellt, bei der man «einen vernünftigen Zins erhält». Im Online-Beitrag wurde diese Passage gestrichen. Nichtsdesto-

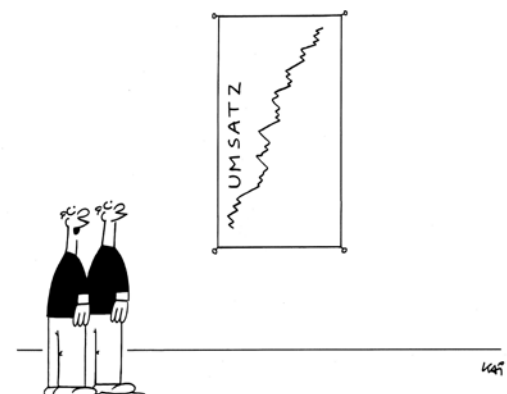
trotz geht es dann weiter mit der für Stadtratswahlen offenbar zentralen Frage, wieso Frauen, die menstruieren, alttestamentarisch als unrein gelten. Wie tickt eigentlich das Hirn eines solchen Fragestellers? Was genau hat das Thema mit den Qualifikationen für ein Stadtratsamt zu tun? Würde der Fragesteller einen katholischen Kandidaten nach dem Sinn des Zölibats befragen? Oder die Frage aufwerfen, wieso in seiner Kirche Frauen kein Priesteramt ausüben können?

«Fremdenfeindliche Partei»

Als SVP-Gemeinderat der Stadt Zürich habe ich mich in den neunziger Jahren erfolgreich dafür eingesetzt, dass das Männerbad Schanzengraben und das Frauenbad Enge nicht geschlossen wurden, weil mich orthodoxe Juden darum gebeten hatten. Als Nicht-Jude wurde ich von Journalisten zwar nicht mit alttestamentarischen Fragen konfrontiert. Vielmehr hörte ich die Platte, wieso ich als «Mitglied einer fremdenfeindlichen Partei» eine Minderheit unterstütze. Damit entlarvten sich die Fragesteller selbst: Sie bezeichneten Menschen, die seit Jahrzehnten hier leben, meistens das Schweizer Bürgerrecht besitzen und meine unmittelbaren Nachbarn waren, als «Fremde».

Jetzt also macht der linke *Tages-Anzeiger* die Religionszugehörigkeit einer Stadtratskandidatin zum Hauptthema, selbstverständlich in der Hoffnung, dass ihr dies schaden könnte. Ich unterstütze Sonja Rueff-Frenkel wegen ihrer Qualifikationen, ihres Engagements und ihres Willens, Positives für alle Stadtbewohner zu erreichen.

Vielleicht sollte sich der *Tages-Anzeiger* eigentlich ein paar Gedanken dazu machen, was seine deutschen Korrespondenten und sein Schweizer Lokaljournalist so zusammenschreiben. Eine gute Gelegenheit dazu bietet der internationale Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust am 27. Januar.



„Eine Idee unseres Unternehmensberaters...“

Alfred Heer ist SVP-Nationalrat und Stiftungsrat von Audiatur.

Spiegeleier aus dem Mittelmeer

Quallen gehören zu den wundersamsten Kreaturen der Meere. Sie sind auch ein vielversprechendes Nahrungsmittel.

Herbert Cerutti

Quallen gehören zu den weniger beliebten Strandgästen. In den warmen Sommermonaten erscheinen sie in Massen an den Badestränden und sorgen für schmerzvolle Ferienerinnerungen. Sie tragen an den kaum sichtbaren, dünnen Fangarmen mikroskopisch kleine Nesselzellen, die schon bei der geringsten Berührung aktiv werden. Innert Millisekunden zischen winzige Harpunen los, verankern sich mit Widerhaken in der Haut des Opfers und spritzen lähmendes Gift in die Wunde. Die Beute wird in die mundartige Öffnung am unteren Körperperrand zu den Verdauungszellen an der Innenwand des glockenförmigen Körpers transportiert.

Auf dem Speiseplan steht Plankton ebenso wie Kleinkrebse, Fadenwürmer sowie Larven und Eier von Fischen. Für die Jagd lassen sich die Quallen mit der Strömung treiben und entfalten die Fangarme wie ein Fischernetz. Menschen gehören von Natur aus nicht zum Speiseplan von Quallen. Schwimmt man ruhig in klarem Gewässer, machen sich Quallen mit ein paar Pumpbewegungen des hohlen Schirms davon. Im trüben Wasser aber kann uns die Qualle nicht wahrnehmen – ihre Nesselkapseln feuern automatisch los, sobald ein fester Gegenstand auf den Schalter an der Kapselspitze drückt.

Gefährlicher als ein Hai

Während viele Quallen nur mässig giftig sind, ist die Seewespe, eine australische Würfelqualle, der wohl gefährlichste Meeresbewohner. Mit ihrem fussballgrossen Körper treibt sie als durchsichtige Gallerte im Meer und wartet mit ihren drei Meter langen Tentakeln auf Beute. Auf den sechzig Tentakeln sitzen 200 Millionen Nesselkapseln, die bei einer Berührung mit ungeheurem Druck explodieren und das stärkste bekannte Tiergift dem Opfer in die Haut injizieren. Der Giftcocktail bewirkt sofort einen extremen Schmerz, der beim Menschen innert Minuten zu Muskelkrämpfen, Atemnot



Sonnenlicht und Kohlenhydrate: Spiegeleiqualle.

und tödlichem Herzstillstand führen kann. Das Gift einer einzigen Seewespe würde genügen, um 250 Menschen umzubringen. Allein in Australien wurden bisher um die siebzig Todesfälle registriert – weit mehr als durch Hai-Angriffe.

Quallen existierten bereits vor 670 Millionen Jahren, als es noch nicht einmal Fische gab. Das Tier besteht lediglich aus einer hauchdünnen inneren und einer äusseren Zellschicht und einer stützenden Gallertmasse dazwischen, die fast nur aus Wasser und einem Gerüst aus Eiweissfasern besteht. Sie haben kein Gehirn und verfügen meist nur über einfache Sinnes-

Innert Millisekunden zischen winzige Harpunen los, verankern sich mit Widerhaken in der Haut des Opfers.

organe, die über oben und unten sowie Hell und Dunkel informieren. Quallen sind jedoch nur scheinbar primitiv. Aus Spezialzellen kann umgehend jener Zelltyp produziert werden, der grad Mangelware ist, etwa Nesselzellen nach einem Schützenfest oder Muskelzellen für eine bessere Mobilität.

Eine besonders originelle Kreatur ist die Spiegeleiqualle. Sie lebt nur knapp unter der Wasseroberfläche im Mittelmeer, gehört zu den

Wurzelmundquallen und kann sich unabhängig von Meeresströmungen aktiv fortbewegen. Die Qualle hat einen weisslichen Schirm mit einem Durchmesser von bis zu 35 Zentimetern und eine gelbe Erhebung in der Mitte, die an den Dotter eines Spiegeleis erinnert. Das Tier wird von vielen kleinen Fischen begleitet, die zwischen den Nesselfäden Schutz finden. Neben tierischen Leckerbissen ernähren sich Spiegeleiquallen auch vom Sonnenlicht. Gelbe Algen als Untermieter betreiben Fotosynthese und versorgen so die Qualle mit Kohlenhydraten. Da die Spiegeleiqualle nur ein schwaches Nesselgift hat, ist sie für den Menschen eher harmlos und kann höchstens zu Hautreizungen führen.

Paniertes Schnitzel

Die Erinnerung an ein Spiegelei hat auch einen kulinarischen Bezug, denn die Spiegeleiqualle ist essbar. Vor dem Verzehr muss allerdings das Gift unschädlich gemacht werden. Dafür wird die Qualle zunächst tiefgefroren. Nach dem Kälteschock schneidet man die Tentakel ab. Dann kann man das Tier in Streifen schneiden, würzen und als paniertes Schnitzel oder Salat auftragen.

In Asien gelten Quallen schon seit Jahrhunderten als Nahrungsmittel. Sie sind in Fülle vorhanden, cholesterin- und fettfrei, liefern Proteine und Spurenelemente wie Natrium, Kalzium, Kalium, Magnesium und Selen. Die EU hat soeben das Forschungsprojekt «Go Jelly» abgeschlossen, das das Potenzial von Quallen als Nahrungsmittel, als Dünger, als Rohmaterial für kosmetische und pharmazeutische Produkte und sogar als Filter für Mikroplastik im Abwasser evaluierte. Eine WHO-Studie aus dem Jahr 2013 empfiehlt ebenfalls Quallen als Nahrungsquelle. Denn während die Fischbestände in den Weltmeeren stark schwinden, vermehren sich die Quallen in jüngerer Zeit enorm, wohl nicht zuletzt durch die infolge der Klimaerwärmung höheren Wassertemperaturen.

«Protest gehört zur Demokratie»

Oskar Lafontaine, 78, zählt seit fünfzig Jahren zu Deutschlands bekanntesten Linken. Hier spricht er über das Ende der Pandemie und seine Sympathien für die Schweiz.

Roman Zeller

Berlin

Weltwoche: Herr Lafontaine, bevor Sie 2005 zur Partei Die Linke wechselten, politisierten Sie fast vierzig Jahre lang für die aktuell regierende SPD, kandidierten als Kanzler und führten die Geschicke als Parteivorsitzender. Wie gut geht es Deutschland heute? Wie lautet Ihre Standortbestimmung?

Oskar Lafontaine: Mich bedrückt die soziale Ungerechtigkeit, dass die Ungleichheit bei Einkommen und Vermögen zunimmt. Nicht einverstanden bin ich auch mit dem Management der Corona-Krise: Die Bundesregierung hat es von Anfang an versäumt, die Massnahmen auf solide Zahlen, auf eine Kohorten-Studie zu stützen. Deutschland wurde mehr nach den Ratschlägen ausgewählter Virologen gesteuert. Und auch nicht zufrieden sein kann man mit der fortschreitenden Zerstörung der Umwelt.

Weltwoche: Immerhin, Omikron sei harmloser als die vorhergehenden Varianten. Sehen Sie nicht das Licht am Ende des Tunnels?

Lafontaine: Meine Hoffnung ist, dass die Pandemie endlich in eine Endemie übergeht. Dass wir mit diesem Virus so leben wie mit den bisherigen Coronaviren und der Ausnahmezustand zu Ende ist.

Weltwoche: Sie wehren sich gegen eine allgemeine Impfpflicht. Welches ist Ihr entscheidendes Argument dagegen?

Lafontaine: Jeder Tag zeigt aufs Neue, dass auch die Geimpften sich und andere anstecken können. Die Politik tut immer noch so, als wolle sie das nicht einsehen. Eine gesetzliche Impfpflicht mit bedingt zugelassenen genbasierten Impfstoffen ist ein absolutes Unding, weil man die Langzeitfolgen der neuen Impfstoffe nicht kennen kann. Es wäre ein Einfaches gewesen, wie andere Länder einen klassischen chinesischen Impfstoff zuzulassen, der weltweit verimpft wird. Dann könnte jeder wählen, ob und mit welchem Impfstoff er sich schützen will.

Weltwoche: Gegen die Impfpflicht demonstrieren Tausende, die als «Querdenker» abgetan werden. Was geht Ihnen dabei durch den Kopf?

Lafontaine: Am Wort «Querdenker» erkennt man die geistige Armut der deutschen Debat-

te. «Querdenker» war früher ein Kompliment, das jenen galt, die neue Ideen hatten und sich gegen den Mainstream stellten. Die Neuinterpretation dieses Wortes zeigt, wie sich das Klima zum Negativen verändert hat – nicht nur in Deutschland. Weltweit gibt es eine Entwicklung zum Totalitären. Ich finde es richtig, dass die Menschen dagegen demonstrieren. Für jemanden, der in den achtziger Jahren an Demonstrationen gegen die atomare Aufrüstung teilnahm, kann ich nur sagen: Wir haben uns damals nicht

««Querdenker» war früher ein Kompliment, das jenen galt, die sich gegen den Mainstream stellten.»

daran gestört, wenn Rechte mitgelaufen sind, und auch die Deutsche Kommunistische Partei war immer dabei. Protest gegen falsche politische Entscheidungen muss sein, er gehört zur Demokratie.

Weltwoche: Im Osten demonstrieren vorwiegend Rechte, im Westen sind es ehemalige Grüne. Was schliessen Sie daraus?

Lafontaine: Mir fällt eher auf, dass immer mehr «normale Bürger» unzufrieden auf die Strasse gehen. Ob Rechte oder Esoteriker teilnehmen, ist ein Ablenkungsmanöver.

Weltwoche: Wie lautet Ihr Rezept, um die Nation zu versöhnen?

Lafontaine: Eine offene Diskussion, ohne den Andersdenkenden zu diffamieren, wäre ein guter Anfang. Dass der neue Kanzler Olaf Scholz bei seiner Regierungserklärung die gesellschaftliche Spaltung geleugnet hat, ist sicher kein geeignetes Mittel, dem Unmut entgegenzuwirken.

Weltwoche: 1998/99 amtierten Sie als Finanzminister im Kabinett Schröders. Was trauen Sie Ihrem Nachfolger, Christian Lindner, zu?

Lafontaine: Herr Lindner hält die Wirtschaftspolitik mit Schuldenbremse und zu geringen Investitionen für richtig. Die FDP sieht ihren Auftrag darin, die Interessen der Besserverdienenden zu wahren. Ein Konzept für die Zukunft ist das nicht. Die Schere bei Einkommen und Vermögen geht immer weiter auseinander. Mit den Rezep-

ten, mit Sparen und Zinserhöhungen, wird auch Lindner daran nichts ändern.

Weltwoche: Wie geht es der deutschen Industrie? Namentlich der Autoindustrie?

Lafontaine: Sie ist verunsichert und muss sich umorientieren. Es war klar, dass die Entwicklung der letzten Jahre, mit immer grösseren Motoren, auf Dauer nicht fortgesetzt werden konnte. Wie so oft wurde das Kind aber mit dem Bade ausgeschüttet: Die Automobilkonzerne setzen zu einseitig aufs Elektroauto, ohne dass die Voraussetzungen dafür gegeben sind. Es wäre sinnvoller gewesen, das Dreiliterauto anzustreben und den Verbrennungsmotor nicht zum Auslaufmodell zu erklären. Es ist immer falsch, wenn sich Politiker auf eine Technik festlegen: Wer kann wissen, ob sich der Elektromotor durchsetzen wird?

Weltwoche: Ist das Elektroauto nicht auch der Beweis dafür, dass die deutschen Politiker den Puls der Bevölkerung verloren haben?

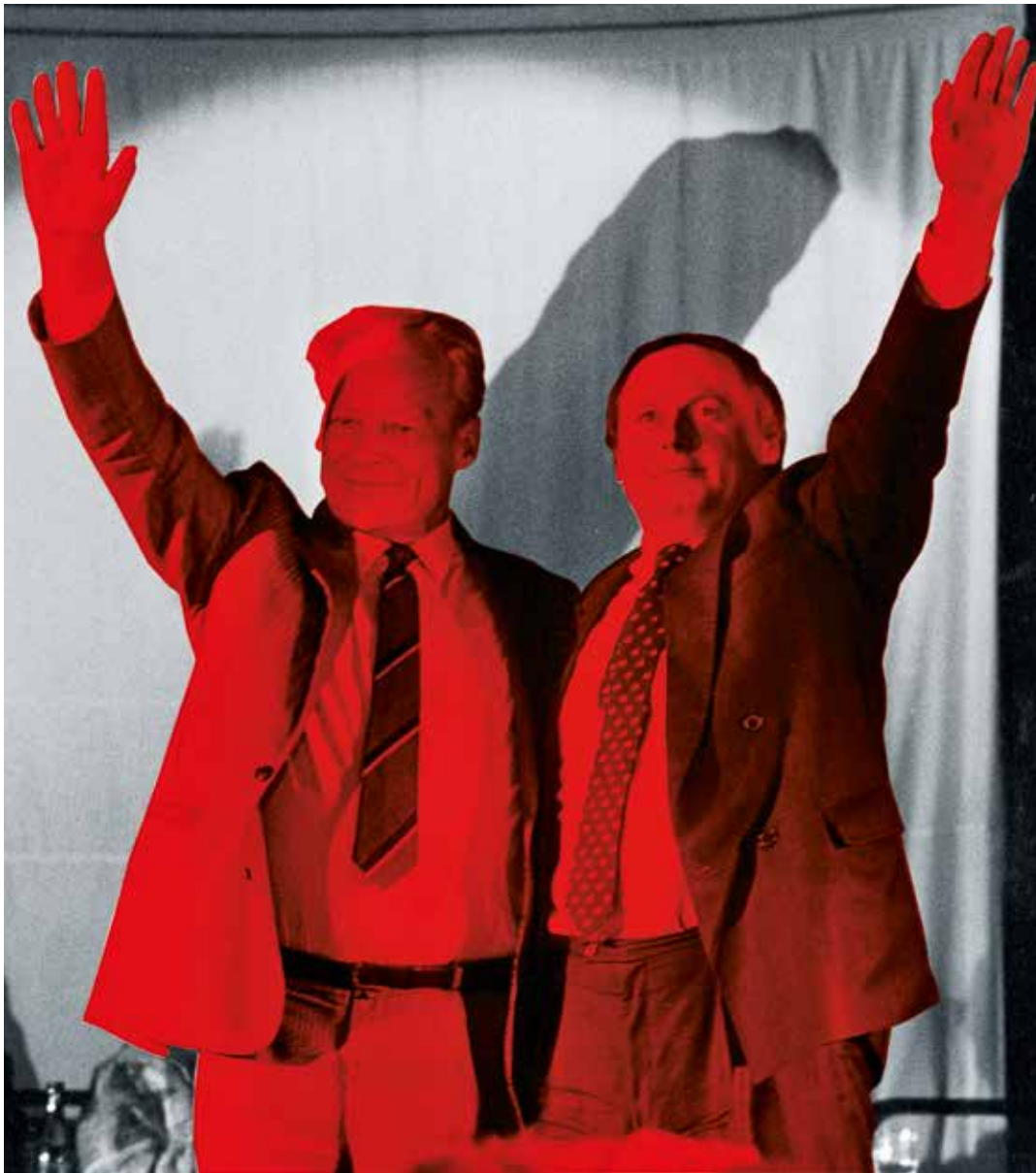
Lafontaine: Auf jeden Fall übergehen sie die Sorgen jener, die unter den wirtschaftlichen Fehlentwicklungen am meisten leiden – im Niedriglohnsektor, oft auf dem Land. Sie können am öffentlich geförderten Elektroauto-Trend gar nicht teilnehmen, dafür haben sie das Geld nicht. Sie sind auf ihr altes Auto angewiesen, weil dort, wo sie wohnen, kaum Busse und Bahnen fahren.

Weltwoche: Diese Menschen müssten die Zielwähler der Linken sein. Stattdessen spielen sie sich als Wohlfühltherapeuten auf, sprechen über Gendersternchen. Verfehlt Die Linke ihren eigentlichen Auftrag?

Lafontaine: So muss man das Wahlergebnis von 4,9 Prozent interpretieren: Wenn eine Partei den Anspruch hat, Arbeitnehmerinteressen zu vertreten, aber nur von 5 Prozent der Arbeiter gewählt wird, macht sie etwas falsch.

Weltwoche: Wie sollte Die Linke mit den religionsähnlichen Auswüchsen wie der Gender- oder der Klima-Ideologie umgehen?

Lafontaine: Indem sie diesen Anliegen wieder den Stellenwert zuweist, der ihnen in der Realität zukommt und die Grundwerte ihrer Politik glaubwürdig vertreten. Ein Beispiel: Die Gleichstellung von Frauen in Beruf und Gesellschaft ist eine soziale Frage, weil zu viele Frau-



«Mein politischer Ziehvater»: SPD-Granden Lafontaine (l.), Brandt, 1989.

en im Niedriglohnssektor arbeiten. Aber statt die Niedriglöhne deutlich zu erhöhen, konzentriert man sich darauf, Frauen in Vorständen und Aufsichtsräten zu quotieren. Die Millionen Frauen, die in ungesicherten, schlecht bezahlten Arbeitsverhältnissen schufteten, interessiert es aber wenig, ob Frau Meier in einem solchen Gremium sitzt.

Weltwoche: Würden Sie sich als Feminist bezeichnen? Im klassischen Sinn?

Lafontaine: O Gott! Das wäre des Guten zu viel. Vor Jahren hatte ich eine Diskussion mit Alice Schwarzer. Sie rechtfertigte die Flexibilisierung des Arbeitsmarktes. Das habe ich nicht verstanden, weil die Frauen, vor allem alleinerziehende Mütter, am meisten unter den schlecht bezahlten Arbeitsverhältnissen leiden.

Weltwoche: Sie waren fast vierzig Jahre Mitglied der SPD: Wie war es möglich, dass Ihre ehemalige Partei nach dem historischen Tiefstand von rund 15 Prozent das Ruder im Wahlkampf doch noch herumreissen konnte?

Lafontaine: Entscheidend waren in erster Linie die grossen Fehler von Laschet und Baerbock. Die CDU hat durch die Politik Merkels ihre Erzählung verloren. Sie betrieb eine Politik der Beliebigkeit, ausgerichtet auf Machterhalt. In einer Zeit, in der viele Bürger feststellen, dass die Gesellschaft in die falsche Richtung driftet, konnte auch Laschet keine zufriedenstellende Antwort liefern. Die Anhänger wussten nicht mehr, wofür die Union eigentlich steht. Und Laschet und Baerbock haben in den Fernsehduellen eine schlechtere Figur gemacht als Scholz. Er, als Vizekanzler, konnte sich als Staatsmann inszenieren. Das genügte, damit viele Wähler zum Schluss kamen: «Bei ihm sind wir besser aufgehoben.»

Weltwoche: Wie beurteilen Sie Kanzler Olaf Scholz? Mir fällt auf, dass er nicht auffällt.

Lafontaine: Ja. Gerade jetzt wäre die Zeit für eine neue Ost-Politik nach dem Vorbild Willy Brandts. Aber auf solche Ideen kommt er leider nicht.

Weltwoche: Wie schätzen Sie ihn als Menschen ein?

Lafontaine: Er ist ein karrierebewusster Politiker, der Niederlagen wegstecken kann. In seiner Befürwortung der «Agenda 2010», Ex-Kanzler Schröders Sozialabbau, sehe ich einen Mangel an Empathie für diejenigen, die vom Sozialabbau betroffen sind.

Weltwoche: Noch ein Wort zur Vorgängerin: Was war die grösste Qualität von Angela Merkel?

Lafontaine: Sie wurde als wenig eitel und nicht korrupt wahrgenommen. Wer aber, wie ich, Politiker nach den Zielen beurteilt, die sie verfolgen und erreicht haben, kann ihr kein gutes Zeugnis ausstellen. Die Ungleichheit bei Einkommen und Vermögen wuchs ungebremsst. Das Verhältnis zu Russland ist im Keller, an der russisch-ukrainischen Grenze droht auch durch Versäumnisse der deutschen Politik Krieg. Vor allem die Südeuropäer konnten mit der Europapolitik Merkels nicht zufrieden sein.

Weltwoche: Wie sehen Sie die Zukunft der unlängst noch umjubelten Grünen, die jetzt von der brutalen Kostenrealität heimgesucht werden?

Lafontaine: Ihre Zustimmungswerte von bis zu 30 Prozent waren überraschend und kaum zu begründen. Das grösste Problem ist aber ihre gefährliche Aussenpolitik: Die Grünen sind der verlängerte Arm der USA und unterstützen vorbehaltlos deren Einkreisung von Russland und China. Die SPD hätte den Grünen

das Aussenministerium nicht überlassen dürfen. Was die Umwelt angeht, sind die Grünen eine Mogelpackung. Ihre Politik zerschellt regelrecht an den Realitäten. Solange sie nicht erkennen, dass unsere auf Wachstum angelegte Wirtschaftsweise ungeeignet ist, die Umweltprobleme zu lösen, können sie ihre Ziele nicht erreichen.

Weltwoche: Wie sieht eine sinnvolle China-Politik aus?

Lafontaine: Deutschland muss sich gegenwärtigen, dass China in Zukunft eine immer grössere Rolle spielen wird. Eine andere Möglichkeit als Zusammenarbeit gibt es nicht. Und wir, als mittelgrosser Industriestaat, dürfen uns nicht anmassen, die chinesische Politik zu korrigieren.

Weltwoche: Was halten Sie von Joe Biden?

Lafontaine: Er ist seit Jahrzehnten ein Hauptakteur der US-Politik und damit für die vielen völkerrechtswidrigen Kriege mitverantwortlich. Ich orientiere mich am Schriftsteller Gore Vidal,

der einmal sagte: Die USA haben nur eine Partei mit zwei Flügeln. Die einen sind mehr, die anderen etwas weniger für Krieg. Wie Russland sind die USA eine Oligarchie, nur eine viel mächtigere.

Weltwoche: Wie fit ist die EU? Sie waren stets kritisch gegenüber dem Nationalstaatendenken. Hat die Pandemie Ihre Sicht verändert?

Lafontaine: Ich bin und bleibe überzeugter Europäer. Allerdings bin ich zunehmend skeptisch, ob Europa über die heutigen Brüsseler Institutionen so konfliktfrei zusammenarbeitet, wie es notwendig wäre. Eine demokratische Gesellschaft braucht einen Debattenraum. Auf der nationalstaatlichen Ebene haben wir ihn, in der EU aber nicht. Zudem bestehen östliche Staaten wie Polen oder Ungarn auf ihrer eigenständigen Entwicklung. Die europäischen Verträge müssen so gestaltet werden, dass die einzelnen Staaten ihre Lebensverhältnisse so weit wie möglich selbst gestalten können.

Weltwoche: China, USA, EU: Überall kriselt's, auf niemanden ist mehr Verlass. Müsste sich Deutschland jetzt nicht viel mehr auf sich rückbesinnen?

Lafontaine: Deutschland sollte seine Interessen vertreten. Das bedeutet, es muss zum Frieden auf der Welt beitragen. Daher kann die jetzige US-Politik gegenüber Russland nicht unterstützt werden. So wenig wie es Putin gefällt, dass die USA an seiner Grenze Raketen stationiert haben, so wenig würde es die USA freuen, wenn in Kuba russische Raketen aufgestellt würden. Deutschland und Europa müssen darauf hinwirken, dass die USA und China zu einem friedlichen Miteinander zurückkehren.

Weltwoche: Kommt hinzu: Dieser Konflikt kann auch wirtschaftlich nicht von Interesse sein. Würde Nord Stream 2 abgestellt, bedeutete dies Lichterlöschen in Deutschland.

Lafontaine: Das Interesse Deutschlands ist es, durch eine wirtschaftliche Zusammenarbeit das Zusammengehen von deutscher Technik und russischen Rohstoffen zu ermöglichen. Die Politik «Wandel durch Annäherung» war sehr erfolgreich und förderte den Frieden in Europa.

Weltwoche: Wie lautete eine vernünftige Migrationspolitik im Interesse Deutschlands?

Lafontaine: Die grossen Mittel, die Deutschland für die Flüchtlingshilfe bereitstellt, sollten möglichst vielen Menschen zugute kommen. Wenn wir etwa den überwiegenden Teil des Geldes, das wir für die zwei Millionen aufwenden, die in den letzten Jahren hierhergekommen sind, einsetzen würden, um in den Lagern vor Ort zu helfen, dann könnten wir die Lebensverhältnisse von zwanzig Millionen Flüchtlingen verbessern. Und wir hätten nicht die nachteiligen Effekte wie Lohndumping, die mit der Einwanderungspolitik Angela Merkels verbunden sind.

Weltwoche: Sie sind Oppositionspolitiker. Was verstehen Sie unter wirksamer Opposition?

Lafontaine: Wenn sie Schwachstellen der Regierung ausfindig macht und glaubwürdige Alternativen gegenüberstellt. Wenn sie die Sorgen und Nöte der Bevölkerung zur Sprache bringt. Wenn sie zuspitzt, ohne Unwahrheiten zu verbreiten.

Weltwoche: Die oppositionelle CDU ist stark darauf bedacht, sich von rechts abzugrenzen, anstatt über Themen zu sprechen. Verfehlt sie ihren Auftrag?



«Mehr Demokratie wagen»: Lafontaine.

Lafontaine: Da sollte man abwarten. Sie muss diese Rolle ja wieder lernen. Sie war viele Jahre in der Bundesregierung, sie hat sich daran gewöhnt.

Weltwoche: Wie schätzen Sie die Gefahr von rechts ein? Wird sie nicht völlig überschätzt?

Lafontaine: Ich sehe weltweit totalitäre Tendenzen. Rechts und links geraten bei dieser Entwicklung leicht durcheinander. Von der politischen Rechten kennt man markige Sprüche, die

«Deutschland muss sich vergegenwärtigen, dass China eine immer grössere Rolle spielen wird.»

die Würde der Menschen verletzen. Aber wenn Politiker der Grünen «Beugehaft» für Leute fordern, die sich nicht impfen lassen wollen, dann werden die autoritären Tendenzen sichtbar.

Weltwoche: Sagen Sie noch etwas zum Zustand der Medien.

Lafontaine: In der Pandemie haben die meisten deutschen Medien ihre Aufgabe nicht erfüllt. Sie verbreiteten eher Regierungspropaganda, das kennen Sie ja in der Schweiz: Der Ringier-Verlag gab offiziell eine redaktionelle Linie vor,

die Regierung zu stützen, wo es doch notwendig wäre, in der Corona-Pandemie eine kritische Debatte zu führen. In Deutschland hat die Springer-Presse, allen voran *Bild*, die Aufgabe übernommen, gegenüber der Corona-Politik kritisch zu sein. Man wäre fast geneigt, sein Urteil über *Bild* zu ändern, wäre da nicht die beständige Hetze gegen China und Russland, die ich für gefährlich halte.

Weltwoche: Unzimperlich behandelten die Medien das Buch Ihrer Frau, Sahra Wagenknecht, eine Kritik über die «Lifestyle-Linken». Sie, eine Linke, sah sich mit dem Totschlagargument «AfD-Nähe» konfrontiert. Gibt es in Deutschland eine Medien- und eine Lebenswirklichkeit, die überhaupt nichts miteinander zu tun haben?

Lafontaine: Der Journalist Peter Scholl-Latour sprach schon vor Jahren von einer medialen Massenverblödung. Wenn man ein Argument abqualifizieren will, sagt man, das sei eine Verschwörungstheorie oder AfD-nah. Die AfD setzt sich zum Beispiel für ein gutes Verhältnis Deutschlands zu Russland ein. Nach dem neuen Debattenstil wäre Willy Brandt dann ein Wegbereiter der AfD gewesen. Das ist doch absurd!

Weltwoche: Wurde der Tonfall über die Jahre rauer oder die Gesellschaft überempfindlicher?

Lafontaine: Letzteres. Wenn ich an die Debatten in meiner Jugendzeit denke, dann war der Tonfall nicht moderater. Etwa Franz Josef Strauss und Herbert Wehner, sie gerieten oft heftig aneinander. Die Grenze bleibt die persönliche Herabsetzung des Gegenübers.

Weltwoche: Willy Brandt schlug Sie 1987 als SPD-Vorsitzenden vor. Was haben Sie vom Doyen der Sozialdemokraten gelernt?

Lafontaine: Dass man, wenn man Vorsitzender ist, versuchen muss, die unterschiedlichen Strömungen in der Partei zusammenzuführen, um Erfolg zu haben. Und ob eine Partei erfolgreich ist, entscheiden die Wählerinnen und Wähler. Er war mein politischer Ziehvater.

Weltwoche: Zum Schluss: Wie denken Sie über die Schweiz?

Lafontaine: Ich bin ein Anhänger von überschaubaren Einheiten. Da kann das demokratische Leben lebendiger gestaltet werden. Daher war mir die Schweiz mir immer sympathisch.

Weltwoche: Ist Deutschland zu gross, um eine solche Demokratie zu verwirklichen?

Lafontaine: Wir haben mit den sechzehn Bundesländern den Föderalismus. Der gibt uns die Möglichkeit, mehr Demokratie zu wagen. Das mit den Volksentscheiden wäre möglich, aber die CDU widersetzt sich seit vielen Jahren einer entsprechenden Verfassungsänderung. Schade, denn ich denke, der Volksentscheid führt oft zu besseren Ergebnissen, er ist lebendige Demokratie.

Hauptrolle im eigenen Märchen

Kanye West, ein Musiker zwischen Genie und Wahnsinn, hat eine neue Freundin. Julia Fox ist noch interessanter als der exzentrische Popstar selbst.

Roman Zeller

Das Glamourpaar erscheint im Partnerlook: *full denim*, Jeansjacke, Jeanshose. Er, Kanye West, ein Musiker zwischen Genie und Wahnsinn, trug Stiefel, grobschlächtig wie Moonboots, und eine Sonnenbrille. Sie, Julia Fox, hatte einen pechschwarzen Lidschatten aufgelegt, das Oberteil war bauchfrei und erinnerte an Madonnas berühmten Kegel-BH. Die Fotografen an der Pariser Fashion Week waren ausser sich. Wer ist diese Frau, diese *bombshell*, die Hollywood-Beauty Scarlett Johansson wie aus dem Gesicht geschnitten ist?

Ein Geheimnis umgibt Julia Fox. Ihr Alter ist unbekannt; mutmasslich ist sie 31. Sie arbeitet als Schauspielerin, der Durchbruch gelang ihr 2019 im Thriller «Uncut Gems». Sie spielte in dem Film die Angestellte und Liebhaberin eines spielsüchtigen Juweliers. Die Rolle der hitzköpfigen, gutherzigen Sexbombe war ihr auf den Leib geschneidert wie eines ihrer hautengen Kleider. Diese unabhängige *ride or die*-Mentalität, «robust und arbeitsam, aber zuckersüss», sei ihr bekannt vorgekommen, sagt Fox. «Ich war das, ich war dieses Girl.»

«Wir lebten wie Obdachlose»

Ihr Leben beginnt als Aschenputtel. Geboren in Italien, wächst Julia Fox mit ihrem Bruder in New York auf. Ihr exzentrischer Vater, ein Bauunternehmer, zieht mit seinen Kindern von Haus zu Haus und wohnt, wo er gerade renoviert; die Mutter ist in Mailand. «Wir lebten wie Obdachlose», sagt Fox über ihre turbulente Kindheit mit sechs Schulwechseln.

Mit vierzehn stürzt sie sich ins Partyleben, ohne dass es den Vater interessiert. Im Haus eines Drogendealers findet sie ihre erste Liebe, im Rausch, auf Ecstasy. Was ihr bleibt, sind der tätowierte Name, das Heroin und die Pillen, mit denen sie sich, siebzehnjährig, fast umbrachte. Es sei ein Wunder, dass sie noch lebe, sagt Fox. Viele Menschen, mit denen sie aufwuchs, seien süchtig oder im Gefängnis. «Viele starben.»

Mit achtzehn ist der Nervenkitzel vorbei. Von der Klubszene ausgebrannt, wartet das nächste



Mutmasslich ist sie 31: Schauspielerin Fox.

Abenteuer: Fox arbeitet sechs Monate lang als Domina. Sie hatte schon länger mit dem Gedanken gespielt, irgendwann, als sie mit einem halbdurchsichtigen Fischnetzkleid vor dem Spiegel stand, realisierte sie es. Das «Fantasy-

«Im Grunde war ich in dieser Welt, in Hollywood, ein Niemand.»

Rollenspiel» – «ohne Sex, ohne Nacktheit» – ist ihre erste Erfahrung als Schauspielerin. Julia Fox nennt sich eine «Schauspielerin des Lebens».

Während dieser Zeit verliebt sie sich in einen älteren, reichen Kunden. Die Beziehung hält fünf Jahre. Von 2018 bis 2020 ist sie mit einem Piloten verheiratet, dem sie ihren Sohn, ihr

«Meisterstück», verdankt, wie sie auf Instagram schreibt. Am Tag der Geburt postet sie hochschwanger ein Bild, auf dem sie nichts ausser ellbogenlangen Handschuhen trägt. «Milf», lautete der Hashtag: *mother I'd like to f****.

Das Image der Sexgöttin paart sie mit Geschäftssinn: Als Model schafft sie es 2015 in den *Playboy*. Ihre Modelinie Franziska Fox führt sie erfolgreich mit einer Freundin. Zusätzlich arbeitet sie als Schauspielerin, Drehbuchautorin und Regisseurin, als Fotografin (zwei Fotobücher) und Malerin. 2017, an ihrer Ausstellung «R.I.P. Julia Fox», zeigt sie Bilder, die sie mit ihrem Blut malte.

Eines Tages lernt sie in New York die beiden Produzenten von «Uncut Gems» kennen. Im späteren Casting setzt sie sich gegen 300 Mitbewerberinnen durch. «Im Grunde war ich in dieser Welt, in Hollywood, ein Niemand.» Ihr hilft, dass sie als Domina lernte, unter Druck zu arbeiten, Menschen zu verstehen. Sie weiss die Vorlieben des Kunden einzuschätzen. «Der Rest ist Improvisation.»

Nacht in der extra gekauften Suite

Nun also zog sie Kanye «Ye» West in ihren Bann. Über die Jahreswende habe es gefunkt, eine *instant connection* in Miami, schwärmt Fox. «Ye» habe sie und ihre Freunde den Abend über zum Lachen und Tanzen gebracht, sie wollten sich wieder sehen, dieses Mal in New York. West erscheint pünktlich, «ich war so beeindruckt», so Fox. Beim Abendessen in einem ihrer Lieblingsrestaurants habe er ein Fotoshooting für sie organisiert, die Leute hätten applaudiert.

Dann die Nacht in der Hotelsuite, die West extra dafür gekauft hatte. Überall sind teure Kleider drapiert, frei zum Mitnehmen, «ein Traum, und das beim zweiten Date». Irgendwann liegt Kanye West auf dem Boden und Julia Fox auf ihm. Eine Kamera fängt diesen «magischen Moment» ein. «Es fühlte sich an wie ein Aschenputtel-Moment», sagt Fox. Die Hauptrolle in diesem Märchen spielt die «Schauspielerin des Lebens» gleich selber.

Trycheln für die Dauerkrise

Ein akademischer Trupp von Massnahmen-Hardlinern rüstet sich für die Zeit nach Corona. Der Kampf geht weiter, das Virus war nur das Vorspiel.

Alex Baur

Einere breiteren Öffentlichkeit sind vor allem drei ihrer Exponenten bekannt: Marcel Salathé, Christian Althaus und Dominique de Quervain. Und das auch erst seit Ausbruch der Corona-Krise. Bis Anfang letzten Jahres profilierten sich die drei Akademiker als Scharfmacher der «Science Task Force», die dem Bundesrat den Marsch bläst. Doch dieses Panikorchester war dem Trio, dem ein Regime nach dem Vorbild von Südkorea oder Singapur vorschwebt, zu milde. Sie gründeten ihre eigene Truppe: CH++ (nicht zu verwechseln mit 1-G++)

Fast ein Jahr lang dümpelte CH++ im Stillen von sich hin. Während sich die Freiheits-Trychler und Verfassungsfreunde Ende letzten November im Kampf um die Covid-Abstimmung aufrieben, hielten sich die Massnahmenturbos vornehm zurück. Warum sollten sie sich beim absehbaren Ausgang eines Plebiszits auch verausgaben? Die Herren Professoren verfolgen längerfristige Pläne. Erst jetzt, wo der Corona-Hype sich dank Omikron dem Ende zuneigt, machen sie mit grossen Interviews auf sich aufmerksam. Die Message ist klar: Der Kampf geht weiter – jetzt erst recht.

Dass es den Anti-Trychlern um mehr geht als um die Bekämpfung eines Erkältungsvirus, ergibt sich aus der Zusammensetzung des achtköpfigen Vorstands und des achtzehnköpfigen Beirats: Es handelt sich ausschliesslich um Akademiker. Ein Studium ist Voraussetzung für die Aufnahme in den Klub der Erlauchten. Allerdings findet sich unter ihnen kein praktizierender Mediziner oder Virologe, der sein Metier aus dem Alltag mit erkrankten Menschen kennt.

Kampfgebiet Long Covid

Der harte Kern setzt sich zusammen aus Programmierern und Modellrechnern im Umfeld von Althaus und Salathé. Ursprünglich haben beide in Zürich Biologie studiert. Doch das Ordnen der Pflänzlein anhand von Stempeln und Blütenblättern nach der Methode Binz war zweifellos nie ihr Ding. Sondern Computermodelle, welche die Evolution in die Zukunft hinein prognostizieren. Covid-19 katapultierte



Plötzlich im Rampenlicht: Salathé (l.), Althaus.

die Auguren der Pandemie mit einem Schlag ins Rampenlicht. Und sie nutzten die Chance, indem sie – schlagzeilenwirksam, wir erinnern uns – mit Zehntausenden von Toten drohten.

De Quervain ist Neurologe. Sein Kampfgebiet ist Long Covid, ein schwer fassbares Leiden, das sich als Drohkulisse bewährte, wenn das Coronavirus zwischen den Wellen schlappmachte und sich jeweils so unverhofft, wie es aufgetaucht war, vorübergehend zurückzog. Doch das Rückgrat von CH++ besteht aus Informatikern, die beim Aufbau der Tracing-App (gibt es das noch?) und der erfolgreichereren digitalen Zwangszertifizierung der Bevölkerung mitgewirkt haben; mehrere IT-Anwälte inklusive.

Offiziell ist CH++ politisch ungebunden. Sieht man sich die Köpfe etwas genauer an, wird schnell klar, aus welcher Richtung der Wind weht. Im Vorstand garantiert die Genfer SP-Politikerin und «Campaignerin» (Ehe für alle) Olga Baranova einen direkten Draht nach links. Auffällig ist die starke Präsenz der Zürcher Grünliberalen (Simon Schlauri, Nicola Forster), was insofern nicht verwundert, als sich die GLP als extrascharfe Massnahmen-Hardlinerin profilierte. Forster stellt auch die Verbindung zur Operation Libero sicher. Der Bieler Bio-Statistiker Servan Grüninger, eine moderat liberale Stimme, sorgt zwar für eine leichte Dissonanz im Chor

der Scharfmacher, aber immerhin auch für Tuchfühlung zur CVP.

Erwähnenswert ist zudem der ideologische Mittelbau, der sich im Wesentlichen aus der linksliberalen Zürcher Ökonomin Dina Pomeranz, Wikimedia- und Gender-Aktivistin Muriel Staub, Cyber-City-Planerin Nathalie Klauser, Headhunterin Esther-Mirjam de Boer sowie Zattoo-Gründerin Bea (vormals Beat) Knecht zusammensetzt. Digital-Guru Thomas Sevcik figuriert als eine Art Quotenmann in dieser Gender-Power-Runde.

«Greta der Schweiz»

Was will der elitäre Trupp, wo das Coronavirus zusehends zur harmlosen Erkältung mutiert? Die Antwort liefert die Agitprop-Einheit von CH++, die von der Politologiestudentin Marie-Claire Graf und vom Berufscampaigner Che Wagner angeführt wird. Die vom medialen Mainstream als «Greta der Schweiz» gehypte Graf ist gleichsam die Inkarnation der Klimajugend. Für sie ist die Schlacht gegen Corona nicht mehr als ein Bootcamp für den bevorstehenden grossen mutterländischen Krieg gegen den klimatischen Weltuntergang.

Nach der Krise ist vor der Krise. Dies wird klar, wenn man sich das kürzlich veröffentlichte Grundsatzpapier «Lehren für die Krisenbewältigung» von CH++ vor Augen hält. Um schnell auf Bedrohungen aller Art reagieren zu können, sollen Institutionen geschaffen werden, welche die schwerfälligen demokratisch-föderalistischen Prozesse überbrücken. Ein diffuses Konglomerat aus «Gesundheitswesen, Wissenschaft, Privatwirtschaft, Zivilgesellschaft, Bildungswesen und anderen Bereichen» würde anstelle von Parlament und Regierung in der Krise die Führung übernehmen, wobei die (staatlich subventionierten) «Schweizer Qualitätsmedien» natürlich eingebunden würden.

Kurzum: Der demokratisch-liberale Rechtsstaat, den die Aufklärung vor 250 Jahren erschaffen hat, soll durch ein korporatistisches Gebilde ersetzt werden, in dem eine Avantgarde von Akademikern den leuchtenden Pfad der Wahrheit durch die ewige Krise weist.

Der Heilige und die Scheinheiligen

Hat irgendein Journalist jemals positiv über Pierin Vincenz berichtet? Nein, natürlich nicht.



Im letzten *Sonntagsblick* führten sie Pierin Vincenz auf die Schlachtbank. Auf zehn Seiten fiel die *Sobli*-Redaktion über den früheren Raiffeisen-Banker her.

Sobli-Chefredaktor Gieri Cavetty fragte dazu in staatsmännischem Ton: «Läuft grundsätzlich etwas falsch, wenn ein solcher Blender als Heiliger verehrt wird?»

Die Antwort gab er gleich selbst. Bei Blendern wie Vincenz handle es sich um «von der Politik hofierte Heilige».

Ich habe selbst in der selbstgerechten Medienbranche selten erlebt, wie sich ein Chefredaktor derart billig aus der Verantwortung zu schleichen versuchte.

Um es klar zu sagen: Wenn es in der Schweiz jemanden gab, der Vincenz völlig blind und hörig als Heiligen verehrte, dann war das nicht die Politik. Dann war das der *Sonntagsblick*.

Ich zitiere gern, wie der *Sonntagsblick* jahrelang den hl. Vincenz verklärte. Halten Sie sich fest, alle Zitate sind echt.

Vincenz war «ein Segen für die Branche», er war «der Bankier des Volkes», er hatte «globales Format», und «die Geschichte gab ihm recht», er war ein «Patriot», und er war «lebensklug» und «wohlätzig» und «honorig» und «hochanständig».

Der scheinheilige *Sonntagsblick*-Chef Cavetty kann sich an die Hymnen der Hochanständigkeit nicht erinnern. Ein tragischer Fall von Amnesie.

Der Fairness halber muss man ergänzen, dass nicht nur der Boulevard damals den Raiffeisen-Chef verehrte. Als «Draufgänger» bewunderte ihn der *Tages-Anzeiger* und als «Sonnenkönig» die *Berner Zeitung*. «10 vor 10» feierte ihn als

«bodenständigen Bank-Chef» und die «Tageschau» als «Galionsfigur».

Der Grund für solchen Lemming-Journalismus ist altbekannt. Für Journalisten ist eine Story nur dann eine gute Story, wenn man sie mit einem Ausrufezeichen versehen kann. Eine Erfolgsgeschichte wie der steile Aufstieg von Vincenz erfüllt diese Vorgabe, genauso wie sein tiefer Fall.

Journalismus könnte auch komplex, analytisch und ausgewogen sein. So was aber taugt nicht für Ausrufezeichen. Die meisten Zeitungs-

Für Journalisten ist eine Story nur eine gute Story, wenn man sie mit einem Ausrufezeichen versehen kann.

und TV-Redaktionen verzichten darum auf diese differenzierte Form der Publizistik. Sie erbringt keine spektakulären Klick- und Einschaltquoten.

Journalisten bevorzugen stattdessen eine Schwarz-Weiss-Schablone, die situativ anzuwenden ist. Sie stehen heute auf einer Seite und wechseln über Nacht ins andere Lager.

Die zwei besten Beispiele für dieses Change-Modell sind die Journalisten Lukas Hässig und Arthur Rutishauser. Beide stemmten erst Pierin Vincenz zur Lichtfigur hoch und wurden dann zu seinen Totengräbern.

Journalist Lukas Hässig, bei der *Handelszeitung* und in der *Tages-Anzeiger*-Gruppe aktiv, schwärmte seitenlang über diese «Ikone», diesen «Banker-Rockstar» und seinen «Vincenz-Express», der durch die Bankenwelt rauschte.

Hässig war vor allem beeindruckt, wie Vincenz den Grossbanken CS und UBS heimleuchtete.

Journalist Arthur Rutishauser bot Vincenz im *Tages-Anzeiger* eine stete Interview-Plattform der Gefälligkeit, wo er unter Applaus des Blatts den automatischen Informationsaustausch, Bonus-Steuern und ein Ende des Bankgeheimnisses fordern durfte. «Kein Tabu» und «kein Denkverbot», frohlockte Rutishauser über den Banker.

Lukas Hässig, danach Gründer des Finanzportals *Inside Paradeplatz*, wechselte dann die Seite. Er legte er eine gewaltige Serie von Recherchen hin, wie Vincenz bei Firmentransaktionen in die eigene Tasche gewirtschaftet hatte. Er trug entscheidend zum Sturz des ehemaligen Helden bei. Er wurde dafür zum «Journalisten des Jahres» gewählt.

Arthur Rutishauser, danach Chefredaktor der *Tages-Anzeiger*-Gruppe, wechselte ebenso die Seite. Er deckte eine Reihe von Interna aus dem Hause Raiffeisen auf, etwa, wie sich hier finanzielle und amouröse Interessen der Protagonisten stetig vermischten. Nach Hässig wurde Rutishauser zum wichtigsten Aufdecker des Raiffeisen-Regimes.

Seitenwechsel sind die Regel im Journalismus. Die Wahrheit wechselt. Der Irrtum wechselt. Der Blickpunkt wechselt. Gestern ist nie heute. Jeder intelligente Journalist weiss, dass die Vergangenheit jeder Zeitung Flecken hat, Nur der Chef des *Sonntagsblicks* wischt das unter den Tisch.

Diese Geschmeidigkeit der Branche ist ihr Naturell. Man kann es Opportunismus nennen. Man kann es Unabhängigkeit nennen. Ich neige der Unabhängigkeit zu. Manchmal kommt die Unabhängigkeit einfach etwas zeitverzögert.

Würth packt die Grätsche aus

Der St. Galler Mitte-Ständerat Benedikt Würth zählt zu den bravsten Politikern der Schweiz. Beim Mediengesetz geht er auf Konfrontation mit Behörden, Journalisten und Partei.

Marcel Odermatt

Volketswil

Ständerat Benedikt Würth ist die personifizierte Schweizer Konsensdemokratie. Der WWF empfahl seine Wahl, weil er sich für den öffentlichen Verkehr und die Umwelt einsetzt. Beim Rahmenabkommen erklärte der Mitte-Repräsentant, er unterstütze den Vertrag nur, wenn die Rechte der Kantone und Gemeinden nicht eingeschränkt würden. Die «Ehe für alle» befürwortete der ehemalige St. Galler CVP-Sekretär, weil er glaube, dass es ein «positiver Fortschritt» sei.

Der 54-jährige Hobbyfischer, ehemalige Präsident einer Guggenmusik und Verwaltungsrat des FC St. Gallen könnte gar nicht eingemitteter sein. Er steht kompromisslos für Ausgleich. Referenden sind seine Sache nicht. In seinem Verständnis entscheidet die Mitte im National- und im Ständerat, wenn es darum geht, wie neue Gesetze aussehen. In seiner 25-jährigen Karriere als Kantonsrat, Stadtpräsident von Rapperswil-Jona, Regierungsrat und jetzt Ständerat hat er noch nie ein Referendum ergriffen oder unterstützt.

«Populismus-Keule»

Doch für einmal opponiert der Nachfolger von Bundesrätin Karin Keller-Sutter im Stöckli mit aller Kraft gegen die Mehrheit von Bundesrat und Parlament. Der Grund für sein Ausscheren ist das Massnahmenpaket zugunsten der Medien, über das die Bürger am 13. Februar abstimmen. Die Verlagshäuser sollen künftig mit 178 Millionen Franken pro Jahr subventioniert werden.

Dass der Ostschweizer das Anliegen von Presseministerin Simonetta Sommaruga ablehnt, ist bekannt. Der Abstimmungskampf sorgt jedoch dafür, dass dem sonst mit Bedacht auftretenden Politiker der Kragen platzt: «Die Kampagne um das Medienpaket nimmt groteske Züge an», sagt Würth. Die befürwortenden Medien nähmen für sich in Anspruch, demokratie relevant zu sein. Das würde bedeuten, ausgewogen zu berichten. «Teilweise gelingt das,



Er steht kompromisslos für Ausgleich:
FC-St.-Gallen-Verwaltungsrat Würth.

in verschiedenen Beiträgen passiert aber das Gegenteil, klassisches Framing.»

Man werde kritisiert, weil auch Kreise, die die Covid-19-Strategie des Bundesrates kritisch oder negativ beurteilen, gegen die Vorlage seien. «Eine solche Argumentation hilft nicht der Demokratie, sie schadet ihr und begünstigt die gesellschaftliche Spaltung. Ich stütze die Grundzüge der Corona-Politik des Bundesrates, trotzdem bin ich mit Überzeugung gegen dieses Medienpaket.» Manche Befürworter würden jetzt die «Populismus-Keule auspacken». Gegen diesen Vorwurf wehre er sich entschieden.

Der Ständerat ärgert sich nicht nur über die Auftritte seiner Gegner. Er sehe in der Vorlage auch inhaltliche Fehler, die ihm die Haare zu Berge stehen liessen. In den letzten Monaten diskutierten die Räte wegen der Pandemie über Härtefallhilfen für Unternehmen. Dabei bestand ein Konsens im Parlament, dass Firmen in dem Jahr, in dem die Gelder fliessen, keine Dividende auszahlen dürfen. «Obwohl bei der Onlineförderung neu Mittel direkt aus der Bundeskasse fliessen und so bis maximal 60 Prozent des Jahresumsatzes subventioniert wird, gibt es beim neuen Mediengesetz kein Dividendenverbot für die Empfänger», sagt Würth. «Das ist zumindest sehr speziell.»

Trotzdem konnte sich Würth in seiner Partei nicht durchsetzen. Dabei warb er am Samstag an der Delegiertenversammlung in Volketswil mit Verve für ein Nein. Das Mediengesetz sei vergleichbar mit einem Metzger, der für eine verkaufte Bratwurst einen Beitrag aus der Bundeskasse erhalte. Die Vorlage müsse «neu aufgegleist werden», so Würths Appell.

Empörung der Ständerätin

Am Schluss sagten 98 der Delegierten ja, 67 nein; vier enthielten sich ihrer Stimme. Dass es relativ knapp wurde, dürfte mit einer Angst zusammenhängen, die jeder Mitte-Politiker mit der Muttermilch aufnimmt: die Angst, an einem Abstimmungssonntag zu den Verlierern zu gehören.

Tatsächlich liegen die Nerven der Befürworter blank. Das zeigt eine Posse um Mitte-Präsident Gerhard Pfister. Es ist bekannt, dass er die Vorlage ablehnt. Das gegnerische Komitee kommunizierte das entsprechend auf seiner Website. Trotzdem empörte sich die Luzerner Mitte-Ständerätin Andrea Gmür, es habe niemand vom Komitee bei Gerhard Pfister nachgefragt, ob es dessen Namen und Bild verwenden dürfe.

Prompt machte Pfister einen Rückzieher: «Die Verantwortlichen wurden darauf aufmerksam gemacht, dass ich nicht Mitglied ihres gegneri-

schen Komitees bin. Ebenso wurde das Komitee gebeten, den Eindruck zu korrigieren, den ihre Website fälschlicherweise hervorruft.» Die Referendumsführer reagierten: Statt wie bisher «Alle bürgerlichen Parteipräsidenten sagen Nein» heisst es nun: «Alle bürgerlichen Parteipräsidenten haben im Parlament Nein gestimmt.»

Es ist nicht ausgeschlossen, dass Opponenten des Medienpakets am 13. Februar das Rennen machen. Eine aktuelle Umfrage von Tamedia zeigt, dass nur 37 Prozent zustimmen wollen. 57 Prozent geben an, sicher oder eher mit Nein zu stimmen. Dabei gehören die Anhänger der bürgerlichen Parteien mehrheitlich zum ablehnenden Lager. Die Begründungen von Würth finden in seiner Partei also Anklang.

Vorschläge in petto

Entscheidend ist der Streitpunkt, wer vom zusätzlichen Geldsegen profitiert. Sind es vor allem die grossen, wie die Widersacher erklären, oder doch die kleinen Akteure, wie das Bundesrätin Sommaruga gebetsmühlenhaft repetiert? Mit dem neuen Beschluss würde die bisher be-

Die Nerven der Befürworter liegen blank. Das zeigt eine Posse um Mitte-Präsident Pfister.

stehende Auflagenobergrenze von 40 000 Exemplaren für die Posttaxenverbilligung aufgehoben. Würth wollte deshalb von Bernard Maissen, Direktor des Bundesamtes für Kommunikation, wissen, welche Titel nach der Abschaffung neu förderberechtigt werden.

In seiner Antwort schreibt der Chefbeamte: «Titel mit einer Auflage über 40 000 Exemplaren, die künftig in die neue Förderung fallen könnten, sind gemäss heutigem Kenntnisstand 24 Heures, Tages-Anzeiger, Luzerner Zeitung, Blick.» Aufgrund sinkender Abo-Zahlen seien zuletzt verschiedene Titel förderberechtigt geworden. Dazu zählten etwa das St. Galler Tagblatt, der Bund oder die Solothurner Zeitung.

Das Beispiel zeigt, wie unpräzise in diesem Abstimmungskampf argumentiert wird. Alle diese Blätter gehören zu den grossen vier Medienunternehmen TX Group, CH Media, Ringier und NZZ. Es ist entsprechend schwer zu erklären, weshalb diese Vorlage in erster Linie den kleinen Verlagen helfen soll.

Würth wäre nicht ein Mitte-Vertreter, wenn er neben seinem Frust nicht auch schon konstruktive Vorschläge in petto hätte, sollte das Gesetz scheitern. Er nennt drei Punkte: keine direkte Medienförderung, Support der Medienvielfalt in den Regionen – etwa mit einmaligen Startbeiträgen für neue Online-Formate – und das Bekenntnis, den Strukturwandel nicht zu bremsen, sondern zu unterstützen. Und hier wäre er wieder: der eingemittete Konsenspolitiker.

Laufsteg frei für die Männerhandtasche

Woke-Propheten könnten das schaffen, woran die Trendscouts scheiterten: Männer für die *murse* zu begeistern.

Mark van Huisseling

Mode ist der Stoff, aus dem die Träume sind. Und, kann man sinngemäss schreiben, Accessoires sind die Stücke, aus dem die Träume der Aktionäre sind. Denn nicht mit Kleidern wird bei Modemarken Geld verdient, sondern mit Schuhen, Gürteln, Mützen, Brillen, Parfüms und, vor allem, Handtaschen. Während die fünf Erstgenannten verallgemeinernd als «Must-haves» beschrieben werden, wurde für die letzterwähnte Kategorie ein Begriff geschaffen: «It-Bag», die modische Tasche mit dem gewissen Etwas. Oder die Tasche, für die Frauen ihr letztes Geld ausgeben respektive – und ich bitte, mir das Klischee nachzusehen (weil Klischees immer einen wahren Kern haben) – einen Kavalier finden, der dafür bezahlt.

An dieser Stelle eine kleine Story: «Was sollen wir tun, um Umsatz und Gewinn zu erhöhen?», fragte der Marketingleiter eines Zahnpastaherstellers seinen Werbeberater. «Vergrössert die Tube und die Öffnung, aus der man die Pasta drückt», antwortete dieser. Kleine Ursache, grosse Wirkung, falls die Anekdote stimmt. Auf die Mode-beziehungsweise Accessoires-Welt übertragen, heisst das: Verbreitert die Zielgruppe für Handtaschen. So weit, so klar, bloss wie?

Gegenstück zur It-Bag

Easy – weshalb soll nur die Hälfte der Menschheit mit einer (oder idealerweise mehreren) teuren Tasche(n) durchs Leben gehen? Das macht doch keinen Sinn, aus der Sicht der Verkäufer jedenfalls nicht. Voilà: Laufsteg frei für die Tasche für den Mann, genannt *man bag* oder, wortspielerischer, *murse* (aus *man* und *purse*).

«Mode ist ein Fass ohne Boden – und doch wirft Louis Vuitton weiter Geld hinein», schrieben Bloomberg-Journalisten, die Herstellung der Kleider und immer teurere Präsentationen löschten allfällige Einnahmen aus dem Abverkauf gleich wieder aus. Weshalb LV et al. sich noch Mode leisten? Wegen der Reklamewirkung. Und in der Folge der Einnahmen aus Accessoires. Hat jemand «Lizenz zum Geld drucken» gesagt? Das Bild trifft es fast – die Markenverantwortlichen müssen das Geld



Accessoire gegen soziale Ungerechtigkeit.

nicht mal selbst drucken, den Job übernehmen andere. Accessoires werden meist von Lizenznehmern hergestellt, die das besser können.

Retour zur angestrebten Verbreiterung der Zielgruppe, um theoretisch bis 100 Prozent, dank der *murse*, Tasche für den Mann: Diese war die längste Zeit ein *non-starter*, ihre Träger galten als Metrosexuelle im besten Fall, im weniger guten als Männchen oder Witzfiguren. Was Modejournalistinnen und Trendscouts nicht schafften – die *murse* zum männlichen Gegenstück zur It-Bag hochzuschreiben –, gelingt nun vielleicht einer popkulturellen Erfindung, so die Hoffnung der Markenverantwortlichen: den Wokeness-Regeln, importiert aus Amerika, erhöhter Sensibilisierung für soziale Ungerechtigkeiten nämlich. Ist doch super *unjust*, wenn Frauen 1500 Euro oder mehr für eine Handtasche ausgeben dürfen und damit als todschick gelten. Während Männern bloss eine alte braune Geisteswissenschaftler-Tasche im Stil des Tornisters von Robert Habeck zugestanden wird.

Ob der Taschenspielertrick so gut funktioniert wie der Geistesblitz mit der XL-Zahnpastatube und ihrer grösseren Öffnung? Es ist zu früh für eine aussagekräftige Erfolgsrechnung. Aber immerhin erschien im woken Stilmagazin der *New York Times* schon mal ein Feuer-und-Flamme-Artikel – Überschrift: «Tschüss *murse*, und hallo Handtasche für alle» –, in dem das Tragen einer modischen Tasche an manikürten Händen zum Recht für alle Menschen, inklusive Männer, erklärt wurde. Gefolgt von einer Aufzählung, welche Marken oder Designer solche anbieten (verkürzt gesagt: jede/r). Man wird sehen, ob die Mehrzahl der Männer nun davon Gebrauch machen mag.

Späne lügen nicht

Überschwemmungen, gefällte Bäume, Angriff auf Hunde: Biber sorgen in Bern und anderswo für Ärger. Die Nager haben aber auch glühende Verteidiger.

Urs Gehriger

Die Sonne steht kaum über dem Horizont, als ein Zetermordio in den heimischen Garten dringt. «Itz luege mau die arme Widel!», tönt es vom nahen Aareufer her. «Ig hole de öppe mini Flintä u knalle dä Soucheib ab.»

Wen erfasste nicht flüchtiger Schauer beim Anblick der bizarren Komposition, die sich ahnungslosen Passanten entgegenstellt? Tags zuvor stand hier eine Trauerweide. Majestätisch hatte sie die Uferböschung geziert. Jetzt, welch Jammer, liegt sie in ihrer stolzen Länge im seichten Aarewasser. Ihr gehäuteter Stamm, leichenblass, erinnert unweigerlich an den Tod.

Zwei Dutzend gefällte und angefressene Bäume säumen das Aareufer am «Marzili-Strip», der beliebten Flanier- und Schwimmeile entlang dem Berner Freibad. Flachgelegt von der ansässigen Biberfamilie, die ihr Revier unweit des Bundeshauses bezogen hat.

Wildlife in der urbanen Boheme

Aus allen Ecken der Schweiz sorgen derzeit die Nager für negative Schlagzeilen: «Biber bedroht den Baumbestand in Konstanz» (*St. Galler Tagblatt*). «Nun zerlegt der Biber den Aarauer Mitteldamm» (*Oltner Tagblatt*). «Biber schlägt mit Schwanz auf Hund ein» (*Tages-Anzeiger*).

Seit einigen Jahren feiern die Biber in der Schweiz eine Renaissance. 4000 Stück sollen es gemäss Schätzungen inzwischen sein. Bis ins hohe Bündnerland nach Samnaun auf 1700 Meter sind sie aufgestiegen (europäischer Höhenrekord). Und längst sind sie in die Städte vorgedrungen. Zur Freude von Grossstadtromantikern, die über etwas Wildlife in der urbanen Boheme frohlocken.

Doch Späne lügen nicht. Die Schäden sorgen in der Nachbarschaft für dicke Luft, wie der Autor dieser Zeilen, selbst Anwohner des bibergebeutelten Berner Stadtreviers, bezeugen kann. Wie ausgekochte Räuber gehen die Beisser im Schutz der Dunkelheit ans Werk. Lange wusste man nichts über die Identität der Vandalen. Doch dann bekamen sie es mit Angst zu tun. Der Biologe Christof Angst stellt Fallen. Keine

tödlichen, wohlverstanden, sondern Fotofallen, die durch Bewegung aktiviert werden und die Delinquenten auf frischer Tat filmen. So hat Angst die Stadtbiber dabei ertappt, wie sie vier Kilometer flussaufwärts einem Bauern Zuckerrüben vom Feld klauten. Doch im Winter wird das Futter knapp. 1,5 Kilo frische Baumrinde



Auf frischer Tat ertappt.

braucht ein Tier pro Tag. Da ihr Energiepegel derzeit im Keller ist, fressen sie alles, was direkt um ihren Bau herum noch spriesst.

«Sie würden verhungern, wenn sie weite Wege gehen müssten», erklärt Angst mit Empathie. Einen besseren Anwalt hätten die Biber nicht anheuern können. Im Auftrag des Bundesamts für Umwelt leitet Angst die Biberfachstelle. Eloquent pariert er den geballten Unmut aufgebracht Anwohner.

Was hat man nicht schon alles unternommen, um die hungrigen Dickschwänzer in die städtische Gesellschaft zu integrieren? Einmal stellte ihnen die Stadt Bern sogar ein Fressrevier zur Verfügung. Doch Biber-Ranzen kennen keine

Grenzen, nonchalant haben sie den behördlichen Zonenplan ignoriert.

Dieser Tage geht Christof Angst wieder vor Ort, um die Wogen der Anwohner zu glätten. Die neuste Idee: «Eine Biber-Bar, wo sie sich verpflegen können.» Zusammen mit Pro Natura und der Gemeinde Bern wolle man lokal «intensiv Weiden anpflanzen», in der Hoffnung, dass die Biber dann ein für allemal die stolzen, alten Weiden in Ruhe lassen.

Shangri-La der Biber-Community

Biber müsste man sein, denken sich wohl die anderen Tiere, die im Winterfrost verzweifelt nach Nahrung suchen. Doch die Biberlobby hat mit dem gefräßigen Tier noch Grösseres im Sinn. «Wir wollen den Biber als Werkzeug für den Naturschutz einsetzen», erklärt Angst. Zur Förderung der Artenvielfalt und Verbesserung der Wasserqualität. Das Bundesamt für Umwelt habe für rund 1,5 Millionen Franken ein nationales Biberprojekt lanciert.

Angst verweist auf das Biberrevier in Marthalen, Kanton Zürich. Mit einem Damm haben Biber dort vier Hektaren Wald unter Wasser gesetzt. Auf seinem Youtube-Kanal, der dem Leben der Biber gewidmet ist, hat Angst einen Drohnenflug über das Shangri-La der Schweizer Biber-Community geschaltet. «Man hat das Gefühl, man sei in Amazonien», schwärmt der «Biber-Götti». Untersuchungen dort würden zeigen, dass in Sommer «bis zu 20 Prozent Stickstoff und Phosphor abgebaut werden».

Damit der Biberpläne nicht genug. Durch ihre Stauaktivität tragen Biber offenbar auch zur Artenvielfalt bei. Was reift im Marthaler Biberparadies, soll bald das ganze Land beglücken. «Derzeit fertigen wir von Genf bis Romanshorn ein Auenmodell an», so Angst. Man wolle schauen, wo in der ganzen Schweiz Biber mit Dämmen Auen überschwemmen könnten, um «natürliche» Revitalisierungsprojekte zu lancieren.

Schlemmert an unseren Ufern etwa ein heldenhafter Retter? Wer mag sich da noch ärgern, wenn es an Berns Paradestrand aussieht wie auf den Schlachtfeldern von Verdun?

HERODOT



Dubai, Dubai» heisst der Song der israelischen Komödiantin und Satirikerin Noam Shuster-Eliassi, der den ganzen Nahen Osten in Aufregung versetzt und sogar die Aufmerksamkeit von Radio DRS geweckt hat. Die Enkelin rumänischer Holocaust-Überlebender und Tochter einer aus dem Iran stammenden Mutter nimmt in ihrem auf Arabisch vorgetragenen Lied die Begeisterung der Israelis über den Frieden mit den reichen und zweieinhalbtausend Kilometer entfernten Golfarabern aufs Korn, während sie sich nicht um Frieden mit den Palästinensern vor ihrer Haustüre bemüht. Nichts ist uns willkommener als Araber, die Millionen besitzen und die Palästina und seine Menschen vergessen, welche eine «Nakba» (d. h. die Vertreibung aus ihrem Land) erlitten haben – wie schön, wenn alle Araber wie diejenigen aus Dubai wären, singt die Friedensaktivistin.

Anders als vom «Echo der Zeit» berichtet, freuen sich indes längst nicht alle Araber über das Lied der Israelin, das die Scheinheiligkeit des Honeymoons von Israel und den Ölscheichs anprangert. Manche sind sich in ihren diktatorisch regierten Ländern Satire nicht gewohnt und verstehen sie nicht. Die palästinensische Zeitung *Al-Quds News* nimmt den Song wörtlich als weitere Lobeshymne auf die Normalisierung mit den Emiraten. Andere sehen die Satire als Verhöhnung der Araber durch arrogante Israelis. Diese werden uns niemals mit Respekt behandeln, schreibt Abdelaziz al-Ansari, ein Fernsehkommentator aus dem mit den Emiraten zerstrittenen Katar.

Shuster-Eliassi hat recht. Es ist einfacher, mit reichen und weitentfernten Arabern Friedenspfeife zu rauchen und Geschäfte zu

machen, als einen Kompromiss mit den nebenan wohnenden Palästinensern zu schliessen, welche Anspruch auf dasselbe Land erheben, um das man seit hundert Jahren mit ihnen ringt. Ähnliches geschieht immer wieder auch im Rest der Welt und im Kleinen auf der zwischenmenschlichen Ebene. Insofern prangert die Israelin nicht nur die Doppelmoral ihrer Landsleute an, sondern eine allgemein menschliche Eigenschaft.

Das Lied zeigt aber noch anderes: Bei allem Unrecht, das Israel den Palästinensern zugefügt hat und weiterhin zufügt, muss man anerkennen, dass zahlreiche Israelis und israelische Medien dieses Unrecht anprangern, den Palästinensern

Viele Israelis tun so, als lebten sie in Kalifornien, und blenden die weggesperrten Palästinenser aus.

nach Kräften beistehen und dafür auch Nachteile oder gar Gefahr für Leib und Leben in Kauf nehmen – etwa, wenn Rabbis palästinensische Bauern vor randalierenden Siedlern zu schützen versuchen. Solch ethisches Verhalten findet sich nicht in vielen Staaten, welche einen existenziellen Konflikt austragen, und nur wenige würden dies wie Israel hinnehmen.

Der Umstand, dass zahlreiche Araber – auch Palästinenser, welche die Israelis und ihre Art zu denken doch kennen sollten – das satirische Lied missverstehen, zeigt gleichzeitig die enorme kulturelle Kluft und das abgrundtiefe Misstrauen zwischen Arabern und Israelis. Auch nach Jahrzehnten des kalten Friedens mit Ägypten und Jordanien und nach den neuen «Abraham-Verträgen» mit den Golfarabern bleibt Israel im Wesentlichen ein westlicher Fremdkörper im Nahen Osten, gleichzeitig verhasst, gefürchtet,

insgeheim bewundert und beneidet. Ähnlich sind die Gefühle gegenüber den USA und dem Westen allgemein.

Wenn die Dinge einmal so weit gediehen sind, wird eine Verständigung schwierig. Man kann daher verstehen, dass die Mehrheit der Israelis keine Chancen für einen Frieden mit den Palästinensern sieht oder dass die USA sich vom Nahen Osten abwenden. Aber man muss auch einsehen, dass das Onus der kulturellen Verständigung in erster Linie auf denjenigen lastet, die von aussen in eine Region gekommen sind. Ebenso trifft es zu, dass die israelische Politik gegenüber den Palästinensern, die auch nach Ansicht mancher Israelis zunehmend der südafrikanischen Apartheid ähnelt, die Kluft täglich vertieft. Viele Israelis tun so, als lebten sie in Kalifornien, und blenden ihre palästinensischen Nachbarn aus, die sie hinter hohen Mauern weggesperrt haben. Früher oder später wird die Realität sie einholen.

Auch Europa kann sich nicht einfach von der muslimischen Welt abkoppeln. Die westlichen Mächte haben dort seit über hundert Jahren so ziemlich alles falsch gemacht und hinterlassen nun verbrannte Erde und Millionen hoffnungslos Verzweifelter. Nach den verheerenden Konflikten der letzten Jahre, die Europa mitverantwortet hat, klopfen jetzt deren Opfer an seine Tür. Wie Israel wird es mit den Muslimen eine Versöhnung in gegenseitigem Respekt finden müssen.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, unter anderem für die Uno.

Ewig lockt das Cabaret

Topbanker Pierin Vincenz verpulverte Tausende Franken in Striplokalen. Ein Klubbesitzer erklärt, wie das Geschäft funktioniert.

Alex Baur

Insgesamt 198 000 Franken soll der ehemalige Raiffeisen-Chef Pierin Vincenz gemäss Anklage auf Kosten seines Arbeitgebers in einschlägig bekannten Striplokalen verprasst haben. Ob er sich damit strafbar machte, soll das Bezirksgericht Zürich klären. Nachtclub-Besuche gehörten auch beim mitangeklagten Financier Beat Stocker zur Tagesordnung. Unabhängig vom Ausgang des Prozesses stellt sich die Frage, wie Manager dazu kommen, an einem Abend gleich ein paar Tausender zu verprassen.

Verschwiegenheit und Diskretion sind das A und O in der Strip-Branche. Nun plaudert der Besitzer eines bekannten Schweizer Stripklubs, nennen wir ihn Hans Müller, der seit den 1980er Jahren im Rotlichtmilieu tätig ist, in einem Exklusivinterview aus dem Nähkästchen. Weil bei diesem Gespräch auch fragwürdige bis illegale Praktiken zur Sprache kommen, haben wir dem Betreffenden Anonymität zugesichert.

Weltwoche: Der Banker Pierin Vincenz konnte an einem Abend locker 5000 Franken im Stripklub ausgeben. Ist das ein aussergewöhnlicher Betrag?

Müller: Alltäglich ist das heute nicht mehr, aber das kommt immer wieder mal vor. Wir hatten auch schon viel höhere Beträge. Mein persönlicher Rekord liegt bei einem Gast, der in einer Nacht 83 000 Franken rausgeschmissen hat. Das war aber schon ein Ereignis, wie es alle Schaltjahre einmal vorkommt.

Weltwoche: Wie ist das technisch möglich, so viel Geld auszugeben?

Müller: Ach, eine bessere Flasche Champagner kostet einen Tausender. Wenn dann vier oder fünf Mädchen an einem Tisch sitzen, leeren sich die Flaschen schnell. Einige Frauen schütten den Champagner heimlich weg, sie verdienen ja am Umsatz, oder sie duschen sich gegenseitig mit Schaumwein.

Weltwoche: Und so kommt man auf Zehntausende von Franken? Schwer zu glauben.

Müller: Wir kommen hier zu einem heiklen Thema. Man kann auch Kokain über



«Es ist wie beim Bankgeheimnis.»

Champagnerflaschen abrechnen. Oder sexuelle Dienstleistungen. Das wird dann eher als Bargeldbezug auf die Kreditkarte verrechnet. Man sieht dem Gesamtbetrag ja nicht an, was alles drin ist.

Weltwoche: Sind das Einzelfälle?

Müller: Ich würde mal sagen: Es ist schwieriger, einen Betrieb zu finden, der das nicht macht. Das Kokain hat das Milieu seit den 1980er Jahren völlig durchdrungen. Das ist ein offenes Geheimnis.

Weltwoche: Das Problem im Fall Vincenz ist ja, dass er mit der Kreditkarte der Firma bezahlte, gemäss Anklage insgesamt 198 000 Franken. Ist das üblich?

Müller: Das ist normal, heute vielleicht etwas weniger als während der Hochkonjunktur. Stripklubs sind zuverlässige Konjunkturbarometer. Wenn die Börse boomt, dann sitzt das Geld in der Finanzbranche locker, wenn Immobilien boomen, feiern die Immobilienhaie.

Weltwoche: Aber die Firmen haben doch ein Controlling. Sind Sie noch nie auf einer Rechnung sitzengeblieben, weil eine Kreditkarte nachträglich gesperrt wurde?

Müller: Das kommt sehr selten vor. Ich kann mich an einen Topmanager erinnern, der jede Kontrolle verloren hatte und in kürzester Zeit in diversen Klubs auf Firmenkosten über eine Million verheizte. Solche Fälle werden in der

Regel intern bereinigt. Keine Firma hat ein Interesse daran, dass solche Exzesse öffentlich werden. Und dann dürfen Sie nicht vergessen: Oft sind das auch tatsächlich Spesen. Je nach Firma ist es üblich, dass man Geschäftskunden aus dem Ausland im Stripklub bewirtet. Namentlich für Niederländer, aber auch etwa für Amerikaner ist das ganz normal.

Weltwoche: Amerikaner? Das erstaunt mich. Bei den Amis hat Moral einen hohen Stellenwert. Anders als in der Schweiz ist in den USA ein Sexskandal schnell ein Kündigungsgrund.

Müller: Mit dem Unmoralischen steigt für viele vielleicht der Reiz. (*Lacht*) Im Stripklub können sie ausleben, was sie sonst unterdrücken. Die Faszination des Verruchten. Man

«Der rot-grüne Zeitgeist, der jede Art von Prostitution unterdrücken will, kommt uns entgegen»

ist zudem im Ausland, die Gefahr, aufzufliegen, ist gering. Und man ist unter seinesgleichen. Wenn jeder mitmacht, verpfeift auch keiner den andern. Mitgegangen, mitgehangen.

Weltwoche: In keiner Branche wird so viel vom Reputationsrisiko geredet wie in der Finanzwelt. Und ausgerechnet die lassen die Sau im «Füdlischuppe» raus.

Müller: (*Lacht*) Es gibt schon gewisse Sicherheitsmassnahmen. Ich kann mich an einen Topbanker erinnern, der immer zuerst den Chauffeur in den Klub schickte, der für ihn erkunden musste, ob die Luft rein sei. Vielleicht liegt der Schlüssel gerade beim Reputationsgeizter: Die Geschäftswelt ist durchgegendert, im Geschäft oder auch privat müssen die Männer jeden Satz auf die Goldwaage legen – und da suchen sie halt ein Ambiente, wo sie sich ausleben können, wo ihnen die Frauen zu Füssen liegen.

Weltwoche: Was ist eigentlich der Kick? In den heutigen Megabordellen kann der Mann für einen Bruchteil des Geldes alles kriegen, was sein Herz begehrt. Wozu mehr ausgeben als nötig?

Müller: In einem Opel kann einer genauso bequem von A nach B gelangen wie in einem Rolls-Royce. Wer es sich leisten kann, nimmt trotzdem den zehnmal teureren Rolls. Ich bin nicht Psychologe, aber es hat wohl mit Macht zu tun. Das Gefühl, dass man es sich leisten kann. Im Stripklub ist man nicht einer unter vielen im Bademantel. Die Exklusivität garantiert auch ein gewisses Mass an Diskretion. Man bleibt unter seinesgleichen. Diskretion ist das A und O. Es ist wie beim Bankgeheimnis. Jeder weiss: Wenn die Vertraulichkeit nicht absolut gewährleistet ist, bricht das Geschäft zusammen.

Weltwoche: Ist Sex als Krönung des Abends mitinbegriffen?

Müller: Nein, das erstaunt Sie jetzt vielleicht.

Prostitution gehört sicher zum Business, aber viele wollen das gar nicht. Sie wollen sich unterhalten, mit hübschen jungen Frauen, die ihnen nicht widersprechen, sich entspannen, Anerkennung geniessen, feiern, Konventionen brechen, kompensieren, prassen.

Weltwoche: Verändert sich die Szene – oder bleibt es im Wesentlichen immer dasselbe?

Müller: Die Megabordelle haben etwas Veränderung gebracht, das Niveau der Nightclubs ist über die Jahre vielleicht etwas gesunken, Sex wurde billiger, seit der Jahrtausendwende gibt es ein Überangebot. Aber entscheidend ist, wie gesagt, die wirtschaftliche Konjunktur, die sich im Zeitgeist niederschlägt. Mit den Kursen fällt auch die Stimmung, steigt das Bedürfnis nach Moral. So, wie die Wirtschaft zyklisch verläuft, so verläuft das Nachtleben. Nach dem Crash ist vor der nächsten Hausse.

Weltwoche: Wo stehen wir denn heute?

Müller: Corona war ein schwerer Rückschlag für die Branche. Die Zeiten sind puritanischer geworden, damit steigen auch die behördlichen Schikanen. Es ist schwieriger geworden, Lokale zu mieten. Viele Immobilienfirmen und Geldinstitute fürchten das Reputationsrisiko und meiden das Rotlichtmilieu. Mit der Abschaffung der L-Bewilligungen wurde zudem der Zugang der Frauen erschwert.

Weltwoche: Das sieht ja zappenduster für Sie aus. Ist der Nightclub ein Auslaufmodell?

Müller: (*Lacht*) Im Gegenteil. Es ist wie bei jeder Marktberreinigung: Wenn das Angebot beschränkt wird, steigen die Preise und die Rendite. Der rot-grüne Zeitgeist, der jede Art von Prostitution unterdrücken oder gar verbieten will, kommt uns entgegen. Erinnern wir uns an die Alkoholprohibition in den USA – nie war das Geschäft mit dem Alkohol einträglicher. Je anspruchsvoller das Umfeld, desto mehr werde ich investieren. Wenn die Welt untergeht, werden wir als Allerletzte im Orkus verschwinden.



„Wir nehmen keine Kreditkarten! Haben Sie das Schild nicht gesehen?!...“



INSIDE WASHINGTON

Moralapostel Biden rastet aus

An seinem allerersten Tag im Amt, während der virtuellen Vereidigung neuernannter Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, erklärte Präsident Joe Biden: «Wenn Sie mit mir arbeiten und ich Sie je eine Kollegin oder einen Kollegen respektlos oder herablassend behandeln höre, dann, verspreche ich Ihnen, werden Sie auf der Stelle gefeuert. Auf der Stelle. Ohne Wenn und Aber.»

Keinen Monat später wurde der flamboyante stellvertretende Pressesprecher des Weissen Hauses, TJ Ducklo, gezwungen, sein Amt niederzulegen, nachdem er gedroht hatte, eine Journalistin zu «vernichten», weil sie über sein Liebesleben berichtet hatte.

Heute genügen acht Minuten vor dem Pressekorps im Weisse Haus, um Biden an den Rand der Selbstkontrolle zu bringen. Als letzten Montag der Fox-News-Reporter Peter Doocy rief: «Glauben Sie, die Inflation könnte politisch zur Belastung werden?», grummelte der Vorkämpfer für Höflichkeit und Anstand: «Das ist bestimmt hilfreich: mehr Inflation. Was für ein dummer Hurensohn!» Danach rief Biden Doocy an, um ihm zu versichern: «War nicht persönlich gemeint, mein Freund.»

Das war nicht der erste Ausraster des 79-Jährigen. Letzte Woche höhnte er: «Was für eine dumme Frage!», als ein anderer Fox-News-Reporter ihn nach der sich verschärfenden Krise in der Ukraine gefragt hatte. Und letzten Sommer in Genf hatte er einen CNN-Reporter angeschnauzt: «Was zum Teufel tun Sie eigentlich die ganze Zeit? Hab ich je gesagt, ich sei zuversichtlich?»

Manche Beobachter weisen besorgt darauf hin, dass Wutausbrüche und Aggressivität Anzeichen von Demenz sein können. Was immer die Ursache sein mag: Das Vertrauen des Volkes in den Präsidenten schmilzt rapid dahin.

Amy Holmes

Zähneklappern an den Finanzmärkten

Momentan ist die Beschäftigung mit Finanzprodukten nicht lustig. In den letzten Wochen sind an den wichtigen Aktienmärkten Abermilliarden vernichtet worden (genauer gesagt: circa 4 Billionen US-Dollar). Sinnbildlich dafür der Schweizer Aktienindex SMI. Notierte dieser Ende Dezember bei knapp 13.000 Punkten, sind heute davon noch etwas weniger als 12.000 übrig. Wer sich ausgerechnet hatte, sein Verlustrisiko bei den Aktien mit Investitionen in Kryptowährungen abzufedern, sieht sich getäuscht. Denn bei Bitcoin (Halbierung!) und Co. war der Zusammenbruch sogar besonders brutal.

Es ist einer jener Momente, in denen guter Rat teuer ist. Handelt es sich um eine kleine Korrektur wie bereits bei Ausbruch der Covid-Pandemie, die rasch wieder ausgewetzt ist? Oder schnappt jetzt die Falle des über zehn Jahre lang aufgetürmten billigen Geldes zu? Und: Entkoppeln sich die Kryptowährungen wieder von den traditionellen Finanzmärkten oder schwimmen sie weiter in deren Abwärtsstrom?

Der Auslöser für die aktuellen Turbulenzen ist, dass die amerikanische Notenbank Fed angekündigt hat, auf die hohe Inflation mit Zinserhöhungen zu reagieren. Solche schmälern naturgemäss den Vorteil von Aktien gegenüber Obligationen. Gleichzeitig befürchten Investoren, sich in Zukunft teurer refinanzieren zu müssen. Der bislang vom billigen Geld der Notenbanken angetriebene Aktienmarkt gerät ins Straucheln. Dazu kommen weitere Unsicherheiten, die wie Blei nach unten ziehen: Inflation, tieferes Wirtschaftswachstum, eine lauernde militärische Auseinandersetzung um die Ukraine.

Die Augen sind jetzt auf das Federal Reserve gerichtet. In einem zweitägigen Treffen wollen die obersten Notenbanker der USA die weitere Marschrichtung vorgeben. Sie sind in einem Dilemma: Lieber die Aktienmärkte beruhigen oder lieber Gegensteuer geben zur Inflation? Von der Antwort hängt ab, wie es weitergeht an den Märkten. Sollte das Federal Reserve den Weg der Marktberuhigung wählen und beim Geld drücken den Fuss von der Bremse nehmen, dann würde dies mittelfristig zumindest den Aussichten für die Kryptowährungen wieder auf die Sprünge helfen.

So oder so: Es bleibt ungemütlich.

Florian Schwab

Schweiger von Schönried

Ex-Skiprofi Michael von Grünigen will für die SVP in die Politik. Wer ihn kennt, staunt.

Thomas Renggli

Politik und Sport dürfe man nicht vermischen. Das ist die Antwort jedes Athleten auf die Frage nach seinen politischen Ansichten. Und trotzdem wird spätestens nach dem Rücktritt vom Spitzensport ein politisches Amt eine attraktive Option.

Vor allem bürgerliche Parteien setzen auf Kandidaturen von Sportlern: Marcel Dobler (Zehnkampf) zog 2015 für die FDP in den Nationalrat. Werner Vetterli (Moderner Fünfkampf) und Simon Schenk (Eishockey) sassen dort für die SVP. Jean-Jacques Hegg (400-Meter-Lauf) schaffte auf der rechten Aussenbahn – als Mitglied der Nationalen Aktion – den Sprung in die Grosse Kammer. Über allen thront Kurt Furgler: Der langjährige CVP-Bundesrat prägte als Gründer, Trainer und Spieler den Handballklub St. Otmar St. Gallen.

Auf höchstem Niveau

Nun steigt Michael von Grünigen in den Ring. Der 52-jährige Berner Oberländer aus Schönried war als Riesenslalomfahrer ein Stilist auf höchstem Niveau. 1997 und 2001 holte er WM-Gold. Insgesamt gewann er 23 Weltcuprennen. Noch härter als für seine Konkurrenten war «Mike» für die Journalisten. Seine ruhige Art förderte die Schlagzeilenproduktion nur in bescheidenem Rahmen; seine leise und sanfte Stimme ging im lauten Medienbrimborium oft unter. Oft schwieg er auch einfach.

So erstaunt es, dass er, neunzehn Jahre nach seinem Rücktritt vom Spitzensport, die Farben der SVP in den Wahlen zum Berner Grossen Rat vertritt. Seit zwanzig Jahren sei er gefragt worden, ob er kandidieren wolle, erzählt er. Immer habe er abgelehnt. Nun habe er gesagt, dass sie seinen Namen auf die Liste setzen könnten. Die SVP Obersimmental-Saanen erhofft sich von seiner Kandidatur Aufmerksamkeit – und mög-

lichst viele Listenstimmen für einen zweiten Sitz im Kantonsparlament.

Beim Thema Impfung zieht er den Joker

Auf seine politische Agenda angesprochen, umkurvt von Grünigen die Verbindlichkeiten so elegant wie früher die Riesenslalomtore. Er werde ländliche Anliegen vertreten – und sich für die Bergregion, den Tourismus und den Sport ein-

setzen, sagt der Bauernsohn. Beim Thema Covid-Impfung zieht er den Joker: «Ich bin nicht für oder gegen das Impfen. Und auch nicht für oder gegen die Massnahmen. Aber ich wünsche mir, dass der gesunde Menschenverstand mehr in den Vordergrund rückt.»

Sportmanager Hugo Steinegger, der zu seiner Zeit als Tour-de-Suisse-Direktor für die SVP in den Berner Grossen Rat gewählt wurde, beurteilt von Grünigen Kandidatur differenziert: «Mike steht für Themen, die in der öffentlichen Diskussion Platz

haben müssen, und als früherer Sportler kann er von einem Bekanntheitsbonus profitieren. Um gewählt zu werden, muss er aber auch in Sachen Kommunikation und Eigenwerbung einen Effort erbringen.»

Eine erfolgreiche Sportkarriere als Freiticket zum Einstieg in die Politik zu betrachten, sei vermessend, sagt Steinegger: «Wer sich nicht in die Detailarbeit einbringt und bereit ist, sich vor den Karren spannen zu lassen, hat es schwer. Dazu gehören Auftritte an Versammlungen ebenso wie das Verteilen von Wahlflyern auf dem Bahnhofplatz oder am Jahrmarkt.»

So oder so: Am 27. März blicken auch Skifans gespannt nach Bern. Mancher dürfte Mike von Grünigen die Daumen drücken und darauf hoffen, dass es in den Wahlen wie in einem Weltcuprennen ist. Auch mit einer ungünstigen Startnummer ist ein Topresultat möglich.



«Gesunder Menschenverstand»: Weltmeister von Grünigen.

Epidemiologe redet Klartext

Professor Cyrille Cohen berät die israelische Regierung.
Zertifikate, Massentests und Impfzwang seien im Omikron-Zeitalter unsinnig.

Pierre Heumann

Tel Aviv

Kein Land war bei der Beschaffung der Impfdosen schneller als Israel, und in keinem anderen Staat wurde in derartiger Windeseile ein so grosser Teil der Bevölkerung gegen Corona immunisiert. Trotzdem hat Israel jetzt die höchste Infektionsrate der Welt. Ob denn die Impfstrategie versagt habe, wollen wir von Cyrille Cohen wissen.

Der Epidemiologieprofessor forscht an der Universität Bar Ilan unweit von Tel Aviv und ist Mitglied des beratenden Ausschusses für klinische Studien zu Sars-CoV2-Impfstoffen beim israelischen Gesundheitsministerium.

Weltwoche: Professor Cohen, wie kommt es, dass der Impfstoff von einst heute die globale Rangliste der Infizierten anführt?

Cyrille Cohen: Die Frage ist falsch gestellt. Nehmen Sie es bitte nicht persönlich. Aber es ist ein sehr, sehr schlechter Ansatz, die Daten auf diese Weise zu interpretieren.

Weltwoche: Weshalb?

Cohen: Weil wir im letzten Jahr mit Hilfe der Impfungen Corona besiegt hatten. Das Virus war praktisch verschwunden. Bis dann die neue Variante kam: Delta. Wir beschlossen, mit einem dritten Shot dagegen anzukämpfen, und konnten dadurch die vierte Welle auf ein Minimum beschränken. Das hat viele Menschenleben gerettet.

Massentests nur für Risikogruppen

Die Zahl der Infektionen habe zwar, Impfungen hin oder her, zugenommen, räumt Cohen ein, aber in den Krankenhäusern sehe man die Wirkung der verabreichten Dosen: «In den Kliniken gibt es deutlich weniger Risikofälle, als wir ohne Impfung gehabt hätten.» Dank den Impfungen konnten in Israel 20 000 Todesfälle verhindert werden, schätzt eine Studie, die diese Woche publiziert wurde.

Der tägliche Blick auf die Fallzahlen sei im «Zeitalter des Omikron-Virus» (Cohen) aus drei Gründen weniger aussagefähig als zu Beginn der Epidemie vor zwei Jahren. Erstens seien sehr viele geimpft, Infizierte könnten zweitens

behandelt werden, und auch wenn das heute dominierende Omikron äusserst ansteckend sei, führe es drittens zu weniger Spitaleinweisungen als die Delta-Variante. Deshalb schlägt Cohen vor: «Was wir messen sollten, ist, wie viele der Patienten in einem schweren Zustand ins Krankenhaus eingeliefert werden. Das ist es, was wir wissen müssen, und nicht, wie viele positiv getestet wurden.»

Das habe mehrere Konsequenzen, sagt der gebürtige Franzose. Das Konzept des Impfzertifikats sei «nicht mehr relevant» und werde in Israel demnächst abgeschafft. Mit dem Zertifikat hatte man unter anderem auch das Ziel verfolgt, einen Impfanreiz zu schaffen. Das sei heute obsolet. Omikron infiziere sowohl geimpfte als auch ungeimpfte Menschen. Der Impfpass habe nur noch in Altersheimen oder Krankenhäusern eine Berechtigung, also dort, wo die Auswirkungen einer Ansteckung besonders dramatisch sein können.

Massentests machen seiner Meinung nur noch Sinn für Risikogruppen, beispielsweise Senioren oder Menschen mit einer Vorerkrankung. Weil Tests für alle das Gesundheitssystem überfordern, empfiehlt er Schnelltests zu

Hause. Damit gebe der Staat einen Teil der Verantwortung für das Management der Gesundheitskrise, die er seit dem Ausbruch der Epidemie beansprucht hat, an die Bürger zurück.

Zur Eigenverantwortung gehöre, dass die Menschen im Prinzip die freie Wahl haben sollten, ob sie sich impfen lassen oder nicht. Aber damit müsse der Einzelne auch die Verantwortung für die Konsequenzen seiner Entscheidung übernehmen. Er wisse, das sei eine provozierende Frage: «Wenn Sie über fünfzig oder sechzig Jahre alt sind und sich weigern, geimpft zu werden, sind Sie dann auch willens, die Möglichkeit einer Spitalbehandlung auszuslagern, falls sie angezeigt ist?»

Übergang zur Endemie

Ob er damit nicht die weitverbreitete Skepsis gegenüber den Auswirkungen und Nebeneffekten von mRNA-Impfungen verharmlose? Klar, so Cohen, jeder medizinische Eingriff habe Nebenwirkungen. Nachdem aber mehrere Milliarden Dosen gespritzt worden seien, hätte man das Auftreten gravierender und häufiger Nebenwirkungen nicht verheimlichen können, wenn sie aufgetreten wären.

Weltwoche: Könnte die Zunahme der natürlichen Immunität die Impfung überflüssig machen?

Cohen: Den Begriff «Herdenimmunität» schätze ich zwar nicht. Aber eine weitverbreitete Infektion wird künftig die Immunität der Bevölkerung stärken. Gleichzeitig warne ich aber davor, sich absichtlich anstecken zu lassen, mit der Absicht, damit der Spritze ausweichen zu können.

Dass neue Virenvarianten auftauchen, will Cohen nicht ausschliessen. Es sei deshalb noch zu früh, von einem Ende der Pandemie zu sprechen: «Wir bleiben der Gnade neuer Varianten ausgeliefert.» Trotzdem hoffe er, «dass wir im Übergang zu einer Endemie sind». Corona wäre dann wie eine Grippe. «Und», sagt er, «wegen einer Grippe würden Sie mich mit Bestimmtheit nicht interviewen wollen.»



„Haben Sie auch was aus nachwachsenden Lebkuchen? Die Kinder futtern immer alles weg...“

Eva Wannenmacher, einfach fabelhaft

Sie versetzte Medienpionier Roger Schawinski, das Schweizer Fernsehen und den Ringier-Verlag. Trotzdem kann ihr niemand böse sein. Was ist das Geheimnis der «Kulturplatz»-Moderatorin?

Matthias Ackeret

Vergangenes Jahr, ein würdevoller 1. August im St. Moritzer Hotel «Reine Victoria»: Pepe Lienhard inthronisierte seine «Swiss Lady», alt Kanzler Gerhard Schröder lobte die Europäische Union, sein Nachredner Christoph Blocher die Schweiz. Am Ende mimte Walter Andreas Müller die Queen, und das erlauchte Publikum von Silvia Affolter bis Peter Spuhler war *amused*. Doch die eigentliche Überraschung war jemand anders: Zwischen den beiden Polit-Monumenten gab Eva Wannenmacher den rhetorischen Puffer und referierte über sich und die Rolle der modernen Frau. In ihrem rot leuchtenden Kleid verströmte sie «Top of the World»-Glamour, neben dem sogar Alpen-Sinatra Christian Jott Jenny wieder auf seinen Status als «Gemeindepräsi» zurückgestutzt wurde.

Meditation mit Managern

Es war ein Eva-Moment wie so viele. Seit 28 Jahren steht die gebürtige Zürcherin in der Öffentlichkeit, sei es als «Kulturplatz»-, «10 vor 10»-, «Big Brother»- oder – zu Beginn ihrer TV-Karriere – Tele-Züri-Moderatorin. Immer in wandelnden Rollen, allen Karrierebrüchen zum Trotz mit einer beachtlichen Beständigkeit und fast schon provokanten Leichtigkeit. Anfänglich wurde sie oftmals mit Sabine Christiansen verglichen, ein Ritterschlag, doch die TV-Ikone der nuller Jahre ist längst in den medialen Tiefen verschwunden und lebt völlig zurückgezogen mit ihrem französischem Mann irgendwo zwischen Paris, Berlin und Hamburg. Eva Wannenmacher hingegen ist immer noch da: Woche für Woche moderiert sie den «Kulturplatz» des Schweizer Fernsehens und ist – so en passant – zum Gesicht des Schweizer Kulturschaffens geworden.

Dass in dieser Sendung Kultur nur noch ein «Feigenblatt für Zeitgeist-Blabla» sei, wie



Fast wie Obama: Medienwunder Wannenmacher.

die CH-Media-Zeitungen unlängst lästerten, kann Eva Wannenmacher kaum erschüttern: Sie selbst surft seit Jahren fast schon schwermelos auf dem Zeitgeist. So gründete sie – von den Boulevardmedien euphorisch und vom *Tages-Anzeiger* mit säuerlichem Argwohn beäugt – unlängst das «Labor der Lebensfreude», mit dem sie ihren Geschlechtsgenossinnen, aber auch Männern zu mehr Selbstbewusstsein, Sinnlichkeit und auch Sexualität verhelfen will. Als Ergänzung zu ihrer Leutschenbach-Tätigkeit. «Frauen stehen immer noch im Schatten»,

sagt die Fünfzigjährige, ahnend, dass ausgerechnet sie die berühmte Ausnahme sein könnte, die die Regel bestätigt. Gleichzeitig räumt sie aber ein, dass sie in ihrer Karriere vielfach auch auf weibliche Vorbehalte gestossen sei, mehr noch als bei Männern. Doch das Businesskonzept funktioniert: «Mit meiner Beratung habe ich ein zweites Standbein aufgebaut.» Beim Zürcher Efficiency Club kamen die gestressten Wirtschaftsführer und deren Begleitung kurz vor Weihnachten in den Genuss einer exklusiven Meditationsstunde durch die Moderatorin persönlich.

Vielleicht hatten die Eltern Wannenmacher 1971 einen untrüglichen Instinkt, als sie ihr einziges Kind nach dem Urweib schlechthin Eva nannten. Obwohl sie in der Schule wegen ihrer Grösse als «Giraffe» verspottet wurde, wurde Eva Wannenmacher ihrem Vornamen gerecht und wählte den unkonventionellen Weg. Aufgewachsen im aargauischen Freiamt, absolvierte sie ihre KV-Lehre in der Waffenplatz- und Liegenschaftsverwaltung Bremgarten, was für eine Frau ungewöhnlich war, machte anschliessend ein Volontariat beim *Bremgarter Bezirksanzeiger* und wechselte schon bald als Lokalreporterin zum *Aargauer Tagblatt*. Doch der grosse Schritt ins grelle Scheinwerferlicht erfolgte im Herbst 1994, als sie

den Sprung ins Urteam des neugegründeten Tele Züri schaffte, wo Medienpionier Roger Schawinski sie als Videojournalistin engagierte. Der richtige Job im richtigen Moment.

Grosser Knall

Schawinski und dessen damaliger Chefredaktor Hanspeter Bürgin erkannten das Potenzial der damals 23-Jährigen und machten sie neben Daniela Lager und Hugo Bigi, dem späteren Ehemann, zur Haupt-News-Anchorwoman. Innert weniger Wochen mutierte Eva Wannenmacher

zum neuen Star zwischen dem «Kaufleuten» und dem trendigen Steinfels-Areal, dem Sendestandort. Doch bereits nach zwei Jahren, kurz nach der Heirat mit Bigi, kündigte sie abrupt, weil sie sich ein Kind wünschte. Schawinski war *not amused*. Wannemacher aber widerstand allen Verlockungen des Senderchefs, der sie behalten wollte, wurde erstmals Mutter und zog sich ins Privatleben zurück – fürs Erste jedenfalls. 1998 trat sie jedoch erneut ins mediale Rampenlicht und wurde völlig überraschend zur jüngsten «10 vor 10»-Moderatorin gekürt. Das Spiel wiederholte sich, nur vergrösserte sich Wannemachers Bühne, sie wurde zum nationalen Fernsehgesicht und zierte die Cover der grossen Schweizer Titel. Bereits nach kurzer Zeit gewann sie – fast wie Obama den Friedensnobelpreis – den renommierten Tele-Preis.

2000 dann aber der grosse Knall: Eva Wannemacher kündete ihren Wechsel in die Medizin- sendung von Ringier an, um zwei Tage später zu vermelden, dass sie diesen Job doch nicht

In ihrem rot leuchtenden Kleid verströmte sie «Top of the World»-Glamour.

annehme und künftig «Big Brother» auf TV 3 moderieren werde. Die Schweiz war im emotionalen Ausnahmezustand, der *Blick*, Sprachrohr von Ringier, titelte mit den ganz grossen Lettern: «Eva Pannemacher». Was für eine Leistung, was für ein Effort: Innert kürzester Zeit hatte Eva Wannemacher nicht nur Medienpionier Schawinski, sondern auch das Schweizer Fernsehen, dessen Direktor Peter Schellenberg sowie den halben Ringier-Verlag versetzt.

Schwerelos und angstfrei

Doch der Ärger dauerte nur kurz: Es ist die Eva-Fähigkeit, für *bad feelings* untalentierte zu sein und keine Narben zu hinterlassen. So kehrte sie nach dem TV-3-Abenteuer wieder zur Mutter SRG zurück und moderiert nun seit achtzehn Jahren mit einer für sie – und dem Medium Fernsehen – fast schon unüblichen Beständigkeit den «Kulturplatz». Entdecker Schawinski hat sie als ersten weiblichen Gast in seine neue Talk-Sendung bei Blue Zoom eingeladen. Selbst der Schreibende hat ihr versprochen, sie in seinem nächsten Roman als Akteurin zu verewigen. Das kann zwar noch dauern, doch Eva wird auch dann, schwerelos und angstfrei, allen möglichen Widerständen trotzen, von denen sie und der Rest der Welt noch nichts wissen.

Matthias Ackeret ist Verleger der Kommunikationszeitschrift *Persönlich* und von *Persoenlich.com*. Soeben ist sein Roman «SMS an Augusto Venzini» in dritter Auflage erschienen. 1994 war er mit Eva Wannemacher im Urteam von Tele Züri.

Tonga und die Schweiz

Die Alpenrepublik ist dem verwüsteten Inselparadies näher, als man glaubt. Schon seit über 130 Jahren.

David Vogelsanger

Vor sieben Jahren nimmt König Tupou VI. das Beglaubigungsschreiben des Bundesrats entgegen, das mich als Vertreter der Schweiz ausweist. Der kleine Palast der tongaischen Monarchen leuchtet weiss vor dem Blau des Pazifiks. Das Gardespiel intoniert unsere Landeshymne, so schön wie für mich noch nie. Vier Jahre später, 2019, erhebt sich der König morgens um sieben zusammen mit 56 000 Schweizern, die diese Hymne singen. Er ist der Ehrengast des Eidgenössischen Schwing- und Älplerfests in Zug.

Jetzt brauchen das 17 000 km entfernte Land im Südpazifik und seine nur 100 000 Menschen Hilfe. Ein Vulkanausbruch von unvorstellbarer Wucht hat es erschüttert. Laut Nasa handelt es sich um eine Energie von 200 bis 2000 Hiroshima-Bomben. Der Ausbruch erfolgte auf einer kleinen, unbewohnten Insel 65 Kilometer vor der Hauptinsel Tongatapu. Wäre dort ein Vulkan explodiert, hätte es Zehntausende von Todesopfern geben können. Trotzdem, bis zu zwanzig Meter hohe Wellen haben auf einigen der 36 bewohnten Inseln – von insgesamt 170 – enorme Schäden verursacht. Eine Ascheschicht bedeckt alles, das Trinkwasser ist vergiftet. Neuseeland und Australien leisten Soforthilfe, wenigstens auf der Hauptinsel. Nachher folgt der Wiederaufbau. Bis wir das Ausmass der Schäden kennen, wird die Aufmerksamkeit wohl einer neuen Katastrophe gelten.

Als uns die Meldung erreicht, rufe ich Luka Müller an. Seit dem Besuch des Königs im August 2019 ist er der tongaische Konsul. Zusammen mit seiner prominenten Frau Sandra Studer und mit den Mitteln der Stiftung seiner alteingesessenen Zuger Familie organisiert und finanziert er seit Jahren Projekte in Tonga. Den König kennt er von Kindsbeinen an, seit dieser als junger Mann für einige Monate bei seiner Familie im Kanton Zug zu Gast war.

Die Familie Müller unterhält seit über 130 Jahren Beziehungen zu Tonga. Ein Vorfahre wanderte dorthin aus und hat eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen. Mit Luka und dem Baarer Gemeindepräsidenten Andreas Hotz überbrachte ich König Tupou VI. die Einladung der Zuger Regierung zum Schwingfest. 2016 war der damalige Regierungsrat Urs Hürlimann, ein Militärdienstkamerad, bei uns in Neuseeland zu Gast. Resultat: Der König muss ans Schwingfest kommen!



Ehrengast: König Tupou (l.), Anwalt Müller.

Tradition und Glauben

Es folgten weitere Elemente des Besuchs: ein Treffen mit Bundespräsident Ueli Maurer und Bundesrat Guy Parmelin, ein Tag bei der Schweizer Armee in der Uniform des Oberkommandierenden der tongaischen Streitkräfte, die Errichtung eines Konsulats und die Gründung einer

Handelskammer in Zürich. Der König liebt die Schweiz, und die Schweizer sind angetan vom bescheidenen Zweimeterhünen, der gerne lacht. Dass die Tongaer eisern an Selbständigkeit, Tradition, christlichem Glauben und der Monarchie festhalten, kommt gut an. Als einziges Land im Südpazifik war Tonga nie eine Kolonie.

Jetzt braucht das Königreich unsere Hilfe. Regierungsrat Heinz Tännler teilte mit, dass die Zuger Regierung am kommenden Dienstag über einen konkreten Betrag entscheiden werde. Die Eidgenossenschaft folgt hoffentlich. Bundespräsident Ignazio Cassis ist über das Handeln orientiert. Luka Müller, Sandra Studer und ich haben einen Verein zur Unterstützung von Tonga gegründet. Jeder kann einen kleinen oder grossen Beitrag leisten und für hundert Franken auch Mitglied werden. Die Verwaltungskosten sind gedeckt. Jeder gespendete Franken kommt ganz in Tonga an. Packen wir es an!

David Vogelsanger war Schweizer Botschafter im Königreich Tonga.

Notfall auf der Strominsel

Deutschland macht Ernst mit dem Ausstieg aus der Atomenergie. Was bedeutet das für die Schweiz?

Lukas Weber

Ende des vergangenen Jahres wurden in Deutschland drei der sechs letzten Kernkraftwerke vom Netz genommen. Damit folgte das Land seinem Plan von 2011, bis Ende 2022 vollständig aus der Kernenergie auszustiegen.

Diese sechs Kernkraftwerke gehören zu den grössten, die Deutschland je gebaut hat. Sie produzierten 2019 rund 64 TWh Strom (1 Terawattstunde ist eine Milliarde Kilowattstunden). Das war mehr als der gesamte Stromverbrauch der Schweiz von 62 TWh. Deutschland entzieht dem europäischen Netz also in kürzester Zeit mehr Stromproduktion, als unser Land verbraucht. Damit verliert die europäische Stromversorgung einen wichtigen Stabilisator. Mit welchen Folgen für die Schweiz?

Günstiger Strom – ein Wunschtraum

Deutschland hat uns 2019 rund 8 TWh Strom geliefert, den wir grossenteils nach Italien weitergeleitet haben, das auf Stromimporte angewiesen ist. Bei 64 TWh weniger erzeugter Elektrizität – 11 Prozent seiner gesamten Produktion – wird Deutschland in Zukunft kaum noch Strom in die Schweiz liefern können, schon gar nicht an kalten Wintertagen, wenn er am meisten gebraucht wird. Der Ausbau der Solar- und Windenergie wird diese Lücke nicht ausgleichen können, zumal sich die neue Produktion nicht nach dem Bedarf, sondern nach Tageszeit und Wetter richtet und Stromspeicher in der erforderlichen Grössenordnung nicht annähernd zur Verfügung stehen.

Wir müssen deshalb davon ausgehen, dass sich die Versorgungslage in Deutschland und Italien und damit auch bei uns spätestens zum Ende dieses Jahres schlagartig verschlechtern wird. Strom aus der Steckdose, wenn wir ihn brauchen, zu konstant niedrigen Preisen, kurzum ein Leben, wie wir es heute kennen und schätzen, wird dann schnell zu einem Wunschtraum.

Was kann unser Land tun, um sich von der Strompolitik seiner Nachbarn unabhängiger

zu machen? Einerseits können wir unsere eigene Produktion stärken, andererseits können wir Massnahmen ergreifen, um unsere Stromversorgung vor Schäden durch die Nachbarn zu schützen.

Schutz unseres Stromnetzes

Die Voraussetzungen der Schweiz für eine starke Selbstversorgung sind gut. Unsere herkömmliche Produktion mit 40 Prozent

Die Versorgungslage wird sich spätestens zum Ende dieses Jahres schlagartig verschlechtern.

Kernenergie und 60 Prozent Wasserkraft versorgt uns bedarfsgerecht, kostengünstig und praktisch CO₂-frei.

Mit der Ausserbetriebnahme des Kernkraftwerks Mühleberg sind jährlich 3 TWh an zuverlässiger Produktion verlorengegangen. Mit der künftigen Stilllegung der Kernkraftwerke Beznau 1 und 2, Gösgen und Leibstadt werden dereinst weitere 6 TWh, 8 TWh und 9 TWh pro Jahr wegfallen (zusammen 35 Prozent unserer Landeserzeugung). Neben der Grosswasserkraft, die aber weitgehend ausgeschöpft ist,

sind Erdgaskraftwerke der geeignetste Ersatz, da sie Strom in ähnlicher Qualität, das heisst regelmässig, in grossen Mengen und zu geringen Kosten liefern. Ausserdem ist zu hoffen, dass unsere derzeit aktiven Kernkraftwerke noch lange betrieben werden können.

Der Schutz unserer Stromnetze vor einer Destabilisierung durch umliegende Länder ist eine politische, rechtliche und technische Herausforderung, denn eine moderne Stromversorgung ist auf den Austausch im grossen Stil ausgelegt. Das kann aber nur funktionieren, wenn sich alle Austauschpartner an die gleichen Standards für eine sichere Versorgung halten.

Die Zeit läuft uns davon

Angesichts der jetzt notwendigen Investitionen muss unsere gegenwärtige Ausgaben- und Subventionspolitik hinterfragt werden. Der Ausbau von Solar- und Windkraftanlagen verschlingt grosse Summen und trägt wenig zur Versorgungssicherheit bei. Gleichzeitig müssen wir unsere bestehende Stromversorgung für Zeiten mit ungenügender Sonne und Wind erneuern und ausbauen. Beides zu bauen, ist unwirtschaftlich und unökologisch.

Wir brauchen unverzüglich eine Priorisierung der Investitionen zugunsten der Versorgungssicherheit, geeignete Rahmenbedingungen für den Einsatz von Gaskraftwerken und Notfallpläne für einen Inselbetrieb der Schweiz, falls einvernehmliche Lösungen mit unseren Nachbarländern nicht möglich sind. Damit dies gelingt, müssen alle Verantwortlichen ihren Beitrag leisten: die Parlamentarier, die Gesetze in Auftrag geben und beschliessen, die Energieämter, die sie entwerfen, und die Wirtschafts- und Umweltverbände, die die öffentliche Diskussion prägen. Sie müssen sich beeilen.



„Fällt dir immer noch nichts auf?..“

Lukas Weber ist Ingenieur, Publizist und Präsident der Arbeitsgruppe Christen + Energie. Er war Mitglied des Referendumskomitees gegen die Energiestrategie 2050.

Pioniere der Gleichberechtigung

Demokratie gab es schon vor den alten Griechen. Wer hat's erfunden? Die Ameisen! Mit erstaunlichen Folgen für die Evolution.

Pierre Heumann

Ameisen sind das dominierende Insekt der Erde, und allein in den Tropen sind sie so zahlreich, dass ihre Biomasse diejenige aller Wirbeltiere im Verhältnis zwei zu eins übersteigt. Tektonische Verschiebungen in der Urzeit, globale Klimakatastrophen, Dinosaurier: Seit 120 Millionen Jahren haben sie alle und alles überlebt.

Dass der Überlebensinstinkt der krabbelnden Wesen mit ihrer sozialen Organisation zusammenhängt, haben zahlreiche Forscher bereits vor Jahren nachgewiesen, zum Beispiel der in Lausanne lehrende Evolutionsbiologe Laurent Keller. «In Isolation», so Keller, «haben Ameisen nur geringe Überlebenschancen. Einsamkeit bringt sie um.» Im Gehirn von isolierten Ameisen werden Immun- und Stressgene reduziert, die für ein funktionierendes Immunsystem wichtig sind und Zellstress verhindern. Andere Forschungsteams konnten im Verhalten von Ameisen «signifikante Veränderungen» nach der Isolation feststellen. Ameisen seien ebenso von Isolation betroffen wie soziale Säugetiere, sagt zum Beispiel Susanne Foitzik von der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz.

Lieber Solidarität als Sicherheit

Jetzt hat ein Forscherteam am Weizmann-Institut in Israel nachgewiesen, dass das Sozialverhalten der Ameisen noch raffinierter ist, als bisher bekannt war. Ameisen sind bereit, für den Zusammenhalt des Schwarms einen hohen Preis zu bezahlen und Kompromisse einzugehen, um eine Spaltung des Ameisenvolks zu verhindern und sein Überleben zu sichern.

Die Forscher am Weizmann-Institut untersuchten das für Ameisen typische Verhalten beim Umzug einer Kolonie in ein neues Nest. Das kommt häufig vor, etwa weil das alte zerstört oder zu klein wurde. Dann machen sich die Ameisen auf die Suche. Wie in einem demokratischen Prozess trifft nach der Erkennung jede der Ameisen ihre eigene Entscheidung, wo das nächste Nest sein soll. Schliesslich zieht die Gruppe zum besten neuen Zuhause, das sie evaluiert hat. Was aber passiert, wenn es mehrere potenzielle neue Standorte



«Einsamkeit bringt sie um»: Szene aus «Antz» (1998).

gibt und sich die Ameisen nach ihrer Evaluation nicht einig sind?

Ofer Feinerman, dessen Spezialgebiet am Weizmann-Institut die Physik komplexer Systeme ist, hat eine solche Situation künstlich geschaffen. Er wollte nicht nur wissen, nach welchen Kriterien die Suche nach dem neuen Zuhause vor sich geht, sondern auch, wie bei Konflikten der Entscheid ausfällt.

Um das herauszufinden, stellte er «seinen» Ameisen zwei Optionen zur Verfügung: ein dunkles Nest, in dem sie sich sicher fühlen konnten, und eine helle Variante, in der sie leicht sichtbar waren und die deshalb weniger geeignet war als die dunkle Option. Normalerweise, das wusste Feinerman aus bisherigen Studien, ziehen die Ameisen ein Nest im Dunkeln vor, weil sie dort sicherer sind.

Nun sorgte er aber dafür, dass ein Teil der Ameisen keinen Zutritt zum günstigeren Nest hatte und sich deshalb mit der schlechteren Option abfinden musste. Andere, die in der Mehrheit waren, hatten die Möglichkeit, sich sowohl im hellen als auch im dunklen Nest einzunisten.

Das Ergebnis hat den Forscher überrascht. Wenn die Minderheit nicht allzu klein war, entschieden sich die Ameisen für die schlechtere Variante, um zusammenzubleiben.

Zugeständnisse der Mehrheit

Dafür gibt es stichhaltige Gründe. Die Spaltung des Ameisenvolks würde für die Kolonie, die fürs Überleben auf ihre Königin angewiesen ist, empfindliche Nachteile haben. Für den Evolutionsbiologen und erfahrenen Ameisenforscher Keller zeigt die Studie der israelischen Kollegen, dass der soziale Zusammenhalt für Ameisen oberste Priorität hat: «In Isolation haben sie nur geringe Überlebenschancen», sagt er. Deshalb komme es bei binären Nestwahlen zu Konsensentscheidungen, wenn Ameisen ein neues Zuhause suchen. Der soziale Zusammenhalt ist ihnen wichtiger als das bessere Nest.

Dass Konflikte durch Zugeständnisse der Mehrheit gelöst werden, unterstreicht die Bedeutung des sozialen Zusammenhalts – der Ameisenvölkern während Millionen von Jahren die Existenz gesichert hat.

Als Muslime Christen versklavten

Ständig wird der Westen daran erinnert, sich für die Sklaverei zu entschuldigen. Kaum bekannt ist das Schicksal der millionenfach entführten Europäer.

Wolfgang Koydl

Die Fischer und ihre Familien hatten keine Chance. Um zwei Uhr morgens, als die Juninacht in Westirland am schwärzesten war, gab Murad Bey das Signal zum Angriff. Mit gellendem Gebrüll und geschwungenen Krummsäbeln stürmten seine Männer die kleine Ortschaft. Sie drangen in die Hütten ein, zerrten die Bewohner aus ihren Betten, traten und schlugen sie und stiessen sie hinunter zum Strand. Dort lagen ihre Boote, mit denen sie die Gefangenen hinüber zum Schiff ruderten. Ein letzter Blick zurück zeigte die Rauchsäulen, die über dem Dorf aufstiegen.

Nach einer stürmischen Überfahrt fanden sich die 22 Männer, 33 Frauen und 54 Kinder aus dem Örtchen Baltimore in der irischen Grafschaft Cork in Ketten und in einer fremden Welt wieder. Erst in Gruppen, dann einzeln wurden sie auf dem Bedesten von Algier, dem Marktplatz der nordafrikanischen Stadt, potenziellen Käufern vorgeführt. Muskeln, Zähne und Hände wurden geprüft, Kinder von ihren Eltern, Frauen von ihren Männern getrennt.

Schutzgelder an Piraten

Dann begann die lange Nacht der Sklaverei. Kräftige Männer verschwanden als Ruderer im Bauch von Galeeren. Junge Frauen wurden meistbietend als Konkubinen versteigert, und die Kinder mussten fortan schwere Arbeiten verrichten. Nur zwei der 109 Verschleppten sollten ihre Heimat wiedersehen.

Das Schicksal der Menschen von Baltimore war kein Einzelfall. Jahrhundertlang waren Europäer das Opfer orientalischer Sklavenhändler. Diese waren Piraten, nannten sich Korsaren und operierten massgeblich von den drei Barbareskenstaaten Algier, Tunis und Tripolis aus. Sie wurden von einem *bey* regiert, unterstellten sich jedoch 1529 dem Schutz des osmanischen Sultans in Konstantinopel.

Die Korsaren überfielen, heute würde man sagen: westliche, Handelsschiffe aus dem christlichen Abendland und verkauften die Besatzungen als Sklaven im Nahen Osten und im



Bis zur Neuzeit gehörte die Gefahr, verschleppt und verkauft zu werden, zum alltäglichen Risiko: «Die grosse Odaliske» von Jean-August-Dominique Ingres, 1814.

Osmanischen Reich. Sie waren Araber, Mauren und Morisken – aus dem von den Christen zurückeroberten Spanien nach Nordafrika geflüchtete Muslime. Viele Anführer allerdings waren europäische Matrosen. Diese Renegaten

Hier gab es weder Gold noch Reichtümer zu holen. Die einzig wertvolle Beute waren Menschen.

hatten ihrer Heimat den Rücken gekehrt und versuchten ihr Glück als Kriminelle im Nahen Osten. Einige konvertierten zum Islam und stiegen in hohe Ämter auf. Murad Bey etwa, der den Überfall auf Baltimore anführte, begann sein Leben als Jan Janszoon im niederländischen Haarlem.

Die Korsaren waren nicht nur eine Geisel der Schifffahrt, sie attackierten und brandschatzten auch an der Küste gelegene Orte in

Spanien, Frankreich, Italien und Portugal. Sie suchten die Balearen ebenso heim wie Korsika, Sardinien, Sizilien und andere Mittelmeerinseln, und sie wagten sich sogar auf den Atlantik hinaus – bis nach England, Irland, in die Niederlande oder nach Island. Hier gab es weder Gold noch Reichtümer zu holen. Die einzig wertvolle Beute waren Menschen.

Bis nach Nordeuropa waren die Auswirkungen zu spüren. In dänischen Kirchen gab es neben dem Opferstock eine *slavekasse*. Hier wurde für das Lösegeld gesammelt, mit dem man entführte Dänen freikaufen wollte. Die Hansestadt Hamburg zahlte noch Ende des 18. Jahrhunderts Schutzgelder an die Piraten, um ihre Schiffe vor Überfällen zu schützen.

Versklavt wurden Menschen auch im Osten Europas. Soldaten des auf der Schwarzmeer-Halbinsel Krim herrschenden Khanats der Tataren unternahmen regelmässig Raubzüge auf russischem Territorium. Sie überfielen

Dörfer und verschleppten arbeitsfähige Männer, junge Frauen und vor allem Kinder, um sie an ihre Glaubensgenossen auf der anderen Seite des Meers, im Osmanischen Reich, zu verkaufen.

Bis zum Beginn der Neuzeit gehörte die Gefahr, verschleppt, verkauft und versklavt zu werden, für Europäer zum fast alltäglichen Risiko – wenn man in der falschen Gegend wohnte oder den falschen Beruf ausübte. Doch dieses Kapitel der Geschichte wird ausgeblendet – mehr denn je, seitdem immer dreister von den heute lebenden Generationen verlangt wird, Abbitte zu leisten für die mit schwarzen Sklaven handelnden Vorfahren der fernen Vorzeit.

Man soll, kann und darf die Zahlen nicht gegeneinander aufrechnen. Aber europäische Sklaven waren keine Minderheit. Allein zwischen 1530 und 1680 wurden weit über eine Million Europäer geraubt und versklavt. Das ist zwar nur ein Zehntel der Zahl von Afrikanern, die in die Neue Welt verkauft wurden. Aber ihr stehen die fünfzehn Millionen Schwarzafrikaner gegenüber, die von Muslimen – Arabern und türkische Osmanen – ebenfalls ihrer Freiheit beraubt und wie Vieh gehandelt worden waren.

Sklave konnte man nicht nur als Europäer werden. Auch Bürger der jungen Vereinigten Staaten endeten auf Sklavenmärkten. Sie waren auf amerikanischen Schiffen im Mittelmeer unterwegs gewesen und den Korsaren in die Hände gefallen. Zeitweilig zahlte Washington Schutzgelder an die Barbareskenstaaten, die bis zu 20 Prozent der amerikanischen Staatseinnahmen ausmachten.

Die beiden späteren Präsidenten Thomas Jefferson und John Adams verhandelten persönlich in London mit einem Abgesandten des *dey* von Tripolis. Mit Algier schlossen die USA sogar einen Friedens- und Freundschaftsvertrag. Aber auch ihre ersten ausländischen Kriege führten die USA gegen die Sklavenstaaten in Nordafrika.

Einsatzgebiet der Ledernacken

Die Korsarengefahr gab überhaupt erst den Anstoss für den Aufbau einer eigenen Marine. Wie sehr die US Navy bis heute in dieser Geschichte verwurzelt ist, zeigen zwei Beispiele: Das Lied der US-Marineinfanterie beginnt mit der Zeile «Von den Hallen des Montezuma bis zur Küste Tripolis» und umreisst das globale Einsatzgebiet der legendären Ledernacken. Und noch heute bekommt jeder Marineinfanterist mit seinem Offizierspatent ein Mamelukenschwert, wie es einst der Leutnant Presley O'Bannon von einem Korsarenführer erhalten hatte.

Das Problem begann allerdings sehr viel früher, schon zu Ende des 12. Jahrhunderts, mit den Kreuzzügen im Heiligen Land. Im Jahr 1198 gründeten der Priester Johannes von Matha

und der Eremit Felix von Valois den Mönchsorden der Trinitarier. Seine einzige Aufgabe: Geld sammeln und damit christliche Gefangene und Sklaven aus den Händen der Sarazenen freikaufen. Später widmete sich auch der Orden der Mercedarier dieser Aufgabe. Mönche beider Gemeinschaften hatten zudem ein Gelübde abgelegt, sich anstelle eines Sklaven selbst in Gefangenschaft zu begeben.

Einer der bekanntesten Sklaven, die von den Trinitariern freigekauft wurden, war Miguel de Cervantes, Spaniens grösster Dichter. Er war muslimischen Korsaren bei einer Seeschlacht in die Hände gefallen und hatte fünf Jahre in Gefangenschaft verbracht. Seine Erlebnisse verarbeitete er in vielen seiner Werke, darunter auch in der Erzählung eines Gefangenen im ersten Teil des «Don Quichotte».

Stockschläge auf die Fusssohlen

Cervantes straft auch all jene Apologeten Lügen, die die Knechtschaft in den Barbareskenstaaten zu relativieren versuchen, als sei sie weniger schlimm gewesen als das Schicksal der versklavten Schwarzen in Amerika. Doch einmal ganz abgesehen davon, dass jeder Verlust der Freiheit eine fürchterliche Strafe ist, wurden auch die Europäer von ihren muslimischen Besitzern zu schwerster körperlicher Arbeit gezwungen. Nachts wurden sie zu Dutzenden im sogenannten *Bagnio* eingeschlossen, einem engen, dunklen und drückend schwülen Verlies. Körperstrafen waren an der Tagesordnung. Die gefürchtetste war die Bastonade: Stockschläge auf die Fusssohlen.

Am schlimmsten traf es die Galeeren-sklaven. Wurden sie nicht freigekauft, waren sie verurteilt, bis zu ihrem Lebensende auf der Ruderbank angekettet zu sein. Essen, Schlafen, Notdurft – alles mussten sie an diesem Ort verrichten, weshalb man Galeeren früher roch als sah. Wurde ihr Schiff bei einem Kampf versenkt, gab es keine Rettung für sie. Allerdings bedeutete ihr Tod für ihre Besitzer einen wirtschaftlichen Verlust. Generell war die

Sklaverei für die Ökonomie der Barbareskenstaaten fast genauso wichtig wie für jene der Plantagenbesitzer im amerikanischen Süden.

Wie präsent die Sklaverei in der europäischen Vorstellungswelt war, zeigen Literatur, bildende Kunst und Musik. Nicht nur Cervantes behandelte das Thema, es wird auch in Daniel Defoes «Robinson Crusoe» und Alexandre Dumas' «Der Graf von Monte Chris-

Die Korsarengefahr gab überhaupt erst den Anstoss für den Aufbau einer eigenen Marine.

to» angesprochen. Jean-August-Dominique Ingres' Gemälde «Die grosse Odaliske» zeigt idealisiert eine europäische Kurtisane in einem Harem. Wolfgang Amadeus Mozarts «Die Entführung aus dem Serail» spielt vermutlich in Algier, ebenso wie Gioachino Rossinis spätere Oper «Die Italienerin in Algier».

Als sie 1813 in Venedig uraufgeführt wurde, schwand die Korsarengefahr bereits. Die Piraten und ihre Auftraggeber hatten den modernen Flotten Grossbritanniens, Frankreichs, der Niederlande und der USA nichts entgegenzusetzen. Sogar die österreichische Marine unternahm eine Strafexpedition in Marokko. Der Spuk verschwand, als Frankreich 1830 Algerien und anschliessend die anderen Maghrebstaaten eroberte und kolonisierte.

Arbeiter in Saudi-Arabien

Drei Jahre später wurden mit der Slavery Abolition Act alle Sklaven im britischen Empire für frei erklärt und der Handel mit Menschen unter Strafe gestellt. Die islamische Welt brauchte deutlich länger, bis sie die menschenunwürdige Praxis verurteilte und abschaffte. Den Anfang machte die neue türkische Republik unter Mustafa Kemal Atatürk, die die Sklaverei 1924 verbot. Es folgte der Iran unter dem Reformers-Schah Reza Pahlavi im Jahr 1929. Saudi-Arabien rang sich erst 1962 zu diesem Schritt durch – und auch nur auf Druck Grossbritanniens.

Die gesamte islamische Welt verurteilte die Sklaverei erst im Jahr nach dem Mauerfall und dem Ende des Kommunismus – 1990. In diesem Jahr wurde die Kairoer Deklaration für Menschenrechte im Islam verabschiedet. Ein Land wie das westafrikanische Mauretanien scherte das gleichwohl wenig. Dort wurde die Sklaverei – zumindest offiziell – erst 2007 beendet.

In indirekter Form besteht sie gleichwohl fort. Denn die Bedingungen, unter denen ausländische Arbeiter in Saudi-Arabien und den Golfstaaten wie Katar oder den Vereinigten Arabischen Emiraten gehalten und ausgebeutet werden, trägt alle Züge einer modernen Sklaverei.



„Selbstverständlich mache ich auch regelmäßige Prostata-Kontrolluntersuchungen beim Urologen...“



THIEL

Massenpsychosen

Psychiater: Brennt es in Ihren Träumen immer noch?

Feuerwehrmann: Jede Nacht. Gestern träumte ich sogar von einem Waldbrand.

Psychiater: Und konnten Sie diesmal das Feuer löschen?

Feuerwehrmann: Ich versuche es nicht mehr. Ich riet den Bäumen wegzurennen.

Psychiater: Und wie fühlten Sie sich, als Sie aufwachten?

Feuerwehrmann: Ich hatte das Gefühl, einfach etwas getan zu haben, damit keiner sagen kann, ich hätte nichts getan.

Psychiater: Und wie fühlt es sich an, wenn Sie jetzt darüber sprechen?

Feuerwehrmann: Mittlerweile fühle ich mich wie ein Einsatznarkoleptiker.

Psychiater: Können Sie das etwas genauer umschreiben?

Feuerwehrmann: Wie ein Schlummeralarmist, wie ein Weltuntergangsphlegmatiker, wie ein . . .

Psychiater: Assoziieren Sie den Waldbrand mit einem Weltuntergang?

Feuerwehrmann: Na ja, so viele brennende Bäume . . .

Psychiater: Kommen in Ihren Träumen häufig Bäume vor?

Feuerwehrmann: Die Nacht davor musste ich im Traum ausrücken wegen einer Katze auf einem Baum.

Psychiater: Und hat dieser Baum auch gebrannt?

Feuerwehrmann: Nein, die Katze.

Psychiater: Wieso die Katze?

Feuerwehrmann: Es war eine Grillkatze.

Psychiater: Was ist das?

Feuerwehrmann: Keine Ahnung. Im Traum war es halt einfach eine Grillkatze.

Psychiater: Interessant . . .

Feuerwehrmann: Doktor, was hat das alles zu bedeuten?

Psychiater: In einem Seminar über Massenpsychosen hat der Professor zu mir mal einen Satz gesagt, den ich nie mehr vergessen werde, und zwar . . . einen Moment, ich hab's gleich . . . sonderbar . . . jetzt habe ich den Satz vergessen.

Andreas Thiel

Drei Stühle hinter der Queen

Es war mir eine Ehre, einst in der royalen Lounge zu sitzen. Wurde ich deswegen zur Monarchistin? Eher nicht.

Cora Stephan

Es war ein biografischer Zufall, der mir im Sommer 2011 die Gelegenheit bescherte, an einer der beliebtesten royalen Belustigungen in London teilzunehmen: «Beating Retreat», die Leistungsschau der Household Division der Queen. Das allein war Ehre genug, doch ich hatte nicht damit gerechnet, auch noch in der VIP-Lounge zu landen. So sass ich an einem kühlen Juniabend in einem zugigen weissen Zelt, drei Stühle hinter dem einzigen Stuhl, der ein bisschen bequemer aussah als die anderen.

Der war für sie gedacht, für die kleine, schon etwas gebeugte Dame mit den weissen Löckchen im schlichten, eierschalenfarbenen Kleid, die im letzten Moment vorgefahren kam. Das Spektakel auf dem Exerzierfeld, der Horse Guards Parade, das die Queen Jahr um Jahr, also sicher schon mehr als sechzig Mal, genossen haben musste, heisst nach dem Hornsignal zum Sammeln am Ende der Schlacht und ist seit 1945 auch dem allgemeinen Publikum zugänglich – als Signal an die vom Krieg erschöpfte Bevölkerung? *It's over*, endlich? Vielleicht.

Die Queen schien sich jedenfalls keineswegs zu langweilen, im Gegenteil: Ohne royale Zurückhaltung scherzte und schäkerte sie mit den zwei kunstvoll verpackten Herren rechts und links von ihr. Der rechts, im blauen Rock, den Helm

mit Schwanenfedern geschmückt, war ja auch eine Augenweide: George Pemberton Ross Norton, der damalige Kommandeur der Household Division – kein Kostümsoldat, ebenso wenig wie seine allesamt kriegserfahrenen Untergebenen. Verheiratet, übrigens, mit einer hessischen Prinzessin.

Die Show zeigte alles, was die Household Division der Queen so können muss: pferdeflüstern, singen, marschieren, musizieren – und Franzosen besiegen. Dieser Teil der Aufführung war von schamloser Bosheit: Zu Beethovens «Wellingtons Sieg» rückten prachtvolle britische Soldaten gegen ein paar armselige französische Landser nebst einer zerrupften Marianne vor, die hektisch ihre Gewehre stopften – vergebens. So also erinnerte man sich in London noch nach zweihundert Jahren an die siegreiche Schlacht gegen französische Truppen bei Vitoria am 21. Juni 1813, zwei Jahre vor Napoleons Waterloo.

Ungebrochenes Verhältnis zur Tradition

Waterloo, übrigens, hatte man im VIP-Zelt sozusagen im Rücken: Dahinter liegt das Gebäude der Horse Guards, ein Bau im palladianischen Stil, in dem sich das Büro des Duke of Wellington befindet, des Bezwinners Napoleons.

Bin ich an diesem Abend, nach dieser unerwarteten Nähe zu Elizabeth II., zur Monarchistin geworden? Eher nicht. Nur ein wenig neidisch war ich. Viele Deutsche bekommen ja schon beim vergleichsweise bescheidenen Grossen Zapfenstreich Magenschmerzen. Hier aber zeigte sich ein ungebrochenes Verhältnis zur eigenen Tradition – als ob es nicht auch in der Geschichte des Vereinigten Königreichs tiefdunkle Stellen gäbe.

Ist eine Monarchie gut für den nationalen Zusammenhalt? Das jedenfalls behauptete nach der Veranstaltung ein ansonsten unsentimentaler Brite. Eine Königin könne man lieben und verehren. Einen Staat könne man schätzen. Die meisten Politiker aber müsse man leider ertragen.

Cora Stephan ist Publizistin und Schriftstellerin. Ihr jüngstes Buch heisst: «Lob des Normalen. Vom Glück des Bewährten.» Finanzbuch-Verlag, 240 S., Fr. 26.90



Waterloo im Rücken:

Autorin Stephan (hinten links), Queen.

Warum ich sage, was ich denke

Weil vieles in Deutschland schief läuft, will ich dokumentieren, dass ich mich dagegen wehre.



Ich bin der Meinung, dass man über sich selbst nicht behaupten sollte, dass man einen «ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit» habe. Fast jeder behauptet das. Selbst die grössten Schurken in der Politik. Zu sagen, man wähne sich gerecht, hat immer etwas von einem Heiko Maas, dem ehemaligen Aussenminister Deutschlands, der verkündete, «wegen Auschwitz» in die Politik gegangen zu sein. Vom Pathos zur Peinlichkeit ist es zumeist nicht weit.

Nichtsdestotrotz wurde ich aufgrund meines eher masochistisch angehauchten Jobs, die Geschehnisse der letzten Jahre so zu benennen, wie sie sind, von Lesern öfter gefragt, wie ich es schaffe, mich angesichts des täglichen politischen Elends in Deutschland zu motivieren.

Und tatsächlich ist es schwierig für mich, eine Antwort zu finden, die nicht pathetisch klingt, da mir solch schnöde Benefits wie Ruhm und Reichtum leider nicht vergönnt sind. Für die müsste ich auf der «richtigen Seite» stehen und mit Luisa Neubauer um die Wette moralisieren.

Wenn es also weder Reichtum noch Ruhm ist, der mich antreibt, dann muss es eine intrinsische Motivation sein. Und tatsächlich lässt sich diese am besten mit meiner Vorstellung von Gerechtigkeit umschreiben. Das heisst, wann immer ich etwas als ungerecht empfinde, kann ich nicht anders, als etwas dagegen zu unternehmen – auch wenn meine Tat nur darin besteht, etwas gesagt oder geschrieben zu haben.

Ich finde es beispielsweise ungerecht, dass meine Eltern ihr Leben lang gearbeitet haben und einen Haufen Geld an den Staat abdrücken mussten, damit diese Kassen nun von Men-

schen geplündert werden, die nie in dieses System eingezahlt haben. Ich ertrage es nicht, wenn ich Rentner beobachte, wie sie nach Pfandflaschen im Müll suchen, während die Jogginghosen-Gang aus dem Orient mit ihren Smartphones an ihnen vorbeiläuft.

Ich finde es ebenso unfair, dass mir Menschen in Bezug auf dieses Thema, Sozialstaat und Migration, den Mund verbieten wollen. Indem sie solche Vergleiche als «polemisch» oder «rechts» abtun. Unterstellungen, die einzig vom sozialistischen Traum leben, dass «niemandem etwas weggenommen wird» und jeder Euro mehrmals ausgegeben werden kann. Das ist nicht

«Ich werde nicht gerne belogen. Vor allem, wenn es so dreist geschieht wie seit einigen Jahren.»

die Realität in einem Land, in dem man den einheimischen Bürgern seit Jahrzehnten erzählt, dass kein Geld da sei: nicht für Steuer-senkungen, nicht für Schulen oder die Infrastruktur. Aber plötzlich für mittlerweile mehr als zwei Millionen Zuwanderer, die nehmen, aber nie zurückgeben werden. Denen man in ihren Unterkünften neue Sanitäreinrichtungen hinzimmert, wenn sie die alten zerstört haben, während in den Schulen das Geld für Toilettenpapier oberhalb der Schmirgelpapiergrenze fehlt.

Ja, Deutschland ist ein reiches Land, aber die Deutschen sind es nicht. In einem gerechten Land hätten die Menschen etwas von ihrem fleissig verdienten Geld. Im Land mit

der weltweit höchsten Steuer- und Abgabenlast haben nur andere etwas davon.

Ungerecht finde ich, dass mich nie jemand gefragt hat, ob ich mein Land mit diesen Menschen teilen möchte oder nicht. Wenn tagtäglich neue Tausende Ortskräfte aus Afghanistan aus dem Hut gezaubert werden, die alle von Deutschland gerettet werden müssen, obwohl 2018 noch von wenigen hundert die Rede war.

Ich werde nicht gerne belogen. Vor allem, wenn es so dreist geschieht wie seit einigen Jahren. Aber ich bin auch wütend auf die Deutschen selbst, die diese Vertreter für sich immer wieder wählen, weil die Angst davor, als «Nazi» bezeichnet zu werden, jede andere Angst vor dem Verarschtwerden in den Schatten stellt.

Vielleicht glaube ich einfach mehr an meine Wirksamkeit, als viele meiner Mitbürger es tun. Ob das naiv ist, weiss ich nicht, aber ich glaube daran, dass es meine Pflicht ist, zumindest auf die Dinge aufmerksam zu machen, die ich für falsch und ungerecht erachte, und vielleicht dem einen oder anderen dadurch zu zeigen, dass er nicht der Einzige ist, der gleichermassen denkt.

Es ist mir wichtig, zu dokumentieren, dass ich dagegen war, dass ich gekämpft und mir nicht alles habe gefallen lassen. Dass ich angesichts von Dingen, die offensichtlich schief laufen, aufgestanden bin und etwas gesagt habe. Und dass die Beschimpfungen, die ich dafür in Kauf nehmen muss, ein geringer Preis im Vergleich zu dem sind, was die politischen Entscheidungen der letzten Jahre und das Schweigen der Mehrheit mit sich bringen werden.

BRODER

«Tapfer an der Seite der Regierung»

Hand aufs Herz, liebe Leser, kennen Sie Nancy Faeser? Haben Sie den Namen schon mal gehört? Könnte es eine Weinkönigin von der Mosel sein? Oder eine Professorin für «Gender Studies»?

Weder noch.

Nancy Faeser ist seit dem 8. Dezember 2021 Bundesministerin für Inneres und Heimat. Die studierte Juristin war von 2003 bis Ende 2021 Abgeordnete im Hessischen Landtag, die letzten drei Jahre stand sie der SPD-Fraktion vor.

Gänzlich unerfahren ist sie nicht, auch wenn sie nur eine Kleinkunsthöhne be-spielt hat, bevor sie an das Staatstheater berufen wurde. Hier kann sie sich ent-falten und allen zeigen, was in ihr schlummert.

Am 21. Januar, also sechs Wochen nach ihrer Amtsübernahme, gab Nancy Faeser dem Sender Phoenix ein 16 Minuten lan-ges Interview, in dem es vor allem um die Corona-Politik der Regierung und die Proteste der sogenannten Querdenker gegen eben diese Politik ging. Es hand-le sich um «ein neues Phänomen, das den Staat zu delegitimieren versucht», eine «Protestbewegung, die sich gegen alles richtet, was der Staat macht». Das sei nicht nur «sehr bedenkenswert», sondern auch brandgefährlich, «eine grosse Herausforderung für die Sicher-heitsbehörden» und auch «eine Ver-rohung der Sitten».

Man muss das Interview gelesen oder gehört haben, um das Ausmass der Unbildung zu begreifen, für die sich in Deutschland niemand mehr schämen muss, nicht einmal ein Minister oder eine Ministerin, die keine Ahnung von der Geschichte der «Protestbewegungen» hat und die «Querdenker» für ein «neues Phänomen» hält. Als habe es nie die RAF, die Anti-Atomkraft-Bewegung oder militante Klimaretter gegeben.

Schlimmer noch: Die Innenministerin zollt der «grossen Masse» ihren «grossen Respekt dafür», dass sie «so tapfer an der Seite der Regierung gestanden und das alles mitgetragen hat», was die Regie-rung anordnete und durchführen liess. So konnte die Pandemie zwar nicht be-siegt, aber immerhin verhindert werden, dass die Regierung sich ein anderes Volk suchen muss, das zu ihr steht.

Henryk M. Broder

Auf nach Peking

Die Winterspiele in China sollen boykottiert werden. Nichts wäre falscher.

Peter Achten



Historische Fehlinterpretationen.

Für Anfänger: Peking richtete vor zwölf Jahren schon die Sommerspiele aus – und jetzt die Winterspiele. Wie ist so etwas an einem Ort nur möglich? Wer je in der Hauptstadt des Reichs der Mitte gewohnt hat, weiss, warum. Der Sommer ist so warm wie im südlichen Mittelmeer, der Winter so kalt wie auf der Kleinen Scheidegg. So einfach ist das.

Komplizierter wird es schon bei der Frage, ob Sport und mithin Olympia etwas mit Politik zu tun haben. Mit Wirtschaft haben die Spiele definitiv zu tun. Peking gewann die Winterspiele nämlich knapp gegen Almaty im benachbarten Kasachstan. Ausgerechnet! Der Grund war natürlich nicht politisch, sondern wirtschaftlich. Der Winter-Markt Chinas soll befeuert werden, denn die westlichen Schnee-Märkte sind mehr oder weniger ausgereizt. Hunderte von Millionen potenzieller Wintersportler in China werden möglicherweise so Ski, Snowboards, andere Geräte und Wintertextilien kaufen. Möglichst bald, hoffentlich.

Dass Sport mit Wirtschaft viel zu tun hat, darin sind sich Ost und West einig. Nicht

so in der Politik. Nach westlichen Medien-schaffenden und Politikern müssen Sport und Politik streng getrennt werden. Wirklich? An Eidgenössischen Schwing- und Älplerfesten und ähnlichen Anlässen jedenfalls wird Poli-tik handfest aufgetragen, ebenso faustdick an Schützenfesten oder wie neulich nach Siegen der Schweizer Fussballnati. Sport und Politik sind also eng verbandelt, ob das Schweizer Poli-

Dass Sport mit Wirtschaft viel zu tun hat, darin sind sich Ost und West einig. Nicht so in der Politik.

tikern passt oder nicht. Das gilt insbesondere für Olympische Spiele, die von den USA und andern westlichen Nationen diplomatisch boykottiert werden. Die Schweiz wird hoffentlich nicht den gleichen Fehler begehen.

Derweil wird China sein Licht nicht unter den Scheffel stellen und versuchen, politisches Kapital aus Olympia zu schlagen. Der Westen sollte ausnahmsweise für einmal genau hin-

hören. In den letzten 42 Jahren der Reform und Öffnung nach aussen nämlich haben westliche Politiker und Medien meist falsch interpretiert, China schlechtgeredet und nicht selten den baldigen Untergang prognostiziert. Nichts von dem trat ein. Im Gegenteil. Irgendetwas müssen die bösen, bösen Kommunisten hinter dem Bambusvorhang dann wohl doch richtig gemacht haben.

Die wirren westlichen Einstellungen sind auch und besonders den sogenannten Qualitätsmedien anzulasten, in unserem Land zum Beispiel dem selbsternannten Leitmedium von der Zürcher Falkenstrasse. Meistens stand die Konvergenztheorie im Wege, nach der mit wirtschaftlicher Entwicklung schon fast automatisch Demokratie folgen muss. Westliche Demokratie natürlich. Dass China aufgrund seiner Geschichte sowie mit neokonfuzianischen und neolegalistischen Traditionen ein neues Entwicklungsmodell zu erschaffen begann, entging westlichen Beobachtern und Experten.

Entgegen dem westlichen Entweder-oder-Denken und dem Individualismus arbeitete man im Reich der Mitte wie schon seit über zweitausend Jahren wieder mit dem Sowohl-auch-Denken und der Verankerung in der Gruppe – statt wie im Westen mit dem Individuum. China will mit wachsender Stärke auch international wieder eine grössere Rolle spielen, nicht zuletzt im eigenen Hinterhof des pazifischen und indopazifischen Raums. China strebt im Gegensatz zu den USA nicht eine Weltmachtstellung an, sondern setzt auf eine multipolare Welt.

Anti-China-Denkfabriken

Es kam im Westen auch zu historischen Fehlinterpretationen: Tiananmen, 1989, war nicht ein Studentenaufstand für westliche Demokratie, sondern ein Riesenprotest von Arbeitern, Angestellten, Parteimitgliedern und Studenten gegen die mit einer Hyperinflation behaftete, überhitzte Wirtschaft sowie ein Bekenntnis für mehr Transparenz und Kampf gegen Korruption. Auch die einjährigen Hongkonger Unruhen 2019 mit Zehntausenden von friedlichen Demonstranten hatten vor allem wirtschaftliche Gründe. Wenige hundert Chaoten, zum Teil nachweislich auch von den USA finanziert, zertrümmerten und plünderten gleichzeitig Geschäfte, legten ÖV-Haltestellen lahm oder behinderten den Verkehr während Tagen oder Wochen. Diese Chaoten werden in westlichen, gerade auch in Schweizer Medien bis heute als Vorkämpfer für Demokratie gefeiert.

Besser hinhören und hinsehen, was China zeigt und sagt. Natürlich ist nicht alles *à la lettre* zu nehmen. Es gibt ja chinesische Propaganda, so gut wie es vor allem die immer lautstärkere USA-Propaganda gibt. Doch auch wenn man 50 Prozent vom auf olympischen Hochglanz polierten chinesischen Standpunkt abzieht,

bleiben grosse wirtschaftliche, soziale, politische sowie – jawohl – menschenrechtliche Fortschritte zu verzeichnen. Bei genauem Hinsehen ist das leicht feststellbar. Menschen in China waren zu Reformbeginn 1978 arm und hungrig, heute geniessen sie einen bescheidenen Wohlstand. 2022 ist die grosse Mehrheit der Chinesen stolz auf ihr Land und vertraut Partei und Regierung. China wird autoritär, aber nicht diktatorisch weiterentwickelt, nach der Pandemie wieder so offen wie zuvor.

Zum Abschluss und als Vorbereitung auf den Olympia-Showdown einige Stichwörter, die immer und immer wieder auftauchen werden: Xinjiang-Uiguren, Hongkong, Tai-

2022 ist die grosse Mehrheit der Chinesen stolz auf ihr Land und vertraut Partei und Regierung.

wan. In Xinjiang, so wissen es westliche Politiker und Medienschaffende, werden «weit über eine Million Uiguren in Konzentrationslagern festgehalten».

Die USA und weitere westliche Staaten sprechen von einem «Genozid». Doch für diesen Vorwurf bleiben sie Beweise schuldig. Sie berufen sich vor allem auf drei US-amerikanische Anti-China-Denkfabriken, die sich hauptsächlich auf den deutschen Fundamentalchristen Adrian Zenz beziehen, der unter dem Mantel eines «China-Wissenschaftlers» Falschnachrichten, getürkte Zahlen oder unkorrekt «offizielle Dokumente» verbreitet. Er berichtet nebulös und ohne Beweise von massenhaften Folterungen, Vergewaltigungen, Zwangssterilisierungen, Morden. Eine australische Denkfabrik wiederum will mit über 380 Satellitenfotos Beweise für die «Konzentrationslager» geliefert haben. Allerdings zeigen über 340 dieser Bilder nach unabhängiger Prüfung, dass es sich um Schulhäuser, Spitäler, Museen, öffentliche Gebäude oder weitere zivile Strukturen handelt.



Erziehungslager gibt es in Xinjiang wohl, denn es gab eine ernstzunehmende, einst auch von den USA zugestandene Terrorgefahr. Der in Xinjiang ehemals ausgeübte Islam war – wie heute in Saudi-Arabien – von der fundamentalen Variante. Religionsausübung von Uiguren in Xinjiang ist keineswegs verboten, aber die Moscheen werden streng überwacht. Hassprediger sind – im Unterschied zur Schweiz notabene – nicht mehr erlaubt. Dagegen sind Kopftücher an Schulen, in der öffentlichen Verwaltung und an ähnlichen Orten untersagt. Ein Minarett- oder Schleierverbot dagegen gibt es ungleich der Schweiz nicht. Die uigurische Sprache ist weitverbreitet, doch Kinder müssen auch Chinesisch lernen. Ähnlich also wie Romanisch sprechende Kinder in der Schweiz Deutsch, Französisch oder Italienisch sprechen lernen müssen. Doch die Bündner Regierung ist noch nie des kulturellen Genozids angeklagt worden trotz des gewaltigen, auch zerstörenden Kulturwandels von Mitte des 19. Jahrhunderts, als Briten Hotelkästen aufstellten, die heute unter Denkmalschutz stehen, bis hin ins Olympia-Jahr 2022. Also: genauer hinhören beim Stichwort Xinjiang.

Chaoten als Vorkämpfer für Demokratie

Ähnliches gilt für Hongkong. Was viele im Westen noch nicht begriffen haben, ist das Faktum, dass der «duftende Hafen» unter dem Prinzip «Ein Land, zwei Systeme» seit 1997 integraler Bestandteil der Volksrepublik ist. Die Kolonialmacht Grossbritannien hat 150 Jahre lang einen Diktator nach Hongkong geschickt, um kurz vor 1997 noch schnell etwas Demokratie einzuführen. Wer Hongkong heute verstehen will, müsste, anstatt ungeprüft Vorurteile weiterzugeben, das Basic Law (das Grundgesetz) sowie die chinesische Verfassung zur Kenntnis nehmen. Dann würden gewalttätige Chaoten nicht mehr als Vorkämpfer für Demokratie verstanden.

Last, but not least: Taiwan gehört seit dem grossen Qing-Kaiser Kangxi seit Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts zu China. Dieses «Ein-China-Prinzip» wurde nach dem Ende des Bürgerkrieges 1949 sowohl von den siegreichen Kommunisten unter Mao Zedong in Peking als auch von Chiang Kai-shek, der mit zwei Millionen Chinesen und Staatsschätzen auf die Insel Formosa geflohen war, bekräftigt.

Bereit also für Olympia in und um Peking. Mit viel gutem Sport und wenig politischem Hickhack.

Peter Achten war von 1975 bis 1986 beim Schweizer Fernsehen als Moderator und Produzent der Tagesschau und zuletzt als Stellvertretender Chefredaktor Information. Er arbeitete 40 Jahre lang in Asien sowie in Lateinamerika und den USA, darunter 25 Jahre in China. Seit drei Jahren lebt er wieder in der Schweiz.

Er hat seine Sache gut gemacht

Benedikt XVI. war der erste Papst, der sich mit Missbrauchsfällen traf.

Wer ihn jetzt kritisiert, muss wissen: Das Geschäftsgeheimnis der Kirche heisst Langsamkeit.

Oliver Stock

Es ist noch gar nicht so lange her, da folgte ich als deutscher Reporter einer Einladung ins Benediktiner Kloster nach Einsiedeln, wo sich der Europachef von Microsoft etwas Besonderes ausgedacht hatte: Er wollte dort oben zwischen Fels und Schnee und Gipfeln die neuste Version des Betriebssystems Windows vorstellen. Als er es sich nicht verkneifen konnte, eine Bemerkung über die Modernität seiner Erfindung zu machen, die so stark im Kontrast stehe zu den ehrwürdigen Mauern, schritt der Gastgeber und damalige Abt Martin Werlen dazwischen: «Erfinde du, mein Sohn, ein Betriebssystem, das 2000 Jahre hält.»

Der Gedanke geht mir seither nicht aus dem Kopf. Die Kirche ist die erfolgreichste Firma der Welt. Ihre Vision heisst: ewiges Leben. Ihre Dienstleistung ist die Seelentröstung, ihr Geschäftsmodell gleicht einer Art Aktiengesellschaft, viele zahlen in der Erwartung einer künftigen Dividende. Und auch ihr Geschäftsgeheimnis kennen wir: Es ist die Langsamkeit. Dieser Vierklang hat sie 2000 Jahre überleben lassen – und ich hoffe, dass das auch noch mindestens 2000 Jahre so anhält.

Licht auf die Täter

Lassen wir uns für einen Augenblick auf diese Sichtweise ein, auch wenn sie aller Spiritualität entbehrt. Denn wenn die Kirche keine moralische Instanz, sondern bloss eine Firma ist, dann lässt sie sich auch reparieren. Und Reparaturen sind unzweifelhaft nötig. Die Missbrauchsfälle sind für die Opfer ein Drama ohne Gleichen. Sie werfen ein unglaubliches Licht auf die Täter und ihre Umgebung, die es so weit kommen liess. Und sie zeugen von Hilflosigkeit bis hin zur Verantwortungslosigkeit jener Führungsfiguren, die geschehen liessen, was geschah, und die nicht den Mumm besaßen, aufzuklären und Konsequenzen zu ziehen.

Aber wenn wir mal die Moral, von der wir sowieso und ständig zu viel an Bord haben, vernachlässigen und stattdessen vorgehen, wie eine grosse Firma vorgehen würde, gibt es eine



«Betriebssystem, das 2000 Jahre hält.»

gute Chance, das Unternehmen wieder flottzumachen. Was es dringend braucht, sind ein paar Corporate-Governance-Vorschriften, Regeln zur guten Unternehmensführung, die idealerweise der Chef mit dem Betriebsrat einfädelt, seinen Aktionären vorlegt und für deren Umsetzung er anschliessend sorgt. So etwas dauert in jüngeren Unternehmen ein halbes Jahrzehnt und mehr.

Nehmen wir VW. 85 Jahre alt, schlägt sich der Weltkonzern seit sieben Jahren mit der Tat-

*Reparaturarbeiten sind nötig.
Die Missbrauchsfälle sind für die
Opfer ein Drama ohne Gleichen.*

sache herum, dass Hunderte von Ingenieuren und Technikern einen gigantischen Betrug ausgeheckt und umgesetzt haben, um Kunden hinter das Licht zu führen. Der Dieselskandal ist bis heute nicht restlos aufgeklärt, manche, die damals in Verantwortung waren, sind es heute noch. Aber: Die Macht des Chefs ist seither geschrumpft, und beim Produkt beschreiten die Wolfsburger neue Wege.

Im Vergleich wird ein 2000-jähriges globalisiertes Unternehmen wie die Kirche schnell sein, wenn es einen Skandal innerhalb eines halben

Jahrhunderts aufklärt. Der erste Chef, der damit angefangen hat, war Kardinal Joseph Ratzinger, der spätere Papst Benedikt XVI. In sein langes Leben fallen die Taten und deren Entdeckung sowie die Suche der Kirche nach einem geeigneten Umgang damit. Ratzinger schritt voran.

In seinem späteren Pontifikat kam es zum ersten Mal dazu, dass Missbrauchsfälle von der Kirche eingestanden wurden, dass Priester, die sich schuldig gemacht hatten, in den Laienstand versetzt wurden und dass sich die Kirche, die bis dahin über zwei Jahrtausende nach ihrem eigenen Recht geurteilt hatte, den weltlichen Strafverfolgern öffnete. Als Kardinal war Ratzinger Teil eines Systems, das sexuelle Übergriffe seiner Priester ermöglichte und in dem die Verantwortlichen wegschauten. Als Benedikt XVI. war er der

erste Papst, der sich mit Missbrauchsfällen traf und in einem Hirtenbrief davon schrieb, dass «Missbrauch eine schwere Sünde gegen schutzlose Kinder vor Gott und vor anderen» sei.

Jesu Mahnung

Ich meine: Dieser Papst hat einen guten Job gemacht. Und ich halte ihm zwei Dinge zugute, die ich genauso wenig beweisen kann, wie all diejenigen ihre Vorwürfe aufrechterhalten können, die ihn jetzt mit Dreck bewerfen: Erstens befolgte er als Kirchenmann die Mahnung Jesu, sich bei Steinigungen rauszuhalten und reuigen Tätern eine zweite Chance zu geben. Und zweitens: Er ist, was sonst erst einmal in der Geschichte vorkam, freiwillig zurückgetreten und liefert damit ein Eingeständnis, dass er sich der Aufgabe nicht mehr gewachsen fühlte. Dieser Papst hat sich damit aufrechter verhalten, als es den meisten CEOs jemals gelingt.

Sein Nachfolger macht weiter, wo Benedikt aufgehört hat. Auch er wird das Thema nicht abschliessen, weil er sich aus der Erfahrung der Jahrtausende ans Geschäftsgeheimnis der Langsamkeit hält. Ich finde, das ist gut so. Denn nichts ist endlicher als eine aufgeregte Kirche.

Oliver Stock ist Wirtschaftsjournalist und Herausgeber des Magazins *Markt und Mittelstand*.

Bye bye, Pandemie!

Vorwärts in die Vergangenheit: Es ist Zeit für die alte Normalität.



Die Schlagzeilen sind furchterregend. «Fälle explodieren weltweit» (*Blick*). «Wo die Omikron-Wand schon da ist» (*Luzerner Zeitung*). «Omikron-Anteil explodiert in der Schweiz» (*Nau*). «Corona-Experte: Innerhalb Wochen könnte die halbe Schweiz erkranken» (*Wiener Zeitung*).

Nicht nur viele Medien, auch Experten sind in ihrem Element und geben sich während der Pandemie alle Mühe, die Leser in anhaltende Alarmbereitschaft zu versetzen, wenn sie zwischen guten Neuigkeiten wie der milden Omikron-Variante und sinkenden Todes- und Hospitalisierungszahlen mit Weltuntergangsrhetorik Panik aufspannen.

Ja, die dominante Omikron-Variante ist ansteckender, aber – darauf deuten die Studien hin – sie führt glücklicherweise zu weniger schweren Verläufen, zu weniger und kürzeren Spitalaufenthalten. Nimmt man die herkömmliche Definition von «krank», nach der jemand an einem Zustand verminderter Gesundheit leidet, sich sehr schlecht fühlt und das Bett hüten muss, ist die halbe Schweiz nicht erkrankt. Da in der neuen Normalität aber offenbar viele Menschen einen positiven Corona-Test – ganz ohne oder nur mit milden Symptomen – wie selbstverständlich mit «krank» verbinden, ist die Voraussage des Experten nicht so verkehrt. Nur krank es eben bei manchem Gedanken-gang im Corona-Universum ein bisschen an der Interpretation: Positiv getestet heisst nicht zwingend krank, genauso wie ungeimpft nicht krank bedeutet; geimpft heisst nicht zwangsläufig gesund. Eine Katze ist keine Maus.

Gesundheitsminister Alain Berset hat entspannte Worte zur Gesamtlage gefunden. Laut RTS vergleicht er Omikron bei Geimpften mit einer Erkältung oder Grippe. An einer Pressekonferenz gab er bekannt, dass per Ende März in

der Schweiz wohl keine Zertifikate mehr nötig seien. Wie *20 Minuten* schreibt, meinte er auf die Frage, warum man trotz Rekord-Infektionszahlen Lockerungen thematisiere: «Weil seit spätestens Ende August 2021 nicht mehr die täglichen Infektionszahlen, sondern die Spitalkapazitäten ausschlaggebend sind für die Entscheidungen des Bundesrats. Auf den Intensivpflegestationen verbessert sich die Situation momentan trotz hohen Fallzahlen. Das ist massgebend für uns.»

Für diese Deeskalationsrhetorik bin ich ihm dankbar, denn ich bezweifle stark, dass sich die von Politikern, Experten und Medien ausgebreiteten Katastrophenszenarien in Endloschleife günstig auf die Seele der Menschen auswirken. Schauen Sie mir im deutschen Fernsehen Talkshows zu Corona an, wird mir jedes Mal bewusst: In drei Tagen bin ich tot. Gesundheitspolitiker wie Karl Lauterbach warnen schon vor neuen, noch gefährlicheren Varianten für den Herbst, fordern trotz neuer Datenlage eine Impfpflicht, jüngst wurde der Genesenenstatus über Nacht auf drei Monate gekürzt, was viele bestürzt als willkürlich bezeichnen. Ich verstehe das und twitterte für meine deutschen Freunde: «Ja, in der Schweiz ist der Genesenenstatus viel länger. Aber Toblerone und Aromat stärken nun mal das Immunsystem – aus wissenschaftlicher Sicht macht es darum völlig Sinn.»

Viele Leute haben sich daran gewöhnt, ihr Gesicht hinter einer Maske zu verstecken. Ich habe es nicht geschafft, mich mit dem Laptop zu arrangieren; er bleibt für mich eine Massnahme in einer absoluten Ausnahmesituation. Ich möchte mich auch nicht daran gewöhnen, in einer Gesellschaft zu leben, wo man ein Gesundheitszertifikat vorzeigen muss, um ins Restaurant oder zum Sport zu gehen. Nicht in einer

Gesellschaft, wo der Impfstatus für viele offenbar als moralischer Ausweis dafür ausschlaggebend ist, ob eine Person verantwortungsvoll, vorsichtig und redlich ist, und nicht etwa ihr tatsächliches Verhalten gegenüber Mitmenschen. Wo Individuen aufgrund einer Entscheidung, die den eigenen Körper betrifft, systematisch von grossen Teilen des sozialen Lebens ausgeschlossen und pauschal als wissenschaftsfeindliche Spinner dargestellt werden. Wo Corona-Infizierte als Gefährder wahrgenommen werden.

Ich wünsche mir, dass sämtliche politische Entscheidungen, die das Leben von Millionen von Menschen betreffen, transparent erklärt und wissenschaftlich getragen werden. Dass Politik nicht nur auf ein einziges Risiko fokussiert und den ganzen Rest dieser einen Gefahr unterordnet. Dass andere Meinungen wieder erlaubt sind. Dass Kindern nicht mehr gesagt wird, sie seien Überträger von Krankheiten, die ihre Grosseltern töten. Ich wünsche mir, dass man auf die Impfungen vertraut, die man ja selbst so vehement promotet und mit denen sich jeder eigenverantwortlich schützen kann. Auch, dass wir wieder zu der Einsicht zurückkehren, dass es jedem erlaubt ist, krank zu werden – sowie dass jeder Absicherung gegen oder Behandlung von Krankheit ausschlagen darf. Dass wir es gestatten, künftige Covid-Varianten genauso wie andere Viren in unser Leben zu integrieren, ohne jedes Mal die Notlage auszurufen. Und akzeptieren, dass es ein risikofreies Leben nicht gibt.

Vorsicht ist immer gut. Aber das Leben ist zu kurz, um es in ständiger Alarmbereitschaft vor dem Worst Case zu gestalten. Es ist an der Zeit, die Decke zurückzuschlagen, aufzustehen und endlich zur alten Normalität zurückzukehren.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

Männer ohne Ablaufdatum

Nie geriet das Publikum durch fiktive Helden so ausser Rand und Band wie bei Goethes Werther und James Bond. Was verraten die ungleichen Figuren über Männlichkeit im Wandel der Zeit?

Dagmar Just

Männer sind ungeheuer: Sie arbeiten länger und sterben früher als Frauen, sind dreimal so stark selbstmordgefährdet und doppelt so oft chronisch krank, neigen stärker zu Depressionen, sind das Ziel von 70 Prozent aller Mordversuche, verursachen allerdings auch 95 Prozent aller Gewaltakte – und trotzdem rollen sie den Stein immer wieder hinauf.

Als Anfang der sechziger Jahre der Siegeszug der Pille begann, kam das Wort von der Krise des modernen Mannes auf. Heute scheint sie eklatant. Der Mann, der einst als Jäger, Cowboy, Abenteurer, Don Juan ein König war, gilt als Auslaufmodell. Weder zum Kinderzeugen noch als Vater, für Sex oder in der Politik wird er noch gebraucht. In der modernen Gesellschaft sind Flexibilität und die weibliche Tugend der Kommunikationsfähigkeit gefragt. Traditionell männliche Tugenden wie Mut, Kraft, Treue scheinen dagegen toxisch kontaminiert und der Held – ein Fossil.

Wo immer er auftaucht, sinkt seine Halbwertszeit rapid. Mit zwei erstaunlichen Ausnahmen: Goethes Werther und Flemings James Bond.

Massanzug statt Löwenfell

Als Goethe «Die Leiden des jungen Werthers» schrieb, war er 25 und ein Genie an der Schwelle einer Karriere, die ihn zu einer geistesgeschichtlichen Weltattraktion ohnegleichen macht. Fleming war fünfzig, als er seinen ersten «Bond» erfand, hatte einschlägige journalistische, militärische und geheimdienstliche Erfahrungen, und als er sechs Jahre später starb, vergass man ihn fast über Nacht.

Goethes Briefroman entstand «wie im Rausch», Flemings Debüt als Zeitvertreib: «Ich hatte mich entschlossen zu heiraten, aber die Idee, mein Junggesellenleben aufzugeben, machte mich nervös. Um mich abzulenken, begann ich zu schreiben. So entstand James Bond.» Am Ende geniert er sich aber für sein Manuskript und fürchtet, «kein Verleger würde es haben wollen». Während Goethe sich «wie nach einer Generalbeichte wieder



Kapitäne der eignen Welt: Werther (l.), Bond.

froh und frei [. . .] fühlt, erleichtert, aufgeklärt und zu einem neuen Leben berechtigt».

Noch konträrer sind nur noch die beiden Helden. Hier der «*tough boy*, der nach Rauch, Leder und Rasierwasser riecht», dort der hochsensible Gefühlsmensch. Hier der Spieler, Pragmatiker, Angestellte, Konformist. Dort der Intellektuelle, Aussteiger und Dichter. Hier der Grosstadtmatador, Womanizer und Serienmörder. Dort der Landflüchtling, romantische Liebhaber und Selbstmörder. Flemings Bond ist der uralte Action-Held, der smarte Heros, der wie

Beide sind Männer mit Eigenschaften. Mit Mut. Kraft. Selbstvertrauen. Und Lust, auch zum Risiko.

Herakles im Namen von Gesetz und Ordnung in die Welt hinauszieht und gemeingefährliche Ungeheuer nach abenteuerlicher Jagd in einem Showdown auf Leben und Tod erlegt. Zwar trägt er statt des Löwenfells Massanzug und nutzt statt der Keule Gadgets aus den Labors des britischen Geheimdiensts. Aber typologisch ist er wie Zeus' Sohn ein Täter, Jäger und Soldat, oder wie es der Regisseur des ers-

ten Bond-Films ausdrückt: «Bond ist ein geistig minderbemittelter Funktionär, den man nie lesen, nie ins Theater oder Konzert gehen sieht und der diesen Mangel an Persönlichkeit mit einer Lizenz zum Töten und gewissen Trickwaffen kompensiert.»

Hochbegabt, hochsensibel

Ganz anders Goethes Werther, dieser Mann der Worte, Bilder und Gefühlsextasen. Ein moderner Orpheus – gebildet, künstlerisch hochbegabt und hochsensibel: «Ich habe allerlei Bekanntschaft gemacht, Gesellschaft habe ich noch keine gefunden. [. . .] Die meisten verarbeiten den grössten Teil der Zeit, um zu leben, und das bisschen, das ihnen von der Freiheit übrigbleibt, ängstigt sie so, dass sie alle Mittel aufsuchen, um es loszuwerden.» Ein Träumer und Hypochonder, von dem aber selbst ein Napoleon bekennt, dass er lieber Werther als der Eroberer Europas gewesen wäre. Und als er 1808 mit Goethe zusammentrifft, berichtet er dem Autor von sieben «Werther»-Lektüren. Als ob es zwischen einem fünfzigjährigen französischen Jahrhundertpolitiker und einem siebzigjährigen deutschen Jahrhundertdichter auf dem Gipfel ihrer Karrieren

kein anderes Gesprächsthema als die 34 Jahre alte Leidensgeschichte dieses jugendlichen Selbstmörders gäbe. Und dann das Remake. 1961. Als mit John F. Kennedy der mächtigste Mann Welt erklärt, dass stets ein Bond-Roman auf seinem Nachttisch liege und «From Russia with Love» zu den Top Ten gehöre, die er im Fall einer Atomkatastrophe retten würde.

Nie vorher oder nachher geriet das Publikum durch zwei fiktive Helden derart ausser Rand und Band wie nach der Lektüre von Goethes «Werther» und der Kino-Premiere von «James Bond». Wie im Rausch entlebten sich europaweit die Fans, schlugen sich gegenseitig krankenhaushausreif, schufen Hunderte von Adaptionen, imitierten ihre Idole auf dem Schiessstand, in der Sprache und der Kleidung: Werthers blauer Frack und gelbe Weste mit Lederhosen und Stulpenstiefeln wurden zum ersten Dresscode der Moderne und waren genauso Kult wie Bonds Diplomatenkoffer, Krawatten und Champagner.

Schon Goethes Zeitgenossen kreierte für diesen Identifikations-Tsunami den medizinischen Begriff des «Werther-Fiebers», und 170 Jahre später kehrt das Phänomen plötzlich als Bond-Fieber, Bonditis oder Bondomania zurück. Zahlenmässig forderte das Werther-Fieber inzwischen schon mehr Opfer als die Vogelgrippe und das Ebola-Fieber zusammen – jedenfalls, wenn man die Nachahmer des mit Werther-Image vermarkteten Nirvana-Sängers Kurt Cobain und die jungen Chinesen mitzählt, die sich 1922 in Schanghai mit Goethes Buch in der Tasche von den Balkonen stürzten.

Und 007 dürfte heute für das Gros der Weltbevölkerung vermutlich ein intimerer Bekannter als der gerade amtierende Uno-Generalsekretär und Teil jenes Worst Case geworden sein, den Umberto Eco 1966 noch mit ungläubigem Unterton prognostizierte: «Unmerklich nähert Bonds Welt sich der unseren an, und vielleicht ist das überhaupt die Formel seines Erfolgs, dass hier einem aufgeregten Publikum erlaubt wird, das als unglaublich zu geniessen, was eines Tages tatsächlich eintreffen könnte, einschliesslich der radioaktiven Verseuchung von Fort Knox.»

Bereit, aufs Ganze zu gehen

Und noch eins kommt hinzu, was diese zwei wirkmächtigsten Prototypen männlicher Identität vielleicht auch in Zukunft zu unwiderstehlichen Stichwortgebern machen könnte: Beide sind Männer mit Eigenschaften. Mit Mut. Kraft. Selbstvertrauen. Und Lust, auch zum Risiko. Kapitane der eignen Welt und bereit, dafür auch aufs Ganze zu gehen. Gibt es eine Art von männlichem Sex-Appeal, der, allem Toxizitätsgeschrei zum Trotz, bis heute anschlussfähig ist? Auf die Frage, was ihre grösste Angst sei, soll die einst mächtigste Frau der Welt, Angela Merkel, geantwortet haben: «Die Ängste der Männer.»

Journalismus, der schadet

Lokalzeitungen seien Garanten für die Demokratie. Wirklich? Ich behaupte das Gegenteil.

Beni Frenkel

Neunzigtausend Franken: So viel verspricht sich das Online-Medium *Tsüri.ch*, wenn das Mediengesetz angenommen wird. Was *Tsüri.ch* genau ist, ist Definitionssache. Nebst vielen Promo-Geschichten fällt das Medium mit Erkundungen in den Innereien auf: Ein Praktikant geht auf die Sodomaspiele von Michaela und Sidonia ein. In einem anderen Text geht es um den Sex von non-binären Personen. Zu den Highlights gehört die Wahl der besten Pizza der Stadt.

Chefredaktor Simon Jacoby sieht das sicher anders. Warum man das Gesetz annehmen müsse, erklärt er so: «Auch im Kleinen, auch draussen in den Gemeinden, übernehmen wir Journalisten und Journalistinnen die Aufgaben der vierten Gewalt im Staat: Wir schauen hin und decken Missstände auf.» Ich habe ihn gefragt, wann *Tsüri.ch* je Missstände aufgedeckt habe. Eine Antwort habe ich nie erhalten.

Sechs Artikel am Tag

Die Wahrheit ist: Lokalzeitungen haben anderes zu tun, als Missstände aufzudecken. Ich arbeitete als Lokaljournalist für folgende Zeitungen: *Zürcher Oberländer*, *Luzerner Rundschau*, *Rundschau Süd*, *General-Anzeiger*. Die Titel sind Lokalzeitungen, die von engagierten Journalisten befüllt werden. Aber «vierte Gewalt»? Ich habe im Alltag erlebt, dass Gemeindepräsidenten liebevoll porträtiert, aber nicht kritisiert werden.

Ein schönes Beispiel ist mir im Aargau passiert. Eine Gemeinderätin trug Bauarbeitern auf, ihren Parkplatz zu vergrössern – auf Kosten der Gemeinde. Das Problem: Die Zeitung war zugleich amtlicher Anzeiger der Gemeinde. Der Gemeindepräsident rastete aus und drohte mit dem Entzug der Gemeinde-Anzeigen. Die Redaktion löschte den Artikel, noch bevor er in Druck ging.

Einmal schrieb ich eine Sottise über einen Neujahrsempfang einer Gemeinde. Im nächsten Jahr wurde die Redaktion von der Feier eingeladen. In der Zentralschweiz konnte ich eine kritische Kolumne nicht veröffentlichen, da es

sich um einen Industriellen handelte, der Anzeigen buchte. Im Zürcher Oberland wollten die Behörden den Artikel stets vorab lesen und schickten ihre «Änderungswünsche» in Rot.

Wer einmal im Lokalen gearbeitet hat, weiss: Das ist Usus. Da Lokalzeitungen auf ein gutes Einvernehmen mit den Gemeinden angewiesen sind, gibt es in der Schweiz kaum kritische Artikel über Gemeinden. Wie füllt man dann die Zeitung? Die Antwort liegt in der Beiz. Hier ein Pächterwechsel, da eine neue Bar. Langjährige Lokaljournalisten kennen jedes Restaurant in der Umgebung und sind mit den Gastwirten herzlich verbunden.

Weil der Lokaljournalist keinen Streit will, entstehen Geschichten über Gemeindeammänner mit Titeln wie: «In diesem Amt ist man manchmal einsam». Und dann die Kadenz! Mein Rekord lag bei sechs Artikeln – am Tag. Darunter: ein komplexer Untersuchungsbericht der Nagra, ein Jahresbericht eines Kantonsspitals und eine Medienmitteilung der Stadt. Wie löst man so etwas? Man kopiert die Mitteilung und hübscht den Titel auf. Am meisten Zeit benötigt man für passende Bilder.

Selbst die Berichterstattung über die Gemeindeversammlung hat grosse Schrammen abbekommen. Entweder berichtet die Zeitung langfädig, unleserlich oder devot. Meistens alles zusammen. Wer gut ist und den Antrag der Rechnungsprüfungskommission geistig durchdringt, geht bald zu einer grossen Tageszeitung. Während meiner Zeit bei den Lokalmedien fühlte ich mich nie als Vertreter der «vierten Gewalt des Staates». Für grössere Recherchen gab es kein Geld und noch weniger Zeit. Man geht ins Bett und denkt nur an etwas: Wie werde ich die nächste Zeitung abfüllen können?

Natürlich, Lokalzeitungen sind wichtig. Wer ist gestorben? Wer ist 85 geworden? Und nicht zu vergessen: die Agenda. Aber Lokalzeitungen als Garanten für die Demokratie? Ich behaupte das Gegenteil. Gerade weil die meisten Lokalzeitungen so unbeweglich und so unkritisch sind, schaden sie der Demokratie.



Fels im Tsunami

Nr. 3 – «Die Pandemie ist vorbei»
Alex Baur zur Corona-Politik

Ihre Analyse der gegenwärtigen Corona-Situation ist absolut hervorragend. Gratulation und herzlichen Dank für diese klaren Worte. Ihrem Bericht ist absolut nichts beizufügen. Die *Weltwoche* ist der einzige Fels im links-grünen Corona-Tsunami der Mainstream-Medienwelt, an den sich selbstsichere, kritische und gesunde Menschen noch klammern können.

Hans Peter Schwaninger, Lommiswil

Ihr Artikel sollte Pflichtlektüre für den Bundesrat, das Parlament und die kantonalen Gesundheitsdirektoren sein. Christian Walther, Dornach

Gegenseitige Interessen

Nr. 3 – «Eilfertig erfüllen sie die Wünsche der EU»
Hubert Mooser über Aussenminister Ignazio Cassis

Ein Rahmenvertrag, wie er der EU vorschwebt, mit dynamischer Rechtsübernahme und Elementen, die Prozesse der direkten Demokratie aushebeln, ist mit der parlamentarischen Demokratie, wie sie die EU pflegt, schlichtweg nicht kompatibel. Der Schweiz vorzuwerfen, sie wolle den Batzen und das Weggli, ist eine völlige Verkennung der Fakten. Die EU und die Schweiz sind mit über hundert Abkommen miteinander verbunden, die alle im beidseitigen Interesse abgeschlossen wurden. Die Schweiz darf sich nicht von dem oft arroganten und überheblichen Auftreten der EU einschüchtern lassen. In erster Linie regeln die Unternehmer unter sich eine erfolgreiche Zusammenarbeit und weniger die Regierungen mit allfälligen Auflagen. Claudio Bachmann, Basel

Keine Bagatelle

Nr. 3 – «Farce um Folter»
Alex Baur über den Fall «Carlos»

Die *Weltwoche* macht es sich mit der Bagatellisierung von Brian Kellers Haftbedingungen allzu leicht. Ich kenne Brian seit seiner Kindheit, während deren er zu Unrecht der Brandstiftung beschuldigt, verhaftet und eingesperrt worden ist. Jahre später, nach dem abgebrochenen «Sondersetting» und dem von Walders *Blick* angeheizten Shitstorm (das perfide Terroristen-Pseudonym «Carlos» war eine *Blick*-Erfindung!), wurde er auf offener Strasse verhaftet und wieder eingekerkert – zum Schutz vor der Öffentlichkeit. Dass Brian seither über tausend Tage in U-Einzelhaft dahinvegetiert, ist dem Autor wurst, bloss eine Farce, sicher keine Folter. Gunnar Jauch, Zürich

Wozu die Angst?

Nr. 2 – «Der grosse Reset muss warten»
Claude Cueni über WEF-Gründer Klaus Schwab

Ich werde den Elite-Anlass nicht vermissen, und dem gewöhnlichen Bürger nützt das WEF sicher nichts. Die Gedanken um Klaus Schwab sind treffend formuliert. Wo ich nicht gleicher Meinung bin: der erwähnte Anlass «Event 201». Da wurde mehr geplant als nur die Frage, wie wir uns in einer Pandemie verhalten. Wieso wurde so viel Angst gemacht? Wieso gab es keine Medikamente? Wieso wurden so viele Corona-Tote gemeldet, Zahlen zu Menschen, die in Wirklichkeit nicht Covid-19 zum Opfer gefallen sind? Ich hoffe sehr, dass die ganze Geschichte mal aufgearbeitet wird. Ob dann jemand zur Rechenschaft gezogen wird, ist eine andere Frage. Martha Bosshard, Grabs

Gastfreundschaft

Nr. 1 – «Heldenvolk der Serben»
Christoph Mörgeli über die serbische Volksseele

Täglich telefonieren mir Verwandte und Bekannte und teilen mir mit, dass fast alle Medien in Serbien die Titelgeschichte «Heldenvolk der Serben» veröffentlicht haben. Namens der zirka 200 000 Serben, die in der Schweiz arbeiten und leben, möchte ich mich bei Ihnen aufrichtig bedanken. Endlich berichtete ein beherzter Journalist, wer die Serben waren und wer sie heute sind. Wir hoffen, dass sich ihr Bild in der Öffentlichkeit nach dem Bericht wenigstens ein bisschen ändern wird. Ich würde Ihnen vorschlagen, Serbien zu besuchen, um sich von seiner Gastfreundschaft zu überzeugen. Gojko Reljic, Malans

Es stimmt nicht, dass keine Nation länger gegen die osmanische Herrschaft gekämpft hat als die Serben. Nach der verlorenen Schlacht auf dem Amselfeld 1389 war Serbien osmanischer Vasall und kämpfte nicht gegen die Osmanen. Im Gegenteil, Serben waren an vielen Schlachten der Osmanen gegen die christlichen Völker mitbeteiligt, zum Beispiel beim Sieg der Osmanen in der Schlacht bei Nikopolis 1396 gegen die christliche Allianz. Auch der besungene König Kraljevic war osmanischer Vasall und fiel in einer Schlacht 1395 im Kampf gegen die christlichen Walachen. Im Gegensatz zu den Serben haben die Kroaten nach der verlorenen Schlacht 1493 150 Jahre lang heftigen Widerstand geleistet, Papst Leo X. bezeichnete die Kroaten als «Antemurale Christianitatis». Osvin Gaupp, Baden

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Marvin Lee Aday (1947–2022)
Thierry Mugler (1948–2022)



Exzesse und Superlative: Marvin Lee Aday alias Meat Loaf.

Wenn man sich als junger, etwas pummeliger Kerl von seinem Footballtrainer immer und immer wieder mit einem hämischen «Hey, du Fleischklops!» herumkommandieren lassen muss, kann das für Zuschauer und Teamkollegen irre lustig sein. Wenn aber eines Abends der ewig betrunkene Vater – ausgerechnet ein Polizist – mit einem Küchenmesser auf einen losgeht, besteht selbst für den begriffsstutzigsten Trödler Handlungsbedarf. Marvin Lee Aday war gerade zwanzig geworden, als ihm endgültig klar wurde, dass er wegmusste – weg von seinem Vater, weg von Dallas, weg von Texas.

Aday setzte sich in den Flieger nach Los Angeles und landete im Showbusiness. Dort zeigte er seiner Vergangenheit ein für allemal den Stinkefinger, nannte seine erste Band schlicht «Meat Loaf Soul» und spielte nach kurzer Zeit im Vorprogramm von Größen wie Van Morrison, The Who und Grateful Dead. Wenig später wurde er für eine Aufführungsserie des Musicals «Hair» engagiert, und 1973 kam es schliesslich zur Begegnung seines Lebens. Aday sprach wieder mal vor, diesmal in New York, das Musical mit dem verheissungsvollen Titel «More than You Deserve» suchte einen singenden Schauspieler, und der Dicke aus Dallas ergatterte die Rolle. Doch er bekam ungleich viel mehr.

Der Komponist des Stücks, Jim Steinman, erkannte das Potenzial und die umwerfende *bigger than life*-Aura seines gewichtigen Darstellers und künftigen Mediums. Ja, zum Heldenenor

der Rockmusik wollte er diesen Meat Loaf machen – dessen bisweilen schneidende, voluminöse und vor allem laute Stimme wollte er für seine seltsam verschachtelten Songs haben. Die beiden begannen die mehrjährige Arbeit an ihrem Opus Magnum «Bat Out of Hell», einer Peter-Pan-Geschichte, die zu einem der signifikantesten Alben der Rockgeschichte werden und sich über vierzig Millionen Mal verkaufen sollte. Zunächst hatten mehrere Plattenfirmen die Veröffentlichung des Werks abgelehnt. «Nicht spielbar», erzählte Steinman (1947–2021) später in der *Weltwoche*. Die opernhaft konzipierten Songs hätten sich zu sehr vom Mainstream und vom Werbeumfeld der Radiostationen unterschieden. Der Produzent des Albums, Todd Rundgren, hielt die Nummern, die er zu bearbeiten hatte, denn zunächst auch für theatralische Parodien auf Bruce Springsteen.

Theatralische Übertreibung, Exzesse und Superlative bestimmten auch die Karriere des Mannes, der sich immer wieder als Monster inszenierte, ausgiebig Drogen konsumierte und sich erbittert mit seinem Komponisten um Rechte, Anteile und Ruhm stritt. Das Team fand immer wieder zusammen, feierte Erfolge, erlebte Niederlagen – doch «Bat Out of Hell» wird für immer einen Platz in der Rock-Ruhmeshalle besetzen. Letzte Woche schied Meat Loaf mit 74 Jahren aus dem Leben. Ob der Corona-Skeptiker, wie da und dort berichtet, an Covid verstarb, ist bis dato nicht erwiesen. *Thomas Würdehoff*

Würde man seine in den 1980er/1990er Jahren stilprägende Mode als Bildzeichen wiedergeben, wäre es ein auf dem Kopf stehendes Dreieck. Seine Laufbahn hingegen liesse sich als Bergkette darstellen – eine Abfolge von Auf- und einigen Abstiegen. Thierry Mugler wurde 1948 in Strassburg geboren, der Vater war Chirurg, die Mutter eine elegante Dame. Er selbst, als Junge, Tänzer in einer örtlichen Truppe. Er habe nirgends reingepasst, also sei er nach Paris gezogen, sagte er einmal.

Die Fortsetzung ist Couture-Geschichte: Schluss mit dem Minimalismus der späten 1970er. Bühne frei für das Power-Dressing. «Bombastisch, schwul – eine Mischung aus SM-Ästhetik und neuester Mode, im Comics-Stil» (*New York Times*). Stars und Dragqueens, Grace Jones oder David Bowie liebten seine Entwürfe. In der Folge wurden Berühmtheiten zahlende Kundinnen, Ivana Trump etwa. Helmut Newton fotografierte frühe Reklamebilder, Mugler-Schauen waren rauschende (und millionenteure) Veranstaltungen.

Nach dem vorläufig letzten Hurra, dem Video zu George Michaels Song «Too Funky» von 1992 mit den Supermodels *du jour* – Linda, Estelle, Tyra – in Mugler, wurde es ruhig um diesen. Geldsorgen wenigstens plagten ihn kaum, so sah's aus, seit ihm 1997 der Besitzer von Clarins, der Kosmetikgruppe, die den Mugler-Duft mit Namen «Angel» zum Bestseller gemacht hatte, seine Marke abgekauft hatte. Comebacks folgten, darunter ein Auftritt in Heidi Klums Show «Germany's Next Topmodel» 2021, Gala-Überschrift danach: «Die erstaunliche Geschichte seines veränderten Gesichts» (Rekonstruktion nach einem Unfall im Fitness-Studio, angeblich). Nun ist er, 73-jährig, verstorben; die Todesursache wurde nicht bekanntgegeben

Mark van Huissing



Stilprägend: Modeschöpfer Mugler.

Klima-Inflation

Je erfolgreicher die Umweltaktivisten sind, desto teurer wird das Leben der normalen Leute.



Die Klima-Inflation ist da, etwas, was es bisher nicht gab. Geldpolitik und Klimapolitik prallen aufeinander wie zwei Sturmtiefs, die sich verwirbeln und mit noch nie erlebter Wucht übers Land fegen. Beide Stürme sind staatsgemacht: Die Geldpolitik überschwemmt die Wirtschaft seit langem mit Geld, und die Klimapolitik macht Energie künstlich teurer – und alle Preise, die damit zusammenhängen, schaukeln sich in die Höhe.

Klar, die Inflation, gemessen am Konsumentenpreisindex, ist in der Schweiz zurzeit mit einer Jahresrate von 1,5 Prozent noch nicht wild. Aber der Wert lag 2020 bei minus 1,3 Prozent, viel tiefer, und die Tendenz zeigt nach oben. In Deutschland ist die offizielle Inflationsrate bereits bei 5,3 Prozent, in den Niederlanden bei 5,7 Prozent, in der Euro-Zone bei 5 Prozent, in den USA bei 7 Prozent.

Und die Verteuerung der Energie durch die Klimapolitik steht erst am Anfang. In der Schweiz beschloss der Bundesrat eine Erhöhung der CO₂-Abgabe auf Öl und Gas von 96 auf 120 Franken pro Tonne ab 2022, das sind gut 6 Rappen pro Liter Heizöl. Man kann einwenden, das sei nicht viel, aber die Verteuerung geht weit über Brennstoffe und Treibstoffe hinaus und zieht sich durch die ganze Wirtschaft.

Es gibt in der Schweiz Gemeinden, die für ihre Gasbezügler den Tarif jetzt um zwei Drittel erhöht haben, das macht pro Einfamilienhaus um die achtzig Franken Mehrkosten pro Monat. Schwer wiegen auch die Kosten, wenn, gesetzlich befohlen, Öl- oder Gasheizungen durch viel teurere Wärmetauscher-Elektroheizungen zu ersetzen sind.

Moment, Bundesrätin Simonetta Sommaruga will doch die Klimapolitik künftig mehr über Subventionen für klimakorrektes Verhalten vorantreiben, weniger über neue CO₂-Abgaben, mit Zuckerchen, nicht Peitsche. Aber auch diese Politik belastet die Bürger, denn die Umweltsubventionen werden ihnen ja vorher aus der Tasche gezogen. Und bei dieser Umverteilung geht sogar noch ein Teil des Geldes verloren zum Betreiben des Staatsapparats – Klima-Inflation durch Bürokratiewachstum.

Nun kontern die Klimapolitiker: Hinter der Energieverteuerung stünden doch vor allem die Preisbewegungen an den Weltmärkten für Öl, Gas, Metalle und Rohstoffe, das sei doch nicht Klimapolitik. Der Erdgaspreis hat sich in Europa letztes Jahr vervielfacht, Erdöl verteuerte sich um zwei Drittel, Preise für Metalle und Stoffe, die für die Solar- und Batterieindustrie zentral sind, explodieren. Doch, genau das ist auch Klimapolitik – nicht durch Hochschrauben der Umweltabgaben, sondern durch Hinunterschrauben der verfügbaren Ressourcen. Vernichten von Quellen. Die heutigen Knappheitssituationen hängen weitgehend damit zusammen, dass schon einige Kernkraftwerke abgeschaltet wurden und dass zudem nicht mehr viel ins Erschliessen neuer fossiler Vorkommen investiert wird, ausser etwa in Russland oder China.

Viele Behörden erteilen keine Bewilligungen mehr für neue Projekte. Und die Finanzbranche beeilt sich, die grüne Finanzregulierung der EU umzusetzen, die in ihrem Nachhaltigkeits-Bewertungsraster alle Investitionen in Öl-, Kohle- und Gasexplorationen mit Minuspunkten versieht. Die westlichen Rohstoffkonzerne sind

unter Druck, sich vom fossilen Geschäft zu distanzieren. Vernachlässigung der Energievorsorge, steigende Risiken und Preise, dafür politisch korrekte Klimapolitik.

Aufgestauter Preisauftrieb

Es kommen Spielarten der Inflation auf, an die man längere Zeit nicht mehr gedacht hat. In der DDR gab es seinerzeit keine offene, sondern eine verdeckte Inflation. Die Leute hatten Geld und wollten Güter kaufen, es gab aber kein entsprechendes Angebot. Autos waren Mangelware. In Märkten hätten die Kunden sich überboten, um an eines der raren Stücke zu kommen.

In der Zentralverwaltungswirtschaft mit administrierten Preisen war das nicht vorgesehen. Die Folge waren Warteschlangen. X Jahre mussten die Leute nach der Bestellung auf den Trabant warten. Das war aufgestaute Inflation: Zu viel Geld jagt zu wenige Güter, aber das ging nicht in die Preise, sondern eher in den Schmerz unerfüllter Wünsche.

Und heute? Wer ein Auto oder Wohnmobil kaufen will, muss je nach Typ ein Jahr Lieferfrist oder mehr in Kauf nehmen. Gestörte Lieferketten, Chipmangel und Produktionsplanung führen zu Warteschlangen, die an aufgestaute Inflation erinnern. Wobei – ein Stück weit spielen die Märkte doch: Beim Kauf des Wohnmobils mit jähriger Lieferfrist gibt es einen Preisaufschlag von 7 Prozent – wegen besonderer Marktlage, also Übernachtfrage. Ungefähr so kann eine Inflationsspirale entstehen. Man erwartet steigende Preise und baut die im Angebot schon ein. Bei Löhnen kann Ähnliches entstehen: Preis-Lohn-Preisspiralen.

LEADER

WLADIMIR PUTIN



Von den Hinterhöfen der Leningrader Altstadt ins Machtzentrum Moskaus: Putin, 1966.

Wladimir Putins Schule des Lebens

Porträt des russischen Herrschers als junger Mann.

Thomas Fasbender

Wladimir Wladimirowitsch Putin wird in eine gemessen an den Zeitläuften relative Armut hineingeboren. Seine Mutter ist fast 41 Jahre alt, als er am 7. Oktober 1952 in der Leningrader Geburtsklinik Snegirew zur Welt kommt. Als Einzelkind mit berufstätigen Eltern wächst er in den Hinterhöfen der Leningrader Altstadt heran: «Während der ersten Klassen war der Hof für Putin das Fenster zur Welt. Und was das für ein Hof war: Hooligane über Hooligane. Die Atmosphäre war schrecklich: irgendwelche unrasierten, dreckigen Typen mit Portwein und Zigaretten. Saufgelage, Gossensprache, Prügeleien. Und Wladimir mitten zwischen den ganzen Punks. Obwohl er gar nicht dazugehörte. Was man aber sagen muss: Keiner von den Grossen hat ihn je angerührt.»

Es sind raue, unerbittliche Zeiten fünfzehn Jahre nach dem Krieg. Die Gegend zwischen Fontanka, Newa und Newskiprospekt vereint die Schattenseiten urbaner Existenz: Kriegsverseherte, Obdachlose, Trunkene, Bettler. In manchem Berliner Kiez hätten Putins Jugendjahre nicht anders ausgesehen.

KGB-Lektionen

Das Verhältnis zum Vater ist schwierig. Er wird als stattlich beschrieben, streng und sehr ernst, mit einem mürrischen Gesichtsausdruck. Immerhin trägt er sein Leben lang Granatsplitter mit sich herum. «Als ich ihn das erste Mal sah, habe ich einen Schreck bekommen», sagt Putins Lehrerin, beschreibt ihn aber als mildherzigen Mann. Der Jugendfreund Borisenko erinnert sich an ihn als gläubigen Kommunisten, der sein Leben an den kommunistischen Idealen ausrichtete – «die bekanntermassen den christlichen Geboten gleichen: nicht töten, nicht stehlen, nicht lügen und so weiter. [...] Ich hatte den Eindruck, dass er ein sehr ernstes Verhältnis hatte zu Begriffen wie Partei, KGB, Staat.»

Seinen Sohn hat er nur begrenzt unter Kontrolle. Alle wesentlichen Entscheidungen jener Zeit, vom Kampfsport bis zum Eintritt in den KGB, trifft Putin gegen den Rat der Eltern. Er ist auch kein guter Schüler, am wenigsten in

den ersten Jahren. Als seine Lehrerin in der vierten Klasse erfährt, dass er freiwillig einen deutschen Sprachklub besucht, ist sie bass erstaunt. Er selbst sagt: «Ich war mit Sicherheit nicht immer so diszipliniert, wie manche mich gern gesehen hätten.»

Keine zehn Jahre alt, gerät er in seine erste Prügelei. Später beschreibt er, was ihm hinterher durch den Kopf geht. Vier Lektionen: Erstens – es war seine eigene Schuld; er hatte den anderen ohne Grund beleidigt. Zweitens – er begreift, dass man andere besser respektiert und in Ruhe lässt. Drittens – er entschliesst sich, in jeder Situation – «egal ob ich Recht habe oder nicht» – einer Auseinandersetzung gewachsen zu sein. Schliesslich viertens – «Ich

Alle wesentlichen Entscheidungen trifft Putin gegen den Rat der Eltern.

lernte, dass ich in der Lage sein musste, auf Beleidigungen oder einen Angriff zu reagieren.» Ihm war jetzt klar: «Wenn du gewinnen willst, musst du jeden Kampf so kämpfen, als wäre es der letzte und entscheidende. Du musst davon ausgehen, dass es keinen Rückzugsort gibt und du bis zum Ende durchhalten musst.» Das gehöre auch zu den wichtigen KGB-Lektionen, «nur habe ich sie viel früher gelernt – als Kind.»

Als er mit zehn oder elf Jahren begreift, dass ein «rauflustiger Charakter» nicht reicht, um «auf dem Hof und in der Schule der Erste zu sein», beginnt er zu boxen – bis er sich schmerzhaft das Nasenbein bricht. Im Frühjahr 1965 wechselt er in die Nachwuchsgruppe des Kampfsportklubs Trud; dort wird Judo und Sambo unterrichtet. Der Klub im Palais Jussupow, dem einstigen Wohnsitz des Rasputin-Mörders, wird bald zur zweiten Heimat. Wladimir wird zum besessenen Judoka, sein Trainer Anatolij Rachlin zum Ersatzvater. 1973 wird er «Meister des Sports» in Sambo, 1975 in Judo. 1976 gewinnt er den Leningrader Judo-Meistertitel. Als Rachlin 2013 stirbt, geht Putin nach der Trauerfeier allein und sichtlich bewegt eine leere, abgesperrte

Strasse entlang, ein sehr seltenes Bild im Leben des Präsidenten. Rachlin, hat er einmal gesagt, habe ihn von der Strasse geholt.

Da hat der Trainer sich schon lange mit Komplimenten revanchiert. Der junge Putin habe Schmerz aushalten können, er habe «schön» gekämpft und seine Wettbewerbe weniger mit physischem Einsatz als mit Einfallsreichtum gewonnen. «Wladimir hatte wirklich ein enormes sportliches Potenzial: Ausdauer, Furchtlosigkeit und eine bei Athleten seltene Eigenschaft – er war in der Lage, einen Angriff in beide Richtungen auszuführen. Das ist, als ob ein Weitspringer mit beiden Beinen gleich gut abspringt.» Putin habe aber auch Fehler gemacht: «Er wollte unbedingt gewinnen und hat seine Kräfte nicht eingeschätzt. Im Sport ist das eine Schwäche.»

Putin selbst macht kein Hehl daraus, dass der Kampfsport auch «ein Mittel war, meine Stellung im Rudel zu sichern». Das Wort Mobbing war 1965 unbekannt; auf Deutsch hätte man Hänkeln gesagt. Und Wolodja, schwächling und klein, wurde gehänselt. Doch er wehrt sich. Dass er im Konfliktfall auf das Faustrecht setzt und auch Ärger in Kauf nimmt, wird früh deutlich. Als einzigen an der ganzen Schule akzeptieren die Jungen Pioniere ihn erst in der sechsten Klasse – drei Jahre später als üblich. Ein letztes Mal prügelt er sich 1984 oder 1985 in der Leningrader Metro, im reifen Alter von 32 Jahren. Der Vorfall, bei dem er sich den Arm bricht, hat unangenehme Konsequenzen.

Image des Rabauken

Im Jahr 2000 antwortet er auf die Frage, ob er wirklich so ungehörig gewesen sei: «Natürlich. Ich war ein Hooligan, kein Pionier.» Ob er da nicht kokettiere? «Jetzt beleidigen Sie mich aber. Ich war wirklich ein Bad Boy.» Natürlich ist das Image des halbstarren Rabauken stilisiert. Die Bereitschaft zum Kampf wird man Putin nicht absprechen, nicht den Willen zum Sieg, auch nicht die Neigung, in Freund-Feind-Kategorien zu denken, die hohe Wertschätzung der Treue und die Verachtung des Verrats als Inbegriff der Ehrlosigkeit. Das macht aber noch



Moderner Volkstribun: mit Jelzin, 2000.

keinen Bad Boy. Auch Putins Fotografien aus der Zeit zeigen nicht den klassischen Schlägertyp. Allenfalls drücken sie eine nach James-Dean-Manier gestylte Aufmüpfigkeit aus. Beide pflegen einen ähnlichen Blick: lauernd, distanziert, berechnend. Wer dem Präsidenten böse will, fügt verschlagen hinzu.

Man versteht jeden Mitschüler, der sich nicht mit ihm anlegen will, aber auch die Aussage seines Trainers: Der Mann kämpft zuallererst mit dem Kopf. Diese latente, kopfgesteuerte Aggressivität ist angelegt, der KGB hat das Talent nur geformt. Bewusst lässt er die Welt wissen: Hier kommt einer, mit dem nicht zu spassen ist. Doch auf die Weise verrät er auch, was er vielleicht besser für sich behielte – dass er ein Meister darin ist, mit schlechten Karten gut zu spielen. Bluff und Pokerface stecken tief in seiner DNA. In der politischen Realität des 21. Jahrhunderts heisst das: Putins Stärke ist immer auch die Schwäche seiner Gegner.

Zugleich gibt es den Putin, der gar kein Kämpfer sein will. Auch in der Sowjetunion gehören westliche Musik, lange Haare und eine Prise Rebellisches zum Teenagerleben der späten 1960er. Bei den Mädchen kommt er gut an. Sein Jugendfreund bezeugt, dass er kaum Alkohol trank – «ein Glas Wein einen ganzen Abend» –, nicht rauchte und ein Langschläfer war. Bei Klassenpartys legt er die Beatles auf.

Er verehrt den politisch geächteten Liedermacher Wladimir Wyssozki, dessentwegen er Gitarre spielen lernt. An Leseabenden zu Kerzenschein trägt er Gedichte vor. Auch als

Präsident lässt er sich auf Rockkonzerten blicken, und seine Darbietungen am verstimmtten Flügel des chinesischen Staatspräsidenten begeistern das Internet. Bei der Gestaltung seiner öffentlichen Persona tritt die musische Seite jedoch völlig in den Hintergrund. Da dominieren die Fotosessions in der Wildnis, mit nacktem Oberkörper (als es noch einen Sixpack gab), Männerfreunden und wilden Tieren. Momente, in denen Musikalität, Empfindsamkeit oder auch nur Privates durchscheinen, haben extremen Seltenheitswert. Früh verwächst die harte Schale zu einem Exoskelett, das alle Tiefen und Untiefen hermetisch umschliesst. Da passt das Berufsziel KGB wie der Schlüssel ins Schlüsselloch.

Politik und Ideologie

Gleichzeitig konkretisieren sich die Berufspläne. Zuerst schwebt ihm eine Laufbahn als Berufspilot vor Augen; die Eltern und der Trainer unterstützen das. Doch dann gerät er an Bücher und Filme aus dem Spionage-Genre. Gebannt verfolgt er den Vierteiler *Schild und Schwert*, der 1968 zum meistgesehenen Film in den Kinos der Sowjetunion wird. Die Handlung: Der KGB-Agent Alexander Below alias Johann Weiss kommt 1940 als vermeintlich volksdeutscher Heimkehrer aus Riga nach Berlin und macht eine steile Karriere in der Abwehr, später im Sicherheitsdienst des Reichsführers SS. Befördert zum Hauptsturmführer liefert er den Moskauer Auftraggebern kriegsentscheidende Informationen. Nicht lange, da

ist Putin entschlossen, Spion zu werden: «Am meisten hat mich erstaunt, mit wie wenig Kraft, nur mit der Kraft eines einzigen Menschen, das erreicht werden kann, was ganze Armeen nicht zustande bringen. Ein Spion entscheidet über das Schicksal von tausend Menschen. So sah ich das jedenfalls.»

Irgendwann ist auch der Rabauke gezähmt. In der achten Klasse gehört Putin zu den ersten, die in den Komsomol, die kommunistische Jugendorganisation, aufgenommen werden. Im November 1968, gerade 16 Jahre alt, spricht er im Grossen Haus am Litejny-Prospekt vor, der Leningrader KGB-Zentrale. Er selbst beschreibt die Hingezogenheit zum KGB als Folge geheimdienstlicher Romantik. Politisch war sie nicht motiviert. Politik und Ideologie wecken in dem Teenager weder Interesse noch Emotion: «Er hat niemals irgendwelche Neigung zu gesellschaftlichem Aktivismus gezeigt: [...] Gemeinschaft der Pioniere, Arbeit im Komsomol, irgendwelche Sammelaktionen.» 1968 tritt er zwar dem Klub für politische Information an seiner Schule bei und spricht dort auch vor Publikum. Doch das bleibt Episode. Es gibt keinerlei Hinweis darauf, dass der junge Wladimir sich mit der herrschenden Parteiideologie auseinandersetzt, weder pro noch contra, und wenn er Wyssozki-Lieder singt und verbotene Bücher liest, ist er der aufmüpfige Underdog, der James-Dean-Verschnitt, dem es auch egal war, ob die Jungen Pioniere ihn haben wollten oder nicht.

Dem KGB-Offizier, der ihn im Leningrader Grossen Haus empfängt, sagt der gerade 16-Jähri-

ge: «Ich will bei Ihnen arbeiten.» Doch Initiativbewerbungen werden nicht akzeptiert. Im Übrigen, so erklärt man ihm, benötigen Kandidaten einen Hochschulabschluss oder sollten wenigstens den Militärdienst hinter sich gebracht haben. Auf die Frage nach der besten Fakultät für ein Studium erfährt Putin: die juristische.

Er kommt herum

Damit steht sein Studienziel fest. Es ist eine vermessene Entscheidung. Die Leningrader Universität zählt zu den begehrtesten im Land; auf einen Studienplatz kommen 40 und mehr Bewerber. Putin ist ein mittelmässiger Schüler; seine Eltern verfügen über keinerlei Beziehungen. Ein Jahr lang versuchen sie, ihm den Plan auszureden. Warum wird er nicht Pilot, als bewährter Athlet hätte er da keinerlei Problem? Sie warnen, dass er zur Armee müsse, wenn die Universität ihn nicht nimmt. Doch als Kampfsportler schreckt ihn die Perspektive nicht: «Sie verstanden gar nicht, dass mir die Armee absolut gepasst hätte.» Auch ein Sambo-Trainer, Leonid Uswjazow, mischt sich ein. Wütend fragt er, warum er ausgerechnet Jura studieren will. «Was, Leute verhaften?», ruft er, «was denkst du dir? Du wirst ein Bulle werden, begreifst du das?» Beleidigt entgegnet Putin: «Ich werde kein Bulle!» Und wirklich akzeptiert ihn die Leningrader Universität. Ob der KGB im Hintergrund nachgeholfen hat, wie manche behaupten? Gemerkt hat man sich den jungen Mann jedenfalls.

Auf der Universität lässt Putin seiner draufgängerischen Seite freien Lauf. Sportlich sind es die intensivsten Jahre. Das Diplom «Meister des Sports» bekommt man nicht hinterhergeworfen, und Putin erwirbt gleich zwei davon. Er kommt herum. Als Leningrader Stadtmeister nimmt er an Wettkämpfen in der ganzen Sowjetunion teil. In den Sommern schlägt er Holz im hohen Norden oder arbeitet in Abchasien auf dem Bau. Ein anderes Mal absolviert er ein Praktikum im Transportministerium, wo er an der Untersuchung eines Flugzeugabsturzes mitwirkt. Das verdiente Geld (nicht wenig) gibt er für einen teuren Mantel und für Schwarzmeerreisen mit Freunden aus. 1972 gewinnt seine Mutter in der staatlichen Lotterie einen Saporoshez, einen sowjetischen Kleinwagen, der im Volksmund Arschgesicht heisst, weil Front- und Heckpartie gleichermaßen hässlich sind. Anstatt das Lotterieticket im Wert von umgerechnet 2600 US-Dollar zu verkaufen – und damit vielleicht sogar eine kleine Wohnung zu kaufen –, schenken die Eltern den Wagen ihrem Sohn.

Der Student genießt den neuen Status. Ein eigenes Auto! Fast, als sässe der Vater im Zentralkomitee. Das Putinsche Exemplar, Kennzeichen 03-07 JIEX, kommt in einem fahlen Cremeton mit dem verwegenen Namen Weisse Nacht. Er fährt bei jeder Gelegenheit,

fährt seine Freunde, wenn sie betrunken sind, fährt seine Mutter, fährt zum Training. Er fährt rasant und wird mehr als einmal in einen Unfall verwickelt. Später warnt er die Jugend, es ihm gleichzutun. Nach der Universität verkauft er das Fahrzeug einem KGB-Kollegen. Als er 2000 Präsident wird, machen Freunde es ausfindig, lassen es restaurieren und schenken es dem Erstbesitzer. Stolz zeigt er es 2006 in St. Petersburg, beim Gipfeltreffen der G8, seinem US-Kollegen George W. Bush.

Auch wenn er weiterhin bei den Eltern in der engen Kommunalka lebt – angesichts der finanziell beengten Verhältnisse sticht die lebensmännliche Grosszügigkeit ins Auge. Biografen wie Masha Gessen erkennen Züge von Habgier

Das Diplom «Meister des Sports» bekommt man nicht geschenkt, Putin erwirbt gleich zwei davon.

und ein «angesichts seines sozialen Kontextes auffallend egoistisches Verhältnis zum Geld». Man wird das so stehen lassen müssen. Sobald es um Putins Charakter geht, sind die Gläser entweder halbvoll oder halbleer. Vielleicht haben die Eltern es dem Spätgeborenen und Einzigen ja von Herzen gegönnt. Ihr Wowa hat es immerhin auf die Leningrader Staatliche Universität geschafft. Manch Sprössling feinerer Leute konnte davon nur träumen; so korrupt war das System nicht. Leistung wurde schon noch belohnt. Und dann war er doppelter «Meister des Sports». Und Nichtraucher. Und Nichttrinker.

Zehn Semester verbringt er auf der Universität, bis zum Sommer 1975. An der juristischen Fakultät lehrt zu jener Zeit der junge Dozent Anatolij Sobtschak. Putin hört seine Vorlesungen zum internationalen Handelsrecht. Eben erst ist Sobtschaks Habilitation gescheitert. Unter den sowjetischen Akademikern gilt er als krasser Aussenseiter: eitel, geradeheraus und mit einem scharfen Mundwerk begabt.

Pflicht in der Sowjetunion

Es sind die Jahre der Stagnation, und es brodeln nicht nur in Dissidentenkreisen. Hinter verschlossenen Türen werden die gleichen Diskussionen geführt wie in China, wo Deng Xiaoping 1978 die «Vier Modernisierungen» durchsetzt. Der KGB-Chef persönlich, Juri Andropow, der Nonkonformisten und Dissidenten mit aller Härte bekämpft, hält seine Hand schützend über die wirtschaftsliberalen Vordenker. Als KPdSU-Generalsekretär ab 1982 wird er zum entscheidenden Förderer von Michail Gorbatschow.

Inzwischen sind vier Jahre seit Putins Besuch im Leningrader Grossen Haus vergangen. Er wird ungeduldig: «All die Jahre an der Universität wartete ich darauf, dass der Mann vom



Vexierbild in menschlicher Gestalt:

KGB sich an mich erinnerte. Es sah so aus, als hätte er mich vergessen.» Dann endlich – in seinem vierten Semester, als er schon fast nicht mehr daran glaubt, bittet ihn ein Unbekannter zum Gespräch.

So lautet Putins eigene Version. Der Autor Andrew Jack zitiert zwei KGB-Ehemalige in den USA mit der Vermutung, er habe den Dienssten schon auf der Universität als Informant zu gearbeitet. Anders sei nicht zu erklären, dass er



Arbeitsurlaub in Sibirien, 2021.

direkt nach dem Examen aufgenommen worden sei. Auch ein späterer Kollege in Dresden schreibt, es sei «nicht alltäglich» gewesen, von der Uni direkt in den KGB einzutreten: «Die Norm war eine mindestens zweijährige Arbeit nach der Universität. Aber Normen sind kein Dogma.»

Der letzte Akt vor dem Eintritt in den KGB ist die Aufnahme in die Kommunistische Partei. Die Mitgliedschaft ist ein Muss, für Putin ist

sie eine Formalität. Zeigt uns das einen unideologischen Charakter oder den Zustand der Gesellschaft? Wohl beides. 15 Jahre vor dem Ende der UdSSR ist der Kommunismus Routine. Wie Religionen verschwinden auch Ideologien, wenn sie in den Köpfen nicht mehr lebendig sind. Allein noch der Kalte Krieg und die imperiale Pflichterfüllung halten die Sowjetunion am Leben.

Zweideutigkeiten, Vieldeutigkeiten

Der inzwischen fast 23-jährige Wladimir Putin ist jedenfalls entschlossen, diesem Staat zu dienen. Im Sommer 1975 lädt er seinen alten Freund Viktor Borisenko in ein georgisches Restaurant zu Tschachotschbili – Huhn in Walnussauce – sowie, zu Borisenkos größtem Erstaunen, einigen Gläsern kaukasischen Cognacs. Sie feiern Putins Aufnahme in das Komitee für Staatssicherheit – was Borisenko erst viel später erfährt. Putins Neigung, mit verdeckten Karten zu spielen, offenbart sich in jungen Jahren.

Putins Jugendjahre sind die Folie zahlloser Projektionen. Er polarisiert, seit er 1991 in die Leningrader Stadtverwaltung wechselt. Immer wieder die Frage: Was ist das für einer, wie tickt dieser Mensch? Da ist kaum jemand zwischen Verächtern und Verehrern, der einen kühlen, nüchternen Blick bewahrt. Dazu gehört der Kampf um die Deutungshoheit der Jugendjahre. Welche Eigenschaften man ihm auch zuschreibt, jeder sucht ihre Wurzeln in den Hinterhöfen der Baskowgasse, in der armseligen Gemeinschaftswohnung und auf den Sambo- und Judomatten des Kampfsportklubs Trud.

Da wird gedeutet und gegengedeutet. Was steckt dahinter, wenn der junge Putin jeden, der ihm frech kommt, mit wenigen Griffen zu Boden befördert? Unkontrollierte Aggression oder legitime Selbstbehauptung? Wenn die Jungen Pioniere ihm die Aufnahme verweigern – Rebellentum oder Sozialgefährlichkeit? Wenn der gerade 16-Jährige sich beim KGB bewirbt – ein autoritärer Charakter oder jugendliche Schwärmerei? Wenn der Student sich von seinen Eltern ein Auto schenken lässt – ist das aufkeimende Habgier oder die Lebens- und Imponierlust eines 20-Jährigen? Der Mann mit der sphinxhaften Aura ist ein Vexierbild in menschlicher Gestalt. Wobei es weniger um Widersprüche geht als um Zweideutigkeiten, Vieldeutigkeiten. Wir wissen einfach nicht, wer er ist.

In der Konsequenz entsteht eine Designer-Persönlichkeit, an der er früh zu feilen beginnt. Hier der einfühlsame Manipulator, dort der archetypische Aussenseiter. Das beginnt mit der Herkunft. Keiner aus Putins Familie entstammt der Intelligenzija, keiner der Nomenklatura. Unter den Zaren waren sie Leibeigene. Ein Onkel hat es zum Kapitän der Kriegsmarine gebracht, ein Grossvater war Lenins Koch.

Dazu muss man wissen, dass die Sowjetgesellschaft, jedenfalls nach Abflauen des revolutionären Furors, alles andere als klassenlos war. Notgedrungen gab es Mobilität – die Emigration, Bürgerkrieg, Terror und Krieg sprengten gewaltige Lücken. Abgesehen davon konnte jeder seinen Platz – und jeder den Platz des anderen. Vor allem die Intelligenzija hat ein Problem mit Putin. Dort kommt er nicht her, dort kommt er nicht an. Man erkennt es an seinen Kritikern. Im Westen attackieren sie ihn als Totengräber der Demokratie und als geopolitischen Gegner. Bei russischen Autoren, vor allem der älteren Generation, kommt gern eine Prise, und manchmal mehr als eine Prise, sozialer Verachtung hinzu.

Das Aussenseitertum wird Putins Waffe. Keine Gruppierung kann ihn vereinnahmen, nicht die Kommunisten, nicht die Liberalen, nicht die Oligarchen, nicht einmal die Silowiki, die Diener der Staatssicherheit. Die Demokraten sowieso nicht. Er gehört einzig seinem Elektorat, der später so genannten Putin-Mehrheit. Er wird ihr Präsident, sie wird die Machtbasis, die er gegen alle Konkurrenz zu Felde führt. Da mag er unerreichbar über seinen Wählern schweben – er teilt ihre Wurzeln, er denkt ihre Gedanken, er spricht ihre Sprache. Der Aussenseiter im Kreml herrscht als moderner, russischer Volkstribun.

Höhepunkt des Stalinschen Terrors

Putins erster Schreibtisch steht in der Personalabteilung der Leningrader KGB-Zentrale im konstruktivistischen Grossen Haus am Litejny-Prospekt. 1932 wurde es für den NKWD erbaut. Seit dem Höhepunkt des Stalinschen Terrors sind keine vier Jahrzehnte vergangen. Putins eigene Familie war von dem Zivilisationsbruch, der im Grossen Terror gipfelt, verschont geblieben. Er selbst hält sich bedeckt: «Ich wusste von Stalins Personenkult. Dass Menschen gelitten hatten und der Personenkult abgeschafft worden war. Aber ich war noch völlig jung.» Jahre später sagt er, seine Eltern hätten Stalin bewundert, «so wie die überwiegende Mehrheit der Franzosen einst Napoleon bewunderte – und viele es heute noch tun.» Den Sowjetführer hält er für ein Produkt seiner Zeit: «Als Stalin an die Macht kam, hatte er noch wunderbare Ideen, die er realisieren wollte. Er sprach von Gleichheit, Brüderlichkeit und Frieden ... und dann wurde er zum Diktator. Ich glaube nicht, dass in dieser Lage etwas anderes möglich war. Damit meine ich die Weltlage.» Das alles heisse «natürlich nicht, dass wir die Gräueltaten des Stalinismus vergessen dürften – den Mord an Millionen unserer Landsleute, die Vernichtungslager. Die Erinnerung daran muss erhalten bleiben. Stalin ist eine zwiespältige Figur.»

Putins Sichtweise spiegelt die in Russland verbreitete Neigung, Normen (juristische oder moralische) den Umständen gemäss zu relativieren. Er hält Stalin zugute, dass er sich in anderer Kon-

Russland und die Moral des Westens

In der heutigen zerbrechlichen Welt nimmt die Bedeutung eines soliden Fundaments, moralischer und ethischer Werte erheblich zu. In der Tat sind Werte ein Produkt der kulturellen und historischen Entwicklung jeder Nation. Die gegenseitige Vermischung der Völker ist zweifellos bereichernd, Offenheit erweitert den Blick und ermöglicht ein anderes Verständnis der eigenen Tradition. Dieser Prozess sollte jedoch organisch sein. Was fremd ist, wird oft abgelehnt, vielleicht sogar in harter Form. Versuche, unter unsicheren und unvorhersehbaren Bedingungen Werte zu diktieren, verschlimmern ohnehin angespannte Situationen und führen in der Regel zu einer Gegenreaktion und dem Gegenteil des erwarteten Ergebnisses.

Wir sehen mit Erstaunen, was sich in Ländern abspielt, die früher als Vorreiter des Fortschritts galten. Natürlich gehen uns die sozialen und kulturellen Umwälzungen, die in den USA und Westeuropa stattfinden, nichts an. Einige in den westlichen Ländern sind davon überzeugt, dass die aggressive Auslöschung ganzer Seiten der eigenen Geschichte, die «umgekehrte Diskriminierung» der Mehrheit zugunsten von Minderheiten oder die Forderung, das gewohnte Verständnis von so grundlegenden Dingen wie Mutter, Vater, Familie oder Geschlecht aufzugeben, Meilensteine der Bewegung zur sozialen Erneuerung sind. Ich möchte noch einmal betonen, dass es ihr Recht ist, dass wir uns da heraushalten. Wir bitten sie nur, sich von unserem Haus fernzuhalten. Wir haben einen anderen Standpunkt, jedenfalls hat die überwiegende Mehrheit der russischen Gesellschaft einen anderen Standpunkt: Wir glauben, dass wir uns auf unsere geistigen Werte, auf die historische Tradition, auf die Kultur unseres multinationalen Volkes verlassen müssen.

Am Rande der Absurdität

Die Adepten des sogenannten sozialen Fortschritts glauben, dass sie der Menschheit ein neues Bewusstsein bringen, ein richtigeres Bewusstsein als zuvor. Und Gott gebe ihnen, mit der Fahne in den Händen, wie wir sagen, den Vortritt. Aber wissen Sie, was ich jetzt sagen will: Die Rezepte, die sie vorschlagen, sind überhaupt nicht neu, all das – so seltsam es einigen Leuten auch vorkommen mag – haben wir in Russland schon erlebt, wir haben es schon gehabt. Nach der Revolution von 1917 kündigten die Bolschewiki, die sich auf die Dogmen von Marx und Engels stützten, auch an, dass sie die gesamte gewohnte Lebens-

weise ändern würden – nicht nur die politische und wirtschaftliche, sondern auch die Vorstellung davon, was menschliche Moral ist, die Grundlage der gesunden Existenz der Gesellschaft. Die Zerstörung jahrhundertalter Werte, Überzeugungen, zwischenmenschlicher Beziehungen bis hin zur Abschaffung der Familie (so etwas kam vor), die Einführung und Förderung des Whistleblowings: All das wurde als Fortschritt deklariert und fand im Übrigen damals in der Welt breite Unterstützung und war in Mode – genauso wie heute. Übrigens zeigten die Bolschewiki auch keinerlei Toleranz gegenüber anderen Meinungen.

Das sollte uns meiner Meinung nach an das erinnern, was wir jetzt erleben. Wenn wir uns ansehen, was in einer Reihe westlicher Länder geschieht, stellen wir mit Erstaunen Praktiken fest, die wir selbst glücklicherweise in

Die Bolschewiki zeigten auch keinerlei Toleranz gegenüber anderen Meinungen.

der hoffentlich fernen Vergangenheit hinter uns gelassen haben. Der Kampf für Gleichberechtigung und gegen Diskriminierung wird zu einem aggressiven Dogmatismus am Rande der Absurdität, wenn die grossen Autoren der Vergangenheit, zum Beispiel Shakespeare, in Schulen nicht mehr gelehrt werden. Die Klassiker werden für rückständig erklärt, da sie die Bedeutung von Geschlecht oder Rasse nicht verstehen würden. In Hollywood geben sie Memos heraus, wie und worüber ein Film handeln soll, wie viele Figuren welcher Farbe oder welchen Geschlechts darin vorkommen sollen. Diese Leute gehen weiter als die Agitations- und Propagandaabteilung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion.

Der Widerstand gegen den Rassismus ist notwendig und edel, aber in der neuen «Kultur der Abschaffung» wird er in «umgekehrte Diskriminierung» umgewandelt, das heisst in umgekehrten Rassismus. Die zwanghafte Betonung der Rasse spaltet die Menschen noch mehr, während der Traum der wahren Bürgerrechtler gerade darin bestand, die Unterschiede zu beseitigen und die Menschen nicht mehr nach ihrer Hautfarbe zu trennen. Ich erinnere Sie daran, dass ich meine Kollegen gestern ausdrücklich gebeten habe, dieses Zitat von Martin Luther King aufzugreifen, der, wie Sie sich vielleicht erinnern, sagte: «Ich

träume von dem Tag, an dem meine vier Kinder in einem Land leben werden, in dem sie nicht nach ihrer Hautfarbe, sondern nach ihrer Persönlichkeit beurteilt werden» – das ist der wahre Wert.

Gesunder Konservatismus

Ich habe einmal gesagt, dass wir uns bei der Gestaltung unserer Ansätze von der Ideologie eines gesunden Konservatismus leiten lassen werden. Das war vor einigen Jahren, als die Leidenschaften auf der internationalen Bühne noch nicht ihre heutige Intensität erreicht hatten, obwohl man sagen kann, dass sich die Wolken schon damals verdichtet haben. Jetzt, da die Welt einen Zusammenbruch erlebt, hat die Bedeutung eines vernünftigen Konservatismus als Grundlage für die Politik um ein Vielfaches zugenommen, gerade weil sich die Risiken und Gefahren vervielfacht haben und die Realität um uns herum fragil ist.

Der konservative Ansatz ist keine rücksichtslose Bevormundung, keine Angst vor Veränderungen und kein Spiel des Festhaltens, geschweige denn des Sich-Einschliessens in ein Schneckenhaus. Es ist vor allem das Vertrauen in eine bewährte Tradition, die Erhaltung und Vermehrung der Bevölkerung, der Realismus in der Einschätzung der eigenen Person und der anderen, der präzise Aufbau eines Prioritätensystems, die Korrelation zwischen dem Notwendigen und dem Möglichen, die kalkulierte Formulierung des Ziels, die prinzipielle Ablehnung des Extremismus als Handlungsweise. Um es offen zu sagen, für die bevorstehende Periode der Neuordnung der Welt, die ziemlich lange dauern kann und deren endgültige Gestaltung nicht bekannt ist, ist ein gemässiger Konservatismus die vernünftigste Linie des Verhaltens, zumindest meiner Meinung nach.

Ich wiederhole: Für uns in Russland sind dies keine spekulativen Postulate, sondern die Lehren aus unserer schwierigen, teils tragischen Geschichte. Der Preis eines unüberlegten Sozialnaturalismus ist manchmal einfach nicht abzuschätzen; er zerstört nicht nur die materiellen, sondern auch die geistigen Grundlagen der menschlichen Existenz und hinterlässt moralische Trümmer, auf denen man lange Zeit nichts aufbauen kann.

Bei diesem Text handelt es sich um die gekürzte Rede, die Wladimir Putin im Oktober 2021 vor dem Waldai-Klub in Sotschi hielt.

Übersetzung: Wolfgang Koydl

stellation als mehr oder minder wohlwollender Herrscher entpuppt hätte. Im Umkehrschluss gilt auch: Gewalt wird als Möglichkeit stets mitgedacht, als Fortsetzung des guten Willens mit anderen Mitteln. Ein solcher Denkansatz, indem er alle Normen biegsam macht, bietet praktische Vorteile. Was haften bleibt, ist die moralische Anrühigkeit. Das führt in Dostojewskische und Tolstoische Tiefen. Wo so viel Freiheit zur Sünde herrscht, bedarf es der Heilung durch einen sehr starken und sehr gnädigen Gott.

Spionageabwehr und Gegenspionage

Nach einigen Monaten der Einarbeitung besucht Putin die 401. KGB-Schule. An einem abgeschiedenen Ort leben die Kursteilnehmer «wie in einem U-Boot» sechs Monate lang von der Aussenwelt isoliert; sie lernen Überwachungs- und Verhörtechniken. Es ist die KGB-Schule der Gegenauflärer. Künftige Auslandsagenten kommen an die 101. Schule. Im Sommer 1976 wird er zum Leutnant befördert und wechselt in die 2. Hauptverwaltung, zuständig für zivile Spionageabwehr und Gegenspionage auf dem Territorium der UdSSR. In Leningrad bedeutet das vor allem, Touristen und Geschäftsleute aus dem Ausland zu überwachen, anzuwerben und abzuschöpfen.

Um diese Phase seiner Ausbildung rankt sich später ein Disput. Sein Dresdener KGB-Kollege schreibt später, Putin habe in Leningrad in der 5. HV gearbeitet. Der gleichen Ansicht ist der Ex-KGB-General Oleg Kalugin, der seit 1995 in den USA lebt. Die 5. HV war 1967 vom neuen KGB-Chef Juri Andropow zur Verfolgung von Dissidenten, religiösen Aktivisten und anderen sogenannten Nonkonformisten eingerichtet worden. Während die Spione und Gegenspione durchweg hohes Ansehen genossen, galten die Angehörigen der 5. HV als Spitzel, verachtungswürdige Tschekisten.

Einen Hinweis darauf, dass Putin Kirchgänger überwachte, bietet eine Anekdote des Cellisten Roldugin. Er berichtet von einer Osterprozession, für deren Kontrolle Putin zuständig war. Putin erwähnt zwar die Tricks, mit



«Ich bin Spezialist darin, mit Menschen zu reden»: Treffen mit Biden in Genf, Juni 2021.

denen der KGB die Aktionen der Dissidenten sabotierte, betont aber, seine Gruppe sei bei solchen Massnahmen nicht eingebunden gewesen. Doch er sagt auch: «Wohl oder übel, ich war niemals ein Dissident.»

Irgendwann werden die Aufklärer auf ihn aufmerksam. Ein Gespräch wird vereinbart, weitere folgen, das Ganze braucht Zeit. Er hat keine Beziehungen, ihm fehlt das Vitamin B: «Es gab dort viele Blatniki, leider.» Blat ist das russische Wort für Vitamin B, und Blatniki sind alle, die über Blat verfügen – die Bonzensöhnchen, die sich auf eine Laufbahn mit Ausreisevisa in den Westen freuen. Anfang 1977 kommt er schliesslich in die 1. Hauptverwaltung, den Auslandsnachrichtendienst. Die polyglotte Elite der Spionagewelt; dort arbeiten die sowjetischen James Bonds. Putin nennt sie die weissen Kragen der Geheimdienstarbeit.

1977 geht der Vater in Rente. Als Kriegsverwehrt erhält er eine Zweizimmerwohnung am Prospekt Statschek nahe der Kirow-Werke im Süden der Stadt. Die Wohnung ist winzig, gerade 27 Quadratmeter, aber sie bedeutet die Erlösung nach über 30 Jahren Kommunalka-Existenz. Der Sohn wohnt weiterhin bei den Eltern. In der Planwirtschaft sind Single-Haushalte nicht vorgesehen. Auch wenn er jetzt nicht mehr zu Fuss in das Grosse Haus an der Newa gehen kann – mit fast 25 besitzt er zum ersten Mal ein eigenes Zimmer.

Im selben Jahr freundet er sich mit dem ein Jahr älteren Cellisten Sergej Roldugin an. Ihm erzählt Putin auch, dass er für den KGB arbeitet; üblicherweise sagt er, er sei Kriminalpolizist. Roldugin gefällt der Kontakt zur Staatssicherheit gar nicht. Ein Musikerkollege rät, ihn abzubrechen. Vergebens versucht er, Näheres

über Putins Tätigkeit zu erfahren. Er fragt ihn: «Ich bin Cellist, ich spiele Cello. Du bist Spion, aber was machst du eigentlich?» Putin antwortet: «Ich bin Spezialist darin, mit Menschen zu reden.»

Die manipulative Kommunikation, die Fähigkeit, Schwächen und Stärken des Gegenübers blitzschnell zu erfassen, der unmerkliche Rollenwechsel im Gesprächsverlauf – das sind die Werkzeuge für einen Führungsoffizier, der Zuträger und Verräter anzuwerben hat. Kein

«Ich bin Cellist, ich spiele Cello. Du bist Spion, aber was machst du eigentlich?»

Geheimdienst der Welt kann auf solche Fertigkeiten verzichten. Man darf annehmen, dass Putin darin Bestnoten erhalten hat. Wiederholt erwähnt er die Kunst der Kommunikation als die eigentliche Frucht seiner KGB-Jahre.

Bindungsprobleme

1979 wird er zum Hauptmann befördert und besucht einen einjährigen Lehrgang auf der KGB-Hochschule Feliks Dzierzynski ausserhalb der Moskauer Stadtgrenzen. Doch wieder folgt kein spektakulärer Einsatz. Während die Sowjetarmee in Afghanistan ausblutet, während der neue US-Präsident Reagan ein letztes Kräfte-messen der Weltmächte einläutet, bespitzelt Putin die Generalkonsulate und ausländischen Besucher. Die Erfolge – oder Misserfolge – solcher Arbeit liegen im Dunkeln. Es gibt kein einheitliches Bild. Wer ihm schmeicheln will, erinnert an grossartige Resultate, die Verächter sprechen vom Gegenteil. >>>



Putin nutzt die Zeit, sich zu verheiraten. Seine Auserwählte ist Ljudmila Alexandrowna Schkrebnewa, eine gut fünf Jahre jüngere Stewardess aus dem Gebiet Kaliningrad, dem ehemaligen Ostpreussen. Der Eheschliessung Ende Juni 1983 geht eine über dreijährige Beziehung voraus, auffallend lang für sowjetische Verhältnisse. Üblicherweise heiratet man rasch und meist in den frühen Zwanzigern. Auf der Universität hatte er schon eine Beziehung hinter sich, mit der Medizinstudentin Ludmila Chmarina. Auch die zog sich über Jahre hin. 1979 war die Hochzeit dann beschlossene Sache. Die Dokumente lagen bereit, die Ringe und das Brautkleid waren angeschafft – da macht der Bräutigam einen Rückzieher. Allem Anschein nach hat er Bindungsprobleme. Er selbst behauptet, zu sehr an das Junggesellenleben gewöhnt gewesen zu sein. Die Bereitschaft, es 1983 dann doch zu versuchen, gründet möglicherweise darin, dass der KGB keine Junggesellen ins Ausland schickt.

Kunst der verdeckten Agententätigkeit

Das junge Ehepaar zieht in die winzige Wohnung seiner Eltern. Und wirklich, Putins Karriere nimmt Fahrt auf. Er wird zum Major befördert und im September 1984 erneut nach Moskau geschickt. Da ist schon Nachwuchs in Sicht. Am Rotbanner-Institut namens Juri Andropow, der heutigen Akademie für Auslandsaufklärung, erhält er den endgültigen Schliff für einen Auslandseinsatz. Für die sowjetischen Aufklärer ist das Institut ein Heiligtum; dort wurde im Oktober 1938, gleichzeitig mit dem Abklingen des Grossen Terrors, die NKWD-Agentenschule Nummer 101 gegründet.

Dort lernt er endlich die hohe Kunst der verdeckten Agententätigkeit, den Umgang mit Legenden und Tarnidentitäten, die Geheim-

nisse der psychologischen Kriegsführung und die Fähigkeit, sich unerkannt zu bewegen. Um sich an Tarnidentitäten zu gewöhnen, erhält jeder einen anderen Familiennamen. Nur die Anfangsbuchstaben sind identisch. Am Rotbanner-Institut gibt es keinen Wladimir Putin, nur einen Wladimir Platow.

Gleichzeitig sammeln die Ausbilder Eindrücke von der Persönlichkeit ihrer Schützlinge: Stärken und Schwächen, Charakterzüge, Eigenschaften, Verhaltensweisen. Sein Instruktor Michail Frolow erinnert sich: «Unsere wesent-

Eine besondere Schwäche erwähnt Putin selbst: ein allzu niedriger Instinkt für Gefahren.

liche Tätigkeit bestand darin, den Teilnehmer kennenzulernen, seine professionelle Eignung, die persönlichen Qualitäten. Schliesslich mussten wir herausfinden, ob er für die Arbeit als Aufklärer geeignet ist.» Die Lehrkräfte liefern Berichte, die auf vier Schreibmaschinenseiten zusammengefasst werden. Berücksichtigt werden persönliche und fachliche Kriterien. Strebertum und mangelnder Teamgeist kommen besonders schlecht an. Frolow weiter: «Von Putin kann ich nicht sagen, dass er ein Karrierist war. Obwohl ich damals einige negative Punkte angeführt habe. Mir schien, er war ein etwas verschlossener, unkommunikativer Mensch. Was natürlich auch von Vorteil sein kann.»

Er erinnert sich auch an eine etwas «akademische Art», die er aber nicht als trockenes Wesen bezeichnen will. Putin sei als scharfsinnig und schlagfertig aufgefallen. Eine besondere Schwäche, die den KGB-Instruktoren nicht entgangen ist, erwähnt Putin selbst: ein allzu niedriger Ins-

tinkt für Gefahren. Das sei ihm als «sehr ernster Mangel» attestiert worden. Angst ist, wie Schmerz, ein Indikator von Risiken und Gefahr. Er habe lange an sich arbeiten müssen, um das Defizit zu überwinden.

Versionen der Wahrheit

In den zeitlichen Zusammenhang gehört auch die Prügelei in der Leningrader Metro. Weil er sich dabei den Arm bricht, ist der Vorfall nicht zu verheimlichen. Sein Cellistenfreund erinnert sich an Putins Reaktion: «Das werden sie in Moskau nicht verstehen. Ich fürchte, das hat Konsequenzen.» Hatte es auch. Putins Neigung zu impulsiver Aggression, die Unfähigkeit, Provokationen auszuhalten, vertrugen sich nicht mit dem Ideal des unter allen Umständen beherrschten Agenten. Auch wenn er es später anders darstellt – es war nicht seine Entscheidung, im Anschluss an den Lehrgang in die Deutsche Demokratische Republik zu gehen. Eine Verwendung im kapitalistischen Ausland, in der BRD, in Österreich oder der Schweiz, hätte ein oder zwei weitere Vorbereitungsjahre vorausgesetzt. Die Verantwortlichen am Rotbanner-Institut votierten dagegen. Instruktor Frolow: «Im Ergebnis seiner Ausbildung wurde Wladimir Wladimirowitsch der KGB-Repräsentanz in der DDR zugeteilt.»

Wie so oft in dieser Vita konkurrieren unterschiedliche Versionen der Wahrheit. Im Jahr 2000 schreibt die russische Wochenzeitung *Wersia*, Putin sei schon 1975, in seinem Examensjahr, mit der Legende eines Korrespondenten der staatlichen Nachrichtenagentur TASS in die damalige Bundeshauptstadt Bonn entsandt worden. Dort sei er aufgefliegen und ausgewiesen worden. Das Scheitern soll der Grund gewesen sein für die langen, glanzlosen Jahre in Leningrad, auch für die spätere Entsendung in die sächsische Provinz.

Wie soll das zu verstehen sein, ein Agenteneinsatz ohne vorherige Ausbildung? *Learning on the job*? Oder war die Liebe des halbstarken Schülers zur Staatssicherheit schon an der Universität zu einer echten Beziehung gewachsen? War der fahl cremefarbene Saporozhez vielleicht kein Lottogewinn, sondern der Lohn erfolgreicher Kundschafterdienste? Im Chor der Putin-Deuter gibt es durchaus Stimmen, die ihm die Deutungshoheit über den eigenen Werdegang streitig machen. Und es lohnt sich zuzuhören. Wenn es für die Betrachtung unseres Helden eine nützliche Maxime gibt, dann eigentlich nur Hamlets Warnung: *There are more things in heaven and earth, Horatio, than are dreamt of in your philosophy.*

Thomas Fasbender ist ein deutscher Publizist. Von 1992 bis 2015 lebte er als Manager und Unternehmer in Russland. Der vorliegende Text ist ein Auszug aus seinem neuen Buch: «Wladimir W. Putin. Eine politische Biographie» (Landt-Verlag 2022). Die *Weltwoche* wird in einer ihrer nächsten Ausgaben ein grosses Gespräch mit dem Autor veröffentlichen.

ABSTIMMUNGS-ARENA

Soll die Schweiz die Emissionsabgabe abschaffen?

FOKUSKMU

Moderation:
Reto Brennwald






Balthasar Glättli
Nationalrat Grüne/ZH

Céline Widmer
Nationalrätin SP/ZH

Ruedi Noser
Ständerat FDP/ZH

Judith Bellaiche
Nationalrätin Grünliberale/ZH

Täglich vom 24. bis 30. Januar
ab 17.10 Uhr auf:



Täglich vom 31. Jan. bis 6. Febr.
ab 17.00 Uhr auf:





www.fokus-kmu.tv

LITERATUR UND KUNST

Das verpönte Ost-Design
aus DDR-Zeiten ist
plötzlich wieder modern.
Dagmar Just, Seite 70

Herausgegeben von Daniel Weber

Alice Bailly, *La dernière rose*, 1924 – Und länger als die Blütenpracht einer Rose leben ihre Dornen. Es war 1924 im Wallis und in Lausanne, und zwei von den Dornen der Liebe Verletzte entdeckten die Freundschaft, dieses Nachtschattengewächs im Garten der Liebe; die Schweizer Malerin Alice Bailly (1872–1938) und der Dichter Rainer Maria Rilke (1875–1926).

Rilke spürte schon sein Sterben, und Bailly verblutete langsam an der unerwiderten Liebe zu ihrem Winterthurer Mäzen Werner Reinhart, der alles für sie tat, ausser sie zu lieben, wie sie es sich gewünscht hätte. Rilke hatte aufgehört, an den Blüten der Liebe zu riechen, schon lange, seit die einzige Rose in seinem Leben, die Malerin Paula Modersohn-Becker, nicht bereit war, sich ihm zu verschenken.

Nur noch Gedichte über Rosen schrieb er in seinen letzten drei Jahreszeiten, 24 Stück, über ihre Schönheit, ihre Zartheit, ihre Verletzlichkeit und ihre Dornen, dieses Hindernis auf dem Weg zu ihrer Erreichbarkeit. Wer Rosen unbedacht berührt, spürt die Unberührbarkeit aller Schönheit.

Bailly sass in ihrem Atelier in Lausanne, Rilke stieg von seinem Walliser Turm, dem Château Muzot, kam vorbei und las ihr seine auf Französisch verfassten Rosengedichte vor, und für Momente schufen sie sich ein kleines Paradies, in dem ihnen die Schönheit näher kam als der Schmerz und sich zwei verwundete Seelen, zwei Rosen ohne Garten, gegenseitig trösteten.

Es war das letzte Treffen, in dem die beiden nochmals wie zwei spät erblühte Rosen sich öffneten, wissend wohl, dass späte Rosen nie die Selbstverständlichkeit der Wärme eines Sommers erahnen können, der sie sorglos gedeihen lässt und nicht leiden lässt in bitterkalten Nächten, eingezwängt in einer Hülle, die viel zu eng bleibt und dem Tode näher als dem Leben. Als Rilke ging an diesem Septembertag und nie mehr wiederkommen würde, malte Bailly kurz darauf dieses Bild der letzten Rose.

Michael Bahnerth



Schönheit, Zartheit, Verletzlichkeit und Dornen.

Der Weg ins Freie

In seiner monumentalen Biografie vertieft sich Paul Auster in Leben und Werk von Stephen Crane, der die Moderne in den USA einläutete.

Tom Kindt

Paul Auster: In Flammen. Leben und Werk von Stephen Crane. Aus dem Amerikanischen von Werner Schmitz. Rowohlt. 1200 S., Fr. 47,90

Goethe hat das Alter als «stufenweises Zurücktreten aus der Erscheinung» beschrieben. Im Werk älterer Schriftsteller weiche das Interesse an der Vielfalt des Wirklichen deshalb oft der Konzentration auf das Grundlegende und Wesentliche, das sich in wenigen Worten sagen lässt. Was der betagte Goethe nicht zuletzt in seinem eigenen Schaffen bemerkte, die Tendenz zu gedankenschwerer Lakonie, ist ohne Zweifel ein gemeinsamer Zug vieler, im Einzelnen sehr unterschiedlicher Alterswerke – man denke etwa an die späten Texte von Anna Seghers, Max Frisch, Philip Roth oder Milan Kundera.

Paul Auster stellt in dieser Hinsicht eine Ausnahme dar. Das Werk des New Yorker Schriftstellers, der im Februar seinen 75. Geburtstag feiert, hat sich in den vergangenen Jahrzehnten geradezu gegenläufig zu dem von Goethe beschriebenen Verlaufsmuster entwickelt. Nach Anfängen als Lyriker gelang Auster in den 1980er Jahren der Durchbruch mit den Erzählungen seiner «New-York-Trilogie». Die Texte der Sammlung spielten mit der Gattung der Detektivgeschichte, und sie machten dies so gekonnt, dass man als Leser den Fällen der auftretenden Ermittler mit atemloser Spannung folgte, obwohl man zugleich Zeuge wurde, wie sich die Geschichten Schritt für Schritt in Seltsamkeiten und Selbstbezüglichkeiten auflösten.

Allgegenwart des Zufalls

Die «Trilogie» begründete Austers Weltruhm, und sie führte die Themen und Motive ein, die für sein Schaffen in der Folgezeit bestimmend bleiben sollten: das Verschwimmen der Grenzlinie zwischen Realität und Fiktion, die Macht der Fantasie, die Allgegenwart des Zufalls. In Abwandlung von John Updikes Bemerkung, sein Werk wolle die Schönheit im Alltäglichen zeigen, könnte man Austers Schreiben als den

Versuch verstehen, die Vieldeutigkeit im Alltäglichen sichtbar zu machen.

Diese Ausrichtung kennzeichnet das Schaffen von Paul Auster bis heute, er hat ihr im Verlauf des letzten Jahrzehnts aber nach und nach einen neuen Akzent gegeben. Seit «Sunset Park» aus dem Jahr 2010, einem Roman über Lebenswege in der New Yorker Subkultur im Zeichen der Finanzkrise, bemühen sich seine Texte noch geduldiger und greifbarer als zuvor, den dargestellten Erfahrungen, Menschen und

«Die rote Tapferkeitsmedaille» befreite Crane zumindest für eine Weile von den Geldsorgen.

Lebenswirklichkeiten auf den Grund zu gehen. Aus diesem Bemühen erklärt sich, weshalb Austers neuere Bücher im Vergleich mit seinen älteren oft umfangreicher sind und durchweg welthaltiger erscheinen.

Zeugnisse dieser Entwicklung sind die eigenwilligen Erinnerungsbücher «Winterjournal» von 2012 und «Bericht aus dem Inneren» von 2013, in besonderem Masse aber der 2017 ver-

öffentlichte Roman «4 3 2 1», der auf rund 1100 Seiten vier Versionen einer Biografie nebeneinanderstellt und über das literarische Durchspielen lebensgeschichtlicher Möglichkeiten ein differenziertes Bild zeitgeschichtlicher Wirklichkeit in den USA des 20. Jahrhunderts entwirft.

«In Flammen», Paul Austers neues Buch, knüpft in vielerlei Hinsicht an sein Werk des letzten Jahrzehnts an und stellt doch zugleich eine Überraschung dar. Es ist wiederum eine Lebensgeschichte von erstaunlichem Umfang, 1200 Seiten; aber nach der Erprobung vieler Formen und Genres, nach Gedichten, Kurzgeschichten, Drehbüchern, Essays, literaturkritischen Artikeln, autobiografischen Texten und mittlerweile fünfzehn Romanen, legt Auster nun erstmals eine Biografie vor. Das Buch, dessen Originaltitel «Burning Boy» lautet, widmet sich dem Leben des Schriftstellers Stephen Crane und stellt dessen Werk vor.

Keine Heldengeschichte

Crane, 1871 in Newark, New Jersey, geboren, war ein nur kurzes Leben beschieden, geprägt von Geldnot und vielen durchschriebenen Nächten. Das Werk allerdings, das er hinterliess, als er mit 28 Jahren an Tuberkulose starb, ist bemerkenswert und bedeutend; es weist weit voraus auf die Literatur des 20. Jahrhunderts, von dem bei seinem Tod gerade sechs Monate vergangen waren. In Europa hat Crane bis heute keine breitere Bekanntheit erlangt, in den Vereinigten Staaten jedoch wurde er schon zu Lebzeiten berühmt und sollte das lang über seinen Tod hinaus bleiben, als Verfasser des Bürgerkriegsromans «Die rote Tapferkeitsmedaille», der in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum festen Lektürekanon amerikanischer Highschools und Colleges zählte.

Cranes Roman brach entschieden aus den Bahnen aus, in denen sich die Literatur zuvor dem Krieg zwischen den Nord- und den Südstaaten genähert hatte: Statt eine verklärende Heldengeschichte von Mut und Tapferkeit zu erzählen, stellte der Text den inneren «Kampf»





Über Nacht berühmt: Autor Crane.

eines jungen Soldaten dar, der mit schwärmerischen Vorstellungen in den Krieg zieht, dann in Panik von der Front flieht, um schliesslich voller Scham ins Schlachtgeschehen zurückzukehren. Das Buch, Crane selbst nannte es ein «psychologisches Porträt der Angst», machte seinen Verfasser über Nacht berühmt und befreite ihn zumindest für eine Weile von den Geldsorgen, die sein Leben – und das bedeutete für ihn: sein Schreiben – erschwerten. Vor allem aber liess «Die rote Tapferkeitsmedaille» erahnen, was in den nachfolgenden Jahrzehnten immer deutlicher werden sollte: dass Crane als Beginn einer neuen Ära der amerikanischen Literatur zu sehen ist.

«Zwischen Schärfe und Unschärfe»

Das Leben, in dem Cranes Werk entstand und die literarische Moderne in den USA einläutete, zeichnet Auster in kleinen Schritten nach, auf der breiten Grundlage der historischen Quellen und der vorliegenden biografischen Forschung,

stets mit dem offenen Hinweis, wenn er in seinen Rekonstruktionen nur Mutmassungen bieten kann oder Fragen unbeantwortet lassen muss. Aus der Erlebnisperspektive Cranes wechselt die Darstellung dabei immer wieder in die Vogelperspektive und eröffnet so die Möglichkeit, das geschilderte Alltagsgeschehen eines Lebens für das Schreiben im grösseren Zeitzusammenhang zu sehen. Doch so anschaulich und genau Auster Crane in Nah- und Panoramaaufnahmen auch ins Bild setzt – seine Erkundungen zur Lebensgeschichte und deren Einbettung in den Epochenzusammenhang sind kein Selbstzweck; sie stellen nur den Rahmen bereit, in dem er sein Porträt des craneschen Werks aufspannen und ausarbeiten kann.

Diesem Werk gilt Austers eigentliches Interesse. «In Flammen» legt es im Kern darauf an, die Eigenart und Bedeutung von Cranes Schaffen in Erinnerung zu rufen. In langen Zitaten lässt Auster zu diesem Zweck Crane selbst zu Wort kommen, die Texte gleichsam für sich

sprechen und einen Eindruck von ihrem besonderen Sound und Rhythmus vermitteln, der auch in den deutschen Übersetzungen noch deutlich erfahrbar ist. Den ausführlichen O-Tönen sind kurze erläuternde Hinweise zur Anlage und Machart der vorgestellten Texte an die Seite gestellt, die freilich nie technischen Charakter gewinnen, sondern in sehr leserfreundlicher, textnaher und jargonfreier Form die Erschliessung und Würdigung von Cranes Œuvre miteinander verknüpfen. Austers Betrachtungen zu einzelnen Texten verfolgen immer auch das Ziel, deren starke Wirkung auf ihn selbst nachvollziehbar und so nacherlebbar zu machen.

Der Durchgang durch das Werk lässt deutlich werden, wie vielseitig talentiert und produktiv der Autor Crane war, der – unter schwierigen Bedingungen – in einer Zeit von nur zehn Jahren Romane und Reportagen, Kurz-

Bei Crane wird die Literatur, so Auster, als ganz eigener Zugang zur Welt entdeckt.

geschichten und Gedichte, Essays, Glossen und Meditationen, Reise- und Kriegsberichte von bleibender Bedeutung geschaffen hat. Darüber hinaus zeigt Austers monumentale Studie freilich auch – und hier liegt vermutlich das entscheidende Verdienst von «In Flammen» –, was den vielen unterschiedlichen Texten Cranes gemeinsam ist und ihren Autor zum «ersten amerikanischen Vertreter der Moderne» macht, wodurch er «unseren Blick auf die Welt durch die Linse des geschriebenen Worts von Grund auf verändert hat».

Diese Wirkung des craneschen Œuvre hängt nach Auster auch damit zusammen, dass in den Texten, ohne jedes moralisierende Gehabe, soziale und historische Realitäten zum Gegenstand der Literatur gemacht werden, die jahrhundertlang als nicht literaturfähig galten. Entscheidend sei für die epochale Bedeutung, die Cranes Werk zukomme, aber letztlich nicht, *worüber* er geschrieben habe, sondern *wie*. Bei Crane wird die Literatur, so Auster, als ganz eigener Zugang zur Welt entdeckt, als ein Blick auf die Wirklichkeit, durch den die Dinge zugleich klar erfasst werden und vor den Augen verschwimmen, der – mit einer von Crane selbst geprägten Metapher – auf der «Trennlinie zwischen Schärfe und Unschärfe» verläuft: «Diese Linie, dieser Bereich der Unbestimmtheit, wo Subjektives und Objektives verschmelzen, ist der schmale Pfad, auf dem sich ein Grossteil von Cranes Werk bewegt.»

Dieser Pfad der Vieldeutigkeit ist der Weg ins Freie, dem die Literatur der Moderne seit einem Jahrhundert zu folgen bemüht ist – und der nicht zuletzt von Stephen Crane zu Paul Auster führt.

Panthéon

Kein Platz für Molière

Es ist der Ort, an dem André Malraux seine Rede auf den Widerstandsmärtyrer Jean Moulin hielt. Wo Rousseau und Voltaire begraben sind. Das Pariser Panthéon war als Gedenkkirche konzipiert worden, ihre Fertigstellung fiel mit dem Ausbruch der Revolution zusammen. Sie wurde umgehend zum weltlichen Tempel für die Heiligen der Republik umfunktioniert. Doch für Molière, den unsterblichen Komödiendichter der Monarchie, Begründer der Comédie-Française, gibt es hier keinen Platz.

In ein paar Wochen wählt die Republik ihren Präsidenten. Mit der Überführung der sterblichen Überreste von Josephine Baker ins Panthéon setzte Emmanuel Macron jüngst ein Zeichen gegen den Rassismus und für die Inklusion. Weil der Alleinherrscher über keine strukturierte politische Basis verfügt, muss er den Wahlkampf mit Symbolen führen.

Seine Erinnerungspolitik setzt auf eine Mehrheit der Mitte und der Vernunft. Um sie zu bilden, greift er zur Spritze. Aus einem Präsidenten, der sein störrisches Volk in pädagogischer Absicht belästigen will – «emmerder», sagt er –, um es zum Impfen zu zwingen, würde Molière einen Archetyp machen. Die Wirkung seiner Komödien ist Macron bewusst, seit er sie unter der Regie seiner späteren Frau im Schülertheater spielte. Über sie lachten einst auch die Könige.

Den Vorschlag, Molière ins Panthéon zu transferieren, machten Theater-schaffende zu seinem 400. Geburtstag am 15. Januar. Das ganze Jahr über zelebriert Frankreich den Dichter. In einer Zeit, da der Wahlkampf selbst zur Parodie verkommt, sind seine Charakterstudien aktuell wie eh und je. Die linke Anne Hidalgo und die rechte Valérie Pécresse, die den Mann im Elysée ablösen möchten, unterstützen das Anliegen. Macrons kategorisches Nein kam umgehend: Das Panthéon bleibt den Helden, die sich seit der Revolution unsterblich machten, vorbehalten. Und den Intellektuellen der Aufklärung, die sie ermöglichten. Diese Erbschaft hat der «président philosophe» für sich gepachtet. In Macrons Mausoleum der Vernunft gibt es keinen Platz für Molière. Es darf gelacht werden. *Jürg Altwegg*



Verhängnis des weiblichen Rollenbildes: Autorin NDiaye.

Warum bringt eine Mutter ihre Kinder um?

Pia Reinacher

Marie NDiaye: Die Rache ist mein.
Aus dem Französischen von Claudia Kalscheuer.
Suhrkamp. 236 S., Fr. 29.90

2016 gewann die französisch-marokkanische Schriftstellerin Leïla Slimani mit ihrem Roman über eine Kindermörderin den Prix Goncourt. Jetzt doppelt die ebenso prominente französische Autorin Marie NDiaye, die 2009 ebenfalls die renommierte französische Auszeichnung erhielt, mit der Geschichte einer dreifachen Kindermörderin nach. Beide Autorinnen setzen auf die Erzeugung starker Affekte beim Leser, beide beleuchten weibliche Rollenmuster in einem Frankreich, das nach wie vor eine grosse Fallhöhe zwischen den sozialen Schichten aufweist. Und beide scheuen sich keineswegs vor einer sensationslüsternen Skandalbewirtschaftung, um Aufmerksamkeit zu generieren. Ungewöhnlich ist das nicht, sondern es entspricht dem Zeitgeist. Die literarische Frage, die sich stellt, ist vielmehr: Was kommt, wenn die lauten Töne einmal ausgereizt sind, das grausame Verbrechen als Erzählstoff nicht

mehr zu überbieten ist und auf einen Leser trifft, der, durch die immer grelleren Storys abgestumpft, anfängt, sich zu langweilen?

«Die Rache ist mein» erzählt die Geschichte einer Mutter, die ihre drei Kinder, die sie scheinbar doch so liebt, in der Badewanne ertränkt. Marlyne Principaux hat ihren vielbeschäftigten Mann angerufen und ihn gebeten, nach Hause zu kommen. Er findet sie aufrecht auf dem Sofa sitzend, die Hände gefaltet, mit einem höflichen, erstarrten Lächeln. Nichts deutet auf eine solche Gräueltat hin. Die toten Kinder hat sie auf ihr Bett gelegt. Mit Gilles Principaux, einem Mann aus reichem Haus, hatte Marlyne den Aufstieg in die Oberschicht geschafft. Ihre Mutter, eine alleinerziehende Landarbeiterin, war stolz, dass es ihre drei Töchter trotz der einfachen Verhältnisse zu etwas gebracht hatten. Vor ihrer Heirat war Marlyne begeisterte Französischlehrerin. Nach der Heirat gibt sie auf Wunsch des Mannes den Beruf auf und zieht die Kinder gross.

Stillschweigend manipuliert

Was für ein Motiv hatte die Frau? Wir erfahren es bis zum Ende des Buches nicht, mehr noch: Es ist, als ob die finstere Tat die Autorin gar nicht weiter interessieren würde – oder als ob sie eine Auflösung des Verbrechens rein erzählerisch nicht leisten könnte. Trotzdem beginnt

die Geschichte, an diesem Punkt interessant zu werden: bei der Sammlung der Indizien. Marlynes Mutter nämlich war entsetzt, dass die brillante Tochter die eigene Karriere aufgab und sich völlig abhängig machte. Marlyne zieht sich immer deutlicher von ihrer Familie zurück. Und doch durchschauen gerade die Schwestern den guterzogenen, reichen, angepassten und ehrgeizigen Gilles. Er sei, sagen sie der Verteidigerin Maître Susane später, schlaue genug gewesen, eine Frau aus einem sozial niedrigen Milieu zu heiraten und zu domestizieren.

In der Analyse des Paarlebens, der Fallen der Ehe, dem Verhängnis des weiblichen Rollenbildes zeigt Marie NDiaye Scharfsinn. Sie entlarvt die scheinbar moderne Ehe als eine freiwillige Weiterführung des traditionellen Machtgefüges. Diese Frauen sind gleichzeitig

Sie entlarvt die scheinbar moderne Ehe als eine freiwillige Weiterführung des traditionellen Machtgefüges.

Opfer und Täterinnen an sich selbst. Gilles imponiert seiner Frau mit der bourgeoisen Fassade, die ihr erstrebenswert erscheint. Sie übersieht, dass er ein Vollnarzisist ist, der sie stillschweigend manipuliert. Beide hatten sie sich mit einer Lebenslüge eingerichtet: dass in ihrer Ehe immer Harmonie herrsche. Die unbegreifliche «Rache» der Frau an den Kindern ist nichts anderes als die Wiederkehr des Verdrängten, der jähe, archaische Durchbruch des unterdrückten Selbstbestimmungswillens, eine kriminelle Art von Selbstrealisierung. Das alles ist raffiniert konzipiert, hier zeigt sich die Autorin auf der Höhe ihrer Fähigkeiten.

Wie verstörend diese Geschichte auch ist und wie kenntnisreich in der psychologischen Analyse, so artifiziell konstruiert wirkt sie dann wieder an manchen Stellen. Marie NDiayes Ambition ist die erzählerische Erzeugung eines Kabinetts, in dem sich alles in allem spiegelt. Auch die Verteidigerin, Maître Susane, kommt aus kleinen Verhältnissen. Auch sie wurde verletzt, und auch ihre Wunde liegt im Dunkeln.

Als Gilles Principaux sie aufsucht, um sie zur Verteidigung seiner Frau zu engagieren, fühlt sie bei seinem Anblick wie einen Schlag gegen den Kopf. Als Zehnjährige war sie dem fünfzehnjährigen Gilles schon einmal begegnet, aber die genaue Erinnerung dringt nie ganz bis ins Bewusstsein, sie lähmt sie nur. Damals hatten die Eltern von einer Vergewaltigung gesprochen. Beide Frauen, die Instanz des Rechts und die gewalttätige Rächerin, spiegeln das Schicksal von Frauen, die Opfer ihrer Frauenrolle wurden. Sie verloren ihre Identität durch die Liebe, die doch nur maskierter Egoismus war – und konnten sich nicht mehr befreien. Das ist zwar einsichtig, aber am Ende doch eine Spur zu dick aufgetragen.

Fantasiestark betriebene Geisterbahn

Otto A. Böhrer

Eduardo Lago: Brooklyn soll mein Name sein. Aus dem Spanischen von Guillermo Aparicio in Zusammenarbeit mit Carlos Singer. Kröner. 500 S., Fr. 38.90

Worüber sollen Schriftsteller schreiben, wenn nicht über das Leben, in dem besonders das sogenannte Böse lauert, wobei wir da sogar noch eine feine englische Übersetzung im Ohr haben, die uns seinerzeit von der Band Erste Allgemeine Verunsicherung vorgetragen wurde: «... The evil is always and everywhere.» Genau.

In Eduardo Lagos Roman mit dem listig ver-rätselten Titel «Brooklyn soll mein Name sein»

Lagos Roman, mit dem er im zarten Alter von fünfzig so eindrucksvoll debütierte, dass man ihn gleich zweimal mit gewichtigen spanischen Literaturpreisen behängte, erlaubt sich als Autor einen Kunstgriff, der nicht ganz neu ist, von ihm aber so gekonnt angewandt wird, dass er wie neu wirkt. Er lässt seinen eigentlichen Helden Gal Ackerman früh sterben, worauf ein junger Freund namens Ness sich aufgefordert sieht weiterzumachen: Er ergänzt und rekonstruiert Gals Aufzeichnungen, die in einem hektischen Schreibleben entstanden sind, das, gerade weil es im Grunde einer einzigen verschollenen Leserin gilt, keinen Aufschub duldet. Ness, an sich ein eher abwartender Charakter, passt sich dem an; er gerät in einen Sog, der die ohnehin nicht mehr ganz stabilen Grundfesten seiner Existenz zu erschüttern droht.

Davon kann am Anfang noch keine Rede sein; alles ist geregelt, als man Gal Ackerman an seiner Lieblingsstelle ins Grab absenkt: «17. April 1991 – Gestern Vormittag haben wir Gal beerdigt. Es musste so sein, wie in einem seiner Lieblingsgedichte, auf einem Friedhof an der Meeresküste, blankgefegt vom Wind, wo sich das Geschrei der Möwen mit dem unablässigen Anbrausen der Brandung mischt. Von seinem Grab aus überblickt man den Atlantik, wunderschön und normalerweise stürmisch, obwohl er ausgerechnet gestern ruhig vor uns lag und die blaue Fläche des Ozeans mit dem Horizont verschmolz.»

Wenig später ist es mit der Ruhe, zumindest was Ness angeht, vorbei: Gals Aufzeichnungen, die er bearbeitet, bis sie einen opulent-bruchstückhaften, ebenso einleuchtenden wie abwegigen Roman ergeben, der das Leben, dem er gilt, nachzeichnet und sich dabei doch weiter entfernt, als man es in den Bildern der Erinnerung für möglich halten konnte, setzen sich in nervöser Untergründigkeit in ihm fest.

Sogar die Notausgänge sind versperrt

Fragen über Fragen, eigentlich geht es erst richtig los, als alles schon vorbei ist: «Gal, ist dir bewusst, welchen Tag du zum Sterben gewählt hast? Da ich dich kenne, fällt es mir schwer zu glauben, dass es reiner Zufall war. [. . .] Für alle Fälle habe ich das gleiche Datum gewählt, um dir «Brooklyn» zu bringen, damit wir es gemeinsam lesen können. Du warst wirklich einmalig; als du gingst, verschwand eine ganze Gattung. Ehrlich gesagt, tue ich mich schwer damit zu akzeptieren, dass du nicht mehr unter uns Sterblichen weilst.» So ist das aber mit dem Tod mitten im Leben; es geht weiter mit all den Geschichten, den Legenden, der stillen Einverständlichkeit und dem herzzerreissenden Schmerz. Auch die Erinnerung passt sich dem an, sie verweigert die Auskunft, so, als ginge es letztlich, der Kollege Nietzsche lässt unfreundlich grüssen, nur noch um den Kreislauf des Ewiggleichen, an dem >>>



wird über alles Mögliche berichtet, es geht vor und zurück, ohne dass der Autor eine Zeitebene favorisiert. Auch das Böse spielt eine Rolle, versteht sich, es findet, geübt, wie es nun mal ist, fast überall Asyl, ohne dass langwierige Prüfverfahren eingeleitet werden müssten. Brooklyn spielt eine Rolle, die stadtteilübergreifend ist: Hier laufen die Fäden in der «Oakland Bar» zusammen, die von versierten Verlierern, Vergessenen und Aufbegehrenden bevölkert wird. Man raucht und trinkt, versinkt in abgewetzten Träumen, versucht einer Zukunft näherzukommen, die sich aber, das darf als sicher gelten, niemals einer jener Wirklichkeiten anverwandelt, mit denen wir es in unseren diversen Normalbereichen zu tun bekommen.

alle mittun dürfen, sehr gern auch die Besserwisser, Geschäftsführer und Protokollanten. Eduardo Lago hat einen bravourösen Roman geschrieben, der den Leser in seinen Bann zieht. Geschichten werden gewebt und verworfen, es ist wie in einer ordentlich und

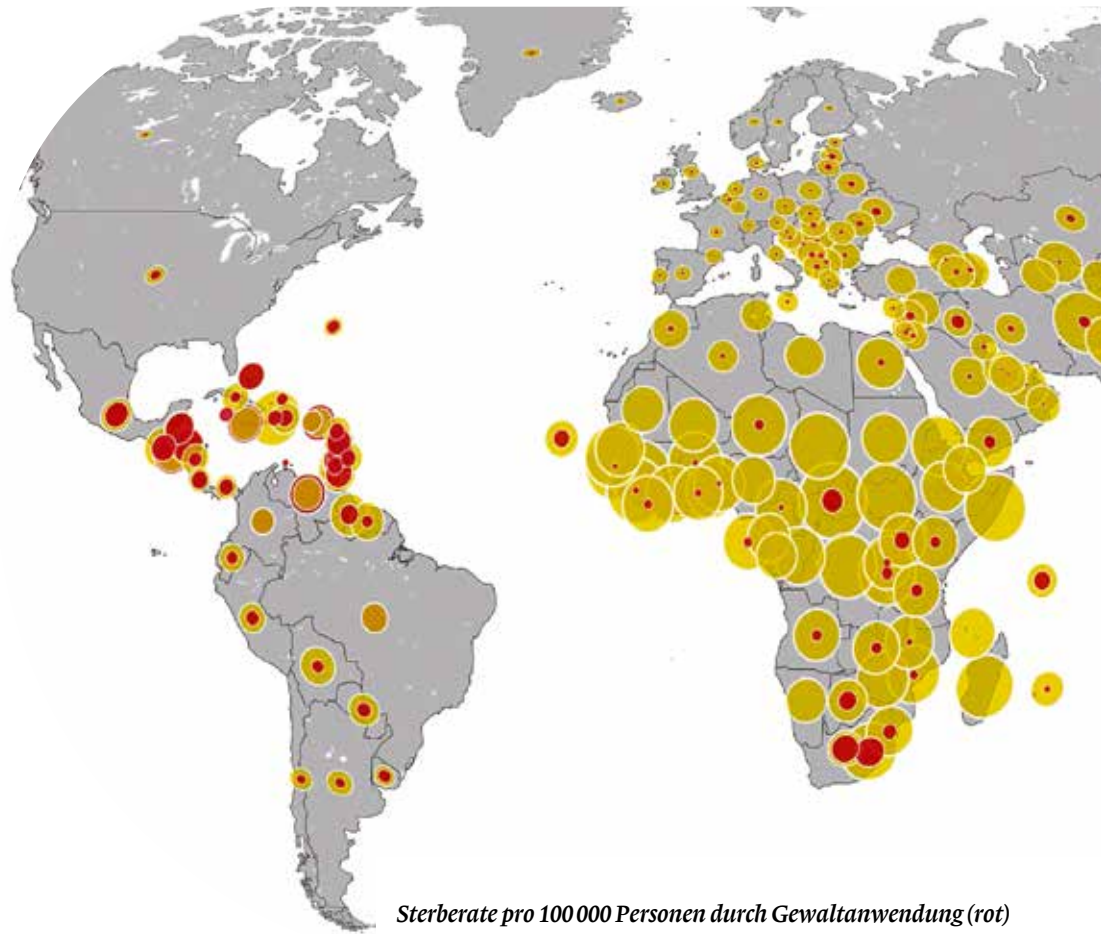
Am Ende, das natürlich kein Ende sein darf, erwacht die Erinnerung noch einmal aus ihrem Schlummer.

fantasiestark betriebenen Geisterbahn, man möchte nicht aussteigen und hat doch, weil einem das raunende Durchschauen vorgaukelt wird, beizeiten genug von allem. Einmal in Fahrt gebracht, geht es aber weiter, sogar die Notausgänge scheinen versperrt. Gut so, warum soll es um die Leser, die einer tapferen Spezies angehören, der schon bald kein Artenschutz mehr zugestanden werden kann, besser stehen als um uns andere, die mitmachen und so ganz viel nicht mehr zu sagen haben?

«Alles überstrahlende Klarheit»

Lago, der sich im Brotberuf als Literaturdozent betätigt, ist übrigens an keiner Stelle der Versuchung erlegen, das Bruchstückhafte unseres Erkenntnisbetriebs überzustrapazieren; auch dafür gebührt ihm ein Sonderlob.

Am Ende, das natürlich kein Ende sein darf, erwacht die Erinnerung noch einmal aus ihrem produktiven Schlummer und macht mit, fast wie in alten Zeiten; noch immer sollte man ihr nicht trauen, aber was sie anklingen lässt, tut uns gut: «Alle, die Teil dieser Welt waren, sind gegangen, ein ganzes Universum hat sich ausgelöscht. Die Wesen, die diese Welt einmal kraftstrotzend bewohnt haben, sind jetzt nicht viel mehr als Schall und Rauch. [. . .] Mitten in die Ruhe des Friedhofs fuhr aus der Ferne ein Windstoss, ein Wind, der im Vorbeibrausen alles auslöschen wollte. Und in diesem Augenblick bemerkte ich, der ich meinte, nur von «Brooklyns» Schatten geträumt zu haben, dass es gar keine Schatten gab, nur eine alles überstrahlende Klarheit.»



Sterberate pro 100 000 Personen durch Gewaltanwendung (rot)

Mit Karten argumentieren

Herbert Cerutti

Ian Goldin und Robert Muggah: Atlas der Zukunft. 100 Karten, um die nächsten 100 Jahre zu überleben. Dumont. 512 S., Fr. 62.90

Wer ein fremdes Land entdecken will, besorgt sich zur Orientierung die betreffende Karte: Ein Stadtplan hilft im Strassengewirr; Wanderkarten lassen Weg und Steg finden; die Seekarte zeigt, wo gefährliche Untiefen lauern. Geografische Karten versuchen, die unendliche Vielfalt der realen Welt auf das für den jeweiligen Zweck Sinnvolle zu reduzieren.

Karten dienen zuweilen nicht nur geografischen Zwecken. 1854 publizierte der Arzt John Snow eine Londoner Strassenkarte mit allen dokumentierten Todesfällen des Choleraausbruchs in den 1850er Jahren. Snow stellte eine auffällige Häufung an Erkrankungen in der unmittelbaren Umgebung einer öffentlichen Trinkwasserpumpe fest. Er kam zur Überzeugung, dass nicht wie weithin angenommen «schlechte Luft» die Krankheitsursache sei, sondern das Wasser aus der Pumpe. Er überzeugte den örtlichen Rat, sie stillzulegen, worauf die Cholerafälle bald zurückgingen. Die

bahnbrechende Arbeit von Snow gilt als Geburtsstunde der Epidemiologie.

Die moderne Flut statistischer Daten hat der Verknüpfung geografischer Inhalte mit den unterschiedlichsten Themen enormen Aufschwung verliehen. Und die Satellitenaufklärung macht terrestrische Prozesse und Zusammenhänge grossflächig sichtbar. Ian Goldin ist Professor für Globalisierung und Entwicklung an der Universität Oxford, der Kanadier Robert Muggah, Direktor am brasilianischen Igarapé-Institut, ist auf Sicherheit, Städte und neue Technologien spezialisiert. Die beiden hatten die Idee, die heutige Fülle an wissenschaftlichen, politischen, soziologischen und kulturellen Erkenntnissen als Karten darzustellen, wobei die historische Entwicklung auch zu einem Blick in die Zukunft animieren soll.

Unglaubliche Fülle

Daraus ist der «Atlas der Zukunft» entstanden. Die «100 Karten» sind insofern eine Unterbreitung, als jedes der breit diskutierten Themen mit zahlreichen weiteren Karten und Diagrammen erläutert wird. Inmitten der Schlussarbeiten rollte im Frühjahr 2020 auch über die Autoren die Covid-19-Welle. Sie sahen ihre Recherchen zur Globalisierung, zur Weltgesundheits und zu sozialen wie wirtschaftlichen Abhängigkeiten dramatisch bestätigt. In einem aktuellen Einführungskapitel wird



versus Luftverschmutzung (gelb).

gezeigt, wie fast über Nacht wichtige Lieferketten unterbrochen wurden, Zehntausende von Menschen als unfreiwillige Asylsuchende strandeten. Ein noch nie dagewesener weltweiter wissenschaftlicher Effort produzierte jedoch innert Monaten Impfstoffe, die nach herkömmlichem Rhythmus erst nach Jahrzehnten zu erwarten gewesen wäre.

Die Fülle des Buchs kann hier nur angedeutet werden. «Klima» bringt Karten der schwindenden Gletscher, die Sterberaten durch Luftverschmutzung im Vergleich zu Gewalt, das prognostizierte Ansteigen des Meeresspiegels je nach Temperaturanstieg. «Migration» zeigt die globalen Wanderbewegungen im Wandel der Zeiten. Überraschend die Beobachtung, dass überwiegend nicht weiträumig, sondern in die jeweiligen Nachbarländer ausgewandert wird.

«Technik» bringt Karten zur Verbreitung von Mobiltelefonen, zum Ausbau der erneuerbaren Energien, aber auch zur Arbeitsplatzübernahme durch Roboter. «Gewalt» dokumentiert, dass mehr Gewalt ausserhalb von Kriegsgebieten als innerhalb stattfindet. Erschreckend sind die globalen Handelsströme von Kleinwaffen und Munition, aber auch die vielerorts wachsende Quote von Gefängnisinsassen. «Kultur» vereinigt so unterschiedliche Daten wie die weltweite Verbreitung von McDonald's-Filialen, die am stärksten gefährdeten Sprachen der Welt, die schrittweise Legalisierung der gleichgeschlecht-

lichen Ehe in den USA oder das globale Wachstum des evangelikalen Christentums.

Das Thema «Ungleichheit» soll die Arbeitsweise der Autoren genauer zeigen. Ein globales Satellitenbild macht nächtliches Licht und Dunkelheit sichtbar und damit den unterschiedlichen Zugang zu Energie und elektrischem Licht. «Geografie als Schicksal» zeigt auf der Weltkarte das unterschiedliche Pro-Kopf-Einkommen in den einzelnen Regionen der Nationen. Ein Diagramm illustriert, dass in den USA die inflationsbereinigten Löhne von 1970 bis 2019 trotz einem Wirtschaftswachstum um 350 Prozent stagnierten und heute sogar unter dem Niveau von 1970 liegen.

Wie die Politik schliesslich finanzielle Ungleichheit dämpfen kann, zeigt der Anteil des Nationaleinkommens, der dem obersten Prozent der Bevölkerung von 1900 bis 2014 zuffloss. Während die Kurven für englischsprachige Länder wie die USA, Grossbritannien oder Australien bis etwa 1970 stark fallen (mehr finanzielle Gleichheit) und danach wieder steil steigen, weisen europäische Länder (Frankreich, Spanien, Dänemark) sowie Japan eine Abnahme bis Mitte des 20. Jahrhunderts und seither einen etwa horizontalen Verlauf auf.

Die Autoren legen ihrer Leserschaft ans Herz, Diagramme und Karten kritisch zu konsultieren und sich zu fragen, was sie allenfalls nicht abbilden. Auch sollte darauf geachtet werden, was die senkrechte und die waagrechte Achse eines Diagramms tatsächlich zeigen: Sind es Prozente oder absolute Zahlen, ist die Skala linear (10, 20, 30) oder logarithmisch (10, 100, 1000), stammen Umweltdaten von Greenpeace oder einem Universitätsinstitut? Als Massstab für die Qualität der Bildung eines Landes wird

Die Autoren legen ihrer Leserschaft ans Herz, Diagramme und Karten kritisch zu konsultieren.

im Atlas die Anzahl der Nobelpreisträger auf der Weltkarte dargestellt. Dabei schwingen die USA mit über 200 Preisträgern auch gegenüber Ländern wie der Schweiz (30) weit obenaus. Zeigte man die Zahlen jedoch in Relation zur Bevölkerung, würde die Schweiz das Vierfache der amerikanischen Erfolgsquote aufweisen.

Um beim Thema Schweiz zu bleiben: Auf Seite 452 wird zur Ausbreitung des Nationalismus in Europa eine Karte für 2019 mit dem prozentualen Anteil des Stimmenanteils «extrem rechter bzw. nationalistischer Parteien» gezeigt. Dabei sticht die Schweiz mit über 25 Prozent zusammen mit Österreich und Ungarn europaweit heraus. Nur: Darf man die zitierte SVP so ohne weiteres mit Österreichs Freiheitlicher Partei und Ungarns Fidesz gleichsetzen? So sind bei aller Professionalität der Autoren thematische Karten nicht immer frei von subjektiver Wertung.



Die Bibel Hochmut im Büssergewand

Das Opfer, das Gott gefällt, ist ein zerbrochener Geist, ein zerbrochenes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verachten (Psalm 51, 19). – Den Psalm 51 betete der König David, nachdem er Batseba geschwängert und ihren Ehemann in den Tod geschickt hatte. Die Zerbrochenheit ist schlechtes Gewissen und Reue. Wahre Reue belastet den einzelnen Menschen und lässt sich weder auf ein Kollektiv abschieben noch kultisch ausräumen. Deshalb heisst es im vorausgehenden Satz: An Schlachtopfern hast du kein Gefallen. Das beste Ventil, um nagende Reue zu lindern, ist das Zwiegespräch mit Gott.

Seit Jahren geistern Ansprüche herum, man müsse angesichts der Schandtaten unserer Vorfahren Reue zeigen und Busse tun. Auch in Form von Entschädigungen. Tatsächlich war Geschichtsschreibung immer auch Neuentdeckung und Neubewertung. Dass Schweizer von der Sklaverei profitiert haben, gehört ebenso in die Geschichtsbücher wie ihre Heldentaten. Aber echte Reue ist höchstpersönlich und kann nicht Anklage gegen die Vorfahren sein. Das Menschenbild der Aufklärung war gewiss zu eurozentriert. Zu eurozentriert ist nun auch die Anklage. Sklaverei gab es jedoch über Jahrhunderte auf allen Kontinenten. Man denke an den innerafrikanischen Sklavenhandel oder an das Regime der Japaner in der Mandschurei und in Korea. Der längste Sklavenhandel in der Geschichte der Menschheit war der muslimische. Und heute sind rund 45 Millionen Menschen der Versklavung unterworfen. Brennpunkte sind Nordkorea, Usbekistan und Katar. Die Europäer sind nicht schlimmer als andere, kennen aber eine Kultur der Reue. Sie hängt mit der Verantwortung vor Gott zusammen. Mit dem Schwund des Gottesglaubens kann sie in Anklage umschlagen. Der Keim des Friedens ist jedoch nicht die Anklage, sondern die Reue vor Gott.

Peter Ruch

Honeckers Hut als Hipster-Accessoire

Das zu DDR-Zeiten verpönte Ost-Design entfaltet heute die Erotik einer avantgardistischen Arte povera.

Dagmar Just



Zehn Stück pro Jahr, alles in Handarbeit: Sportwagenlegende Melkus RS 1000.

Der Rheinländer und erste westdeutsche Bundeskanzler Konrad Adenauer soll im Zug von Bonn nach Berlin jeweils an der Elbe die Vorhänge zugezogen haben, da für ihn östlich davon Asien begann. Aber es gab in dem kleinen ostdeutschen Nachbarland auch damals schon jene drei berühmten Designobjekte, die Adenauer und seine Nachfolger überleben würden: die Mauer, den Trabant und den Vigu-Hut. Deren Ruhm nach dem Ende der DDR sogar noch weiterwachsen wird, da ihnen der Sprung in die Charts der politischen Folklore gelingt.

Denn die Mauer, oder was davon übrig ist, gehört heute zum obligatorischen Besichtigungsprogramm der Berlin-Touristen. Das Auto mit dem astronomischen Tarnnamen faucht und stinkt in der Kolonne oder als Liebhaberstück durch viele deutsche Grosstädte. Und der PVC-Hut des einstigen DDR-Staatschefs Honecker

wurde jüngst als schräges Accessoire von Europas Hipstern wiederentdeckt. Alle drei Objekte wurden Kult, obwohl oder gerade weil sie für die Schattenseiten dieser Diktatur stehen: die politische Erbarmungslosigkeit und den lächerlichen Schlagergeschmack ihrer Funktionäre. Während zur gleichen Zeit in der gleichen DDR eine Gruppe junger Designer Alltagsprodukte entwarf, die zwar zu internationalen Designklassikern geworden sind, deren Herkunft aber kaum jemand kennt.

«Ost-Ferrari»

So lautete in den Westmedien der Spitzname für den Melkus RS 1000, jenes zweiseitige Sportcoupé, das der Dresdner Rennfahrer Heinz Melkus (1928–2005) 1969 konstruiert und bis 1979 in der eigenen Sportwagenmanufaktur produziert hatte. Zehn Stück pro Jahr, alles in Handarbeit: «ultraflach, markan-

te Radhäuser, elegant geschwungenes Heck, Flügeltüren, Drei-Zylinder-Zweitaktmotor, schnittige GFK-Karosserie», 90 PS, 200 km/h. Als 2006 eine kleine Auflage der Legende zum Stückpreis von 55 000 Euro noch einmal auf den Markt kam, war sie im Nu vergriffen. Noch

Fast nichts von alledem lag in den DDR-Geschäften, fast alles ging ins Ausland.

verrückter ist aber vielleicht die «Zigarre». Ein wie für James Bond gestylter Formel-3-Sportwagen, den Heinz Melkus 1964 auf dem IFA-Stand des Automobilsalons von Brüssel präsentiert hatte, bevor er selber damit Rennen fuhr und 92 Stück davon produzierte – heute unter Oldtimerfreunden so etwas wie die Rote Mauritius in der Philatelie.

Er führte das einzige private Mode-Imperium der DDR: Heinz Bormann (1918–1989). Halb Schwejk, halb Rockefeller, probiert es der Wehrmachtsoffizier a. D. noch in den Trümmern des Kriegs zuerst mit Uniformen für die Rote Armee und dann mit Herrenanzügen, bevor er 1951 sein erstes Modeatelier eröffnet. Am Rand der Rüben- und Maschinenbau-Metropole Magdeburg wagt er den Doppel-Coup, tragbare Alltagsmode für berufstätige Frauen und exklusive Massanfertigungen für Filmprinzessinnen, Schlagerstars, Prominenten- und Politiker-gattinnen zu entwerfen. Zucker, Fett und Fleisch sind noch rationiert, da lässt er schon mit Swarovski-Steinen besetzte Kleider aus chinesischer Brokatseide, Spitze und Chiffon zum Preis von 20 000 Mark und mehr nähen. Haute Couture für alle, die es sich leisten können und mögen. 1954 präsentiert er auf der Düsseldorfer Modemesse bereits seine erste Kollektion. Und ab da reist er mit seinen Models um die Welt und verkauft seine Modelle von Stockholm bis Paris, Beirut, Wien und Kairo. Zwanzig Jahre lang gibt er den «Zonen-Couturier» und «roten Christian Dior», als den die Westpresse ihn feiert. Bis man seinen Betrieb – der inzwischen 400 Mitarbeiter und einen Jahresumsatz von mehreren Millionen Mark hat – zwangsverstaatlicht.

«Hässliche Kästen»

So titulierte der erste DDR-Partei- und Staatschef Walter Ulbricht die 1956 von Franz Ehrlich für die Deutschen Werkstätten Hellerau entworfene legendäre Möbelserie «602». Der von seiner Zeit am Bauhaus geprägte Architekt (1907–1984) gilt heute vielen als schillernde Gestalt: «Kommunist und Kapitalist, Genie und Hochstapler, Querdenker und Opportunist» (Deutschlandfunk). Seine Möbel aber, speziell das schlanke Sideboard aus Esche und der elegante Tisch, gelten längst als Klassiker des «Midcentury-Trends» und erzielen bei Auktionen Spitzenpreise von 3600 beziehungsweise 2500 Euro. Als Ehrlichs Serie 1967 durch das berühmte «MDW 60» des Möbeldesigners Rudolf Horn (geb. 1929) abgelöst wird, nörgelt der DDR-Staatschef wieder schmallippig: «Ich sehe hier keine Möbel, ich sehe nur Bretter.» Doch Horns geniales Konzept, das den Kunden statt statischer Schrankwand-Massive einzelne Möbelmodule anbietet mit der Option, sie dem eigenen Platz, Portemonnaie und Geschmack gemäss zu variieren, zählt heute unter Namen



Liebhaberstücke in deutschen Grossstädten:
Vigu-Hut aus PVC (oben); «Original Bormann-Kleidung».

wie «Open Design», «Co-Creation» oder «Der Nutzer als Finalist» zu den Branchenstandards.

Nashorn & Co

Im thüringischen Sonneberg, in der Welt-Spielwarenhauptstadt mit über 400 Jahren Tradition, entwirft die junge Designerin Renate Müller (1945) eine Serie von therapeutischen Spieltieren, die in den universalen Plüsch- und Kuscheltierdschungel von 1967 einschlägt wie eine Bombe. Denn diese Tierfiguren sind witzig, bestehen ausschliesslich aus Naturmaterial – aus Rupfen, Holzwohle, Leder – und sind, wie das berühmte Nashorn mit seinen 75×35×35 Zentimetern, gross und robust genug, um darauf herumzuklettern, zu sitzen, reiten, liegen. Durch den enormen Erfolg beflügelt, kreierte Renate Müller nach den ersten, noch in Zusammenarbeit mit Ärzten und Therapeuten entwickelten Tieren rasch einen ganzen Zoo

von Walen, Robben, Schildkröten, Giraffen, Vögeln und Nilpferden aus Rupfen. 1972 wurde zwar auch ihr Betrieb zwangsverstaatlicht, aber sie kaufte ihn nach der Wende zurück, und seit sie 2012 durch eine Ausstellung im New Yorker Moma den Ritterschlag erhielt, beliefert sie mit ihrer Kunst Galerien, Kinderkliniken und Sammler weltweit.

Die Krux

Fast nichts von alledem lag in den DDR-Geschäften, fast alles ging ins Ausland. Noch ergänzt durch Isolierkannen, Theatergläser, Bestecke, Lampen, Hüte, Stapelstühle, die der Schuldentilgung im Ostblock dienten. Handmixer und Staubsauger wurden nach Italien, Frankreich, die Niederlande exportiert. 80 Prozent der DDR-Textilproduktion tauchten umetikettiert in westdeutschen Versandhauskatalogen wieder auf, Bormann-Moden und Hellerau-Möbel inklusive. So dass, unterm Strich, ostdeutsches Design den Geschmack der westlichen Mittelklassen mitprägte, während das eigene Land von dem, was der Westen nicht abnahm, lebte: Ladenhüter, zweite und dritte Wahl, Kitsch & Co. Oder um ein geflügeltes Wort des Meisterzynikers Heiner Müller abzuwandeln: Was es in der DDR zu kaufen gab, «waren im besten Fall Grabbeigaben».

Arte povera

Aber das Blatt hat sich gewendet, und zwar doppelt. Im Jahr 2008 hielt mehr als ein Drittel der rund 5000 befragten sechzehn- bis siebzehnjährigen Schüler in den vier grössten deutschen

Bundesländern Konrad Adenauer bereits für einen DDR-Politiker. Und um die gleiche Zeit erlebte das als «asiatisch» verpönte Ostdesign plötzlich eine Renaissance und bekam einen Zukunftsappeal, der Konrad Adenauer vermutlich fassungslos gemacht hätte.

Wie hätte er sich als Miterfinder des deutschen Wirtschaftswunders auch vorstellen sollen, dass einmal eine Zeit anbrechen würde, in der die unter dem Druck von Plan- und Mangelwirtschaft entworfenen DDR-Alltagsprodukte die Erotik einer avantgardistischen Arte povera entfalten könnten, weil sie mit einem Minimum an Kapital und einheimischen Rohstoffen ein Maximum an zeitlos schlichter Form, Funktionalität, Langlebigkeit, Anwender- und Reparaturfreundlichkeit verbinden und so das ideale Design für den modernen «Simplify-your-life»-Trend und Askese-Lifestyle bilden?

TV-Kritik

Vergessen Sie «Club» und «Arena»

René Hildbrand

Servus TV: Talkshows und Dokumentationen

Ein Privatsender aus dem Salzburger Land gewinnt immer mehr Nutzer. Im eigenen Land, aber auch in Deutschland und in der Schweiz. Servus TV schafft das vornehmlich mit markigen Talkshows sowie erlesenen Dokumentationen und Wissenssendungen. Während der ORF mit seiner Gesprächsrunde «Im Zentrum» am Sonntag immer häufiger langweilt, läuft im Programm von Primus Servus ein Duell der Meinungsmacher: «Links. Rechts. Mitte». Das ist eine blutvolle Sendung, die den Zuschauern beide Seiten der Medaille aufzeigt. Vergessen Sie die «Arena»: Mit dem «Talk im Hangar-7» gibt es bei den Österreichern am Freitag zur selben Sendezeit ein Format, in dem das Zeitgeschehen in einem lebendigen und pointierten Austausch auf den Punkt gebracht wird. Direkt davor kommt «Fleischhauer – 9 Minuten netto». Der deutsche Kolumnist Jan Fleischhauer (*Focus*) spricht darüber, was ihn und was Deutschland bewegt. Ein Genuss. Am Dienstag debattieren in der Sendung «Klartext» jeweils zwei kluge (deutsche) Köpfe wochenaktuelle Themen. Im Gegensatz zum SRF-«Club» lädt Servus TV ausschliesslich Gäste ein, die etwas zu sagen haben.

Transparenz: Auch *Weltwoche*-Chef Roger Köppel macht eine Sendung für Servus TV. Sein Talk-Format «Der Pragmaticus» wird jeden ersten Sonntag im Monat ausgestrahlt. Bonus für Servus: Die an dieser Stelle angesprochenen Sendungen kommen in den Kritiken regelmässig gut weg. Auf den Deckel bekommt öfter Ferdinand Wegscheider, Intendant des Senders. Grund: Der rechtsbürgerliche Jurist und frühere ORF-Moderator übt in seiner Sendung «Der Wegscheider» im Wochenrückblick regelmässig knallharte Kritik am Staat und an den Institutionen.



Wie ein Baukasten voller Blöcke: Kinofilm «The Tragedy of Macbeth».

Film

Mimischer Faltenwurf

Wolfram Knorr

The Tragedy of Macbeth (USA, 2021).

Von Joel Coen. Mit Frances McDormand, Corey Hawkins, Brendan Gleeson, Kathryn Hunter

Es ist seine düsterste Tragödie und voll wildester Widersprüche: ein Held, zwischen Gewissenspein und blutgierigen Wahnideen schmorend, sich zum Tyrannen hochmordend. Eine Gattin, die ihn tatgeil anstiftet und in der zugleich das Sühnen bis zum Irrsinn brodeln. Feinde, die türmen, aber ihre Familien schutzlos dem Tyrannen überlassen. Ein Trumm, in dem sich Hexenwahn und politisches Kalkül heillos verheddern – über ein Dutzend Adaptionen von Shakespeares «Macbeth» gibt es.

James Stuart Blackton drehte 1908 die erste, und sie dauerte neun Minuten. Ein Jahr später folgten zwei weitere (aus Frankreich und Italien). Die Versionen von Orson Welles (1948), Akira Kurosawa (1957), Roman Polanski (1971) gelten als Klassiker. Modernisierte TV-Miniserien folgten, und sogar Thriller-Autor Jo Nesbø griff zu «Macbeth». Keine Frage, das Drama bleibt verführerisch, besonders in wuchtigen Spektakeln wie zuletzt in jenem

von Justin Kurzel (2015) mit Michael Fassbender und Marion Cotillard.

Nun folgte, das ist den hymnischen Kritiken zu entnehmen, ein unglaubliches Ereignis: Joel Coen, der bislang nur im Doppelpack mit Bruder Ethan Geschichten am Rande makabrer Groteskscherze schuf («Fargo»), stemmte erstmals alleine – und gleich Shakespeares Düster-Gewicht «Macbeth». Der Alleingang führte schon zu Irritationen: Wollte der Bruder nicht? Gab's Spannungen? Oder beehrte Ethan einfach nicht noch einen «Macbeth»? Alles Spekulationen.

Joel hat sich mit Gattin Frances McDormand als Produzentin und Lady Macbeth gleich an eine Fassung gemacht, die nicht gerade das

Denzel Washington ist zu edel und Frances McDormand zu porzellanig-glatt.

Zeug zum Kassenmagneten hat, dafür wohl die gebildeten Stände in Erregung setzen würde. Denn Joel ging einen kühnen Weg: weg vom Spektakel, zurück zu den Werten ges. gesch. Repräsentationstheatralik. Seine Version ist divers besetzt, mit Denzel Washington als Macbeth und Corey Hawkins als Macduff, auch hat er gestrafft, die Sprache zuweilen geglättet (Joel Coen schrieb auch das Drehbuch) und dem skrupellosen Ehrgeiz-Paar die schamlos wilde

Machtgier gekappt. Washington und McDormand sind im gesetzten Alter, ihr Ehrgeiz wirkt abgeklärt.

Ging es Coen um eine «aktuelle» Restauration eines abendländischen Hausschatzes? Sicher nicht, aber die Behauptung, seine Deutung sei «unbedingt nötig», wie es in einer Kritik heisst, sie sei eine «Grundinstandsetzung», ist schon ein bisschen irritierend. Im alten, fast quadratischen Format und kontrastreichen Schwarzweiss gedreht, ist Coens Film in seiner geometrischen Strenge visuell zwar beeindruckend, beeinflusst vom deutschen Expressionismus und von Orson Welles' «Macbeth», der 1948 im Republic-B-Pictures-Studio für wenig Geld drehen musste, aber auch puritanisch. Wieso soll das «nötig» sein?

Joel Coen realisierte die Tragödie ähnlich wie Welles komplett in einem Studio. Das Set wirkt wie ein Baukasten voller Blöcke: hohe Mauern, Gewölbe, Gänge, Treppenfluchten, tiefe Fenster, glatte, kahle Wände (gestaltet von Stefan Dechant). Kälte, Nacktheit, selbst die harten Licht-und-Schatten-Muster (Kamera: Bruno Delbonnel) sind von silbriger Frostigkeit. Die Heidelandschaft, in der die Hexen Macbeth' Zukunft weissagen, ist dunkel, karg, nebelverhangen.

Bei Coen ist es nur eine Hexe (Kathryn Hunter), die sich verdreifacht und zu einem Rabenschwarm wird. Wenn sie im schwarzen Umhang vor Macbeth und Banquo (Bertie Carvel) auf dem Rückweg von ihrer gewonnenen Schlacht aufragt und Macbeth mit einem Schaudern in der Stimme prophezeit, König von Schottland zu werden, gerinnt das Bild zu einer Samuel-Beckett-Horror-Ödnis, durch die mit Grimm Ingmar Bergmans Teufel aus «Das siebente Siegel» schreitet, als wandle er (sie) fürbass über einen Gothic-Areopag.

Es bleibt eine Ergriffenheitsleistung

Mit der Hexenprophezeiung sieht sich Macbeth als Gewinner schicksalhafter Mächte, seiner Zukunft sicher. Doch als König Duncan (Brendan Gleeson) einen Sohn zum Nachfolger bestimmt, packen Macbeth Zweifel. Um das Schicksal «wahrzumachen», hilft er nach, greift zum Mord, angetrieben von seiner Gattin. Bei Coen hält sie sich zurück, ihr Machthunger bleibt begrenzt, sie machen «gemeinsame Sache».

Das aber bremst die seelische wie emotionale Wucht des ineinander verharkten Paares. Voll innerer Zweifel, aber eben kühl, helfen Washington und McDormand ihrer Bestimmung nach. Ihre Abgründe sind mimischer Faltenwurf, die Kamera ist nah und steigert den dramatisch-verbale Strudel, dem man sich genüsslich aussetzt (vor allem im Original). «The Tragedy of Macbeth» (so der Originaltitel) ist ein Ungeheuer von Stück. Aber anders als Richard III., der sich wegen seiner Missgestalt zum rabiat

mordenden Tyrannen aufschwingt, ist Macbeth ein wilder, blutgieriger Zauderer. Diese Zerrissenheit vermittelt Denzel Washington zu edel, und Frances McDormand ist zu porzellanig-glatt.

Und so bleibt alles Ergriffenheitsleistung, vom ausgeklügelten Bühnenbild über die Kamera, die Musik (Carter Burwell) bis zum Schnitt. Schon klar: Joel Coen stemmt sich gegen alle Unarten der Bilderflut, der süffigen Eingängigkeit und gegen alles, was der Sünden heute mehr sind.

Kabarett Rock 'n' Roller unter den Comedians Mathias Haehl

«S isch kompliziert – Bänz Friedli schafft Unordnung»
Auf Schweizer Kleinbühnen bis Ende 2023

Das Leben ist kompliziert geworden. Wenig persönliche Kontakte, Home-Office, jeder auf sich selbst zurückgeworfen. Man ist aus dem Tritt. Hinterfragt die kleinsten Dinge in der grossen Welt. So auch Kolumnist und Kabarettist Bänz Friedli, neu mit seinem fünften Programm auf Tour. Sein erster Satz: «Bänz Friedli hat die Gruppe verlassen.» Er möchte nirgends mehr dazugehören, nicht zu den Linken oder Rechten, nicht zu den Stündelern oder Trychlern, und, nein, er ist auch noch kein alter weiser Mann. Alles ist dem Berner Wahlzürcher suspekt, und da nimmt er uns als träger Seismograf mit auf seine Gedankenreise durch die Welt. Politik, Sport, Gendersprachverwirrung, Klimawandel, Stadt-Land-Konflikt – kurz, er macht sich seinen Reim auf all die kleinen und grossen Dinge, die uns umtreiben. Corona inklusive, diese «fucking petite grippe».

Friedli umschreibt ein Gefühl, das derzeit alle kennen: Es droht Informationsverstopfung. Auch das Tempo macht schwindlig. Was ist richtig, was falsch? Kompliziert ist es allemal. Alle haben zwar eine Meinung, aber kaum noch den Durchblick. Und der Friedli? Macht genau das zum Thema. Mit Präzision, Tempo, Charme und hoher Pointenkadenz. Humor kann eine ernste Sache sein: Nie war mehr Streit und Hass, mehr Verunsicherung mit Migration und Inflation.

«Tätowierte Bubis»

Der 57-Jährige, der 2015 den Salzburger Stier gewann und damit die höchsten Weihen in der deutschsprachigen Kleinkunst empfing, hangelt sich wie beiläufig von Krise zu Aufreger, macht sich über grosskotzige Banker mit ihren Anglizismen lustig und öffnet Secondos mit

ihrem Balkan-Slang nach, dass es eine Freude ist. Der Rock 'n' Roller unter den Comedians flucht, predigt und hält uns den Spiegel vor, wenn er zeigt, wie wir hadern und darin scheitern, ein verantwortungsvolles Leben führen zu wollen.

«Ja – nein, schwarz – weiss, like – hate», so sucht man Klarheit, doch Friedli weiss: Es ist so einfach dann doch nicht. Da hebt er schon mal den Moralfinger, wenn er die menschenverachtenden Investoren aus Katar anklagt, nochmals den Lügenbaron Trump hervorklaubt oder frech die Lokalpolitik karikiert.

Noch lässiger ist er am Ball. Im trendigen Sakk mit Steilfrisur und Poschettli hebt Friedli zur Tirade gegen die «tätowierten Bubis» aus dem Fussballzirkus an und legt ein hinreissendes Plädoyer fürs «Froueschutte» hin, weil hier «fairer, ohne Schwalben gespielt wird und es noch nie Ausschreitungen gab». Grund: Geld, das bekanntlich den Charakter verdirbt. Zahlen belegen das: Die 1700 Frauenprofis verdienen zusammen jährlich 45 Millionen, der Brasilianer Neymar deren 90 allein.

Friedli erzählt, warum er auf der Bühne steht und sich produziert, obwohl «von Ängsten und Zweifeln geplagt»: Er war der Kleinste in der Schule, sein Bruder war gross und hat alle Mädels abgezügelt. Jetzt liegen sie dem Bühnenmann zu Füssen.

Natürlich muss der Kabarettist vereinfachen – es ist sein Job. Doch Friedli hat die «absolute Wahrheit» nicht gepachtet. Sondern zitiert Kurt Tucholsky: «Ich glaube jedem, der die Wahrheit sucht. Ich glaube keinem, der sie gefunden hat.» Er will von jungen Menschen lernen, Gutes zu tun. Und auf dem Heimweg ertappt man sich, wie man sich das auch vornimmt. Aber eben: «S isch kompliziert.»

Glücksgefühle
prägen!



SCHELLENBERGGRUPPE

Das innovative Familienunternehmen für Printmedien und digitale Kommunikationslösungen – schweizweit vertreten.

+41 44 953 11 11
schellenberggruppe.ch



Bis heute stellt er die Spontaneität über die Perfektion: Musiker Dylan.

Pop

Dylans letztes Hoch vor dem ersten Tief

Jean-Martin Büttner

Bob Dylan: Springtime in New York. The Bootleg Series Volume 16. Sony (als Doppel-CD oder in der Deluxe-Version mit fünf CDs).

Über vierzig Stücke hatte Bob Dylan mit den drei jungen, unbekannteren Punk-Musikern ausprobiert, die ihm sein Sohn Jakob empfohlen hatte. Das junge Trio sollte Bob Dylans ersten Auftritt in der David-Letterman-Show begleiten. Das war im April 1984, als es darum ging, «Infidels» bekannt zu machen, Dylans erstes säkulares Album nach einer fundamentalistisch-christlichen Periode.

Gerade weil «Infidels» sich vom Prediger-sound der drei religiösen Alben abhob, wäre für Dylan der Fernsehauftritt bei Letterman so wichtig gewesen. Ihn selber schien das nicht zu kümmern. Denn kurz bevor die Musiker vor die Kameras des coolen Moderators traten und sich damit einem Millionenpublikum darboten, wandte sich Dylan an die junge Band und teilte ihr mit, er wolle als Erstes «Don't Start Me Talkin'», spielen, einen klassischen, von den Musikern ungeprobten Blues von Sonny Boy Williamson.

Der Bandleader legte los, die Band spielte sich ins Feuer. Das zweite Stück stammte zwar

vom neuen Album, «License to Kill», war aber textlich selbstgerecht und auch musikalisch eines der schwächsten neuen Lieder. Beim dritten schliesslich, dem meisterhaften «Jokerman», brauchte Dylan eine ganze Weile, um zu realisieren, dass er eine Harmonika in der falschen Tonart ausgewählt hatte.

Bob Dylan eben. Bis heute stellt er die Spontaneität über die Perfektion. Mit allen Risiken musikalischer Kollateralschäden, die bei ihm bis zur Selbstdemontage gehen konnten. Dylan hat sich in neuralgischen Momenten seiner Karriere immer wieder sabotiert. Da war sein lamentabler Auftritt am Ende der «Live Aid»-Show, den die ganze Welt mitbekam. Da war sein unengagiertes Konzert in der DDR. Sein vorsätzlich ungeniessbarer Auftritt im Rahmen von «MTV Unplugged», das ihn doch als grossen Songschreiber feiern sollte. Die meist quälend schlechten Auftritte der letzten Jahre.

Unprofessionalität als Prinzip

Dylans schusseliges Verständnis von Professionalität konnte im Studio so weit gehen, dass er brillante Songs unveröffentlicht liess und stattdessen auf mediokres Material setzte. Fast auf keinem Album hat er das so konsequent betrieben wie auf «Infidels».

Die Wünsche der Fans nach einer Korrektur werden auf «Springtime in New York», wie Dylan die 16. Ausgabe seiner «Bootleg Series» genannt hat, über alle Erwartungen hinaus erfüllt. Die Sammlung enthält Tournee-

proben, Coverversionen, unveröffentlichte Songs oder alternative Varianten aus den Alben «Shot of Love», «Infidels» und «Empire Burlesque».

Das letzte Album war 1985 in einem aufgedonnerten Mix des Produzenten Arthur Baker erschienen, während «Infidels» auf mittelmässige Lieder setzte. Zum ersten Mal in seiner Karriere schien Bob Dylan sein Gespür für die Qualität seiner Arbeit verloren zu haben. Und es wurde schlimmer; in den folgenden Jahren sollte er seine beiden schlechtesten Alben veröffentlichen, er trank bis zur Besinnungslosigkeit und sah auf der Bühne aus wie eine verfettete Selbstparodie.

Exzess der Komplettisten

Die neueste Version der «Bootleg Series» korrigiert Bob Dylans Fehlentscheide, indem sie das veröffentlichte Material mit den damals zurückgehaltenen Songs ergänzt. Die Outtakes und Proben zu «Shot of Love», der letzten von Dylans drei reaktionärchristlichen Bekehrungsplatten, rehabilitieren diese mit alternativen Versionen und Interpretationen fremder Lieder auf hohem Niveau. Dasselbe gilt für die Outtakes aus «Infidels», bei denen man sich fassungslos fragt, wie Dylan diese zugunsten so viel weniger interessanter Lieder zurückhalten konnte.

Die grösste Überraschung aber bieten die ursprünglichen Versionen der Lieder vom Album «Empire Burlesque». Die jetzt nachgelieferten Originalversionen werten die Songs so sehr auf, dass sie als Aufführungen begeistern. Von keinem anderen Songwriter lässt sich sagen, dass sich dermassen viel unveröffentlichtes Material auf einem so hohen Niveau publizieren lässt, und das seit bald 25 Jahren.

Bei anderen Kollektionen kann die schiefe Menge des Materials deprimieren, weil sie sich an jene richtet, die Musik nicht hören, sondern bloss besitzen möchten. Schon Sigmund Freud hatte das Sammeln als eine anale Tätigkeit durchschaut, ein genussfreies Anhäufen um der Vollständigkeit willen, ein freudlos-gieriges Horten. Er konnte das Symptom auch deshalb so gut fassen, weil er selber daran litt. Freud sammelte unter anderem ägyptische Statuetten, die er auf seinem Schreibtisch aufstellte; «meine dreckigen Götter» nannte er sie.

Aber Sammeln hat immer etwas von einem Einsargen. Für Bob Dylan ist die Musik Ausdruck des Lebendigen, funktionieren die Texte als Erzählungen und Übersetzungen einer oralen Tradition. Je monotoner sich unveröffentlichte Kollektionen seines Materials anhören, desto stärker verraten sie gerade das, worum es Dylan immer gegangen ist: Musik zu spielen und zu hören als vertontes Fühlen und gesungenes Denken.

Serie

Verdorbene Früchte des Friedens

Pierre Heumann

Das Mädchen aus Oslo (Israel/Norwegen, 2021)
Serie von Kyrre Holm Johannessen,
Ronit Weiss-Berkowitz. Mit Andrea Berntzen,
Anneke von der Lippe, Raida Adon. Auf Netflix.

Es kommt ein bisschen viel zusammen in der Netflix-Serie «Das Mädchen aus Oslo»: Im ägyptischen Sinai entführen Radikale des Islamischen Staats drei junge Menschen, die am Roten Meer Ferien machen. Ihnen droht der Tod durch Kopfabschneiden, wenn Israel und Norwegen die als Lösegeld geforderten IS-Gefangenen nicht freilassen. Die israelische Regierung weigert sich.

Das stürzt den Minister für Geheimdienste, Arik Shor, in ein Dilemma. Denn parallel zur Geiselnahme erfährt er nach mehr als zwei Jahrzehnten, dass es sich bei einer der Entführten um seine Tochter handelt, von deren Existenz er bisher nichts gewusst hat. Ihre norwegische Mutter Alex, die ihrer Tochter in den Nahen Osten nachgereist ist, informiert ihn darüber, weil sie ihn erpressen will. Wenn Arik Shor die drei Geiseln nicht nach Hause bringe – mit welchen Mitteln auch immer –, werde sie, seine einstige Geliebte, das Geheimnis von der gemeinsamen Tochter verraten. Damit, droht sie, wäre nicht nur seine politische Karriere, sondern auch seine Ehe bedroht.

Im Thriller spielt schliesslich auch die palästinensische Ärztin namens Layla eine Schlüsselrolle. Sie versucht ihren Sohn, der bei der Geiselnahme aktiv dabei war, von seinen neuen Freunden, den Fundamentalisten, wegzulocken. Er soll die Geiseln befreien.

List und Gewalt

Israelischer Minister, norwegische Diplomatin, Ärztin aus Gaza: Die Klammer in diesem verquickten Konstrukt sind die Friedensverhandlungen von Oslo aus dem Jahr 1992. Die drei Aktivisten lernten sich damals beim Beginn des Friedensprozesses kennen, der im September 1993 mit dem Handschlag zwischen Palästinenser-Führer Jassir Arafat und dem israelischen Premier Jitzhak Rabin besiegelt wurde. Fast drei Jahrzehnte später ist von der damaligen Hoffnung auf bessere Zeiten nicht viel übriggeblieben. Nostalgisch schimmert die Enttäuschung über die verfehlten Ziele immer wieder durch. Doch niemand hat Zeit, den Träumen von damals nachzutruern. Denn es gilt, die drei Kids aus den Klauen der Islamisten zu befreien, nötigenfalls auch ohne dabei auf die Forderungen der Entführer einzugehen, also mit List und Gewalt.

Doch wie kann man drei Menschen, die auf der grossen, gebirgigen Sinai-Halbinsel gefangen gehalten werden, finden und herausholen? Zunächst wird wie in einem PR-Film Israels High-tech eingesetzt: Beobachtungssatelliten der Armee helfen, das Trio im Sinai, der 34-mal so gross ist wie der Kanton Zürich, zu lokalisieren. Diese Spione im All werden in der Regel eingesetzt, um Waffentransporten von Islamisten auf die Spur zu kommen, die in Richtung Israel unterwegs sind, oder um Bewegungen rund um iranische Atomanlagen zu identifizieren.

In der Kommandozentrale kann man zwar die Bewegungen der drei Entführten auf Bildschirmen verfolgen. Aber der Sinai ist ägyptisches Gebiet. Und Kairo will von einer israelischen Befreiungsaktion nichts wissen. Deshalb greift Arik Shor zu anderen Mitteln, unter Umgehung der Kabinettsbeschlüsse.

Auch wenn die Serie vom Plot her spannend ist, stellt sie mitunter zu stark auf Klischees ab. So fehlt den Islamisten oder dem Hamas-Führer jegliches Profil. Und gerade weil die drei Haupt-

Die Klammer sind die Friedensverhandlungen von Oslo aus dem Jahr 1992.

figuren bei den Verhandlungen von Oslo aktiv dabei waren und das auch wiederholt betonen, hätte es sich aufgedrängt, der Frage «Was lief schief?» vertieft nachzugehen. Doch die israelisch-norwegische Koproduktion (einige der Darsteller kennt man aus der israelischen Erfolgsserie «Fauda») versäumt es, die Hintergründe des gescheiterten Friedens auch nur ansatzweise zu erforschen. Die Akteure spielen vielmehr in einer Welt, in der die Bösen gegen die Guten kämpfen. Das Wort Oslo als Metapher für den Friedensprozess der 1990er Jahre wird zwar mehrmals angesprochen, aber die Dialoge kommen dann nicht über ein «Wie damals dürfen wir auch heute nicht aufgeben» hinaus. Das ist, gerade auf einer abenteuerlichen Polit-Reise durch den Nahen Osten, etwas dürftig.



Jazz

Nachhall eines Tsunamis

Peter Rüedi

Art Blakey and the Jazz Messengers:
First Flight to Tokyo. The Lost 1961 Recordings.
Blue Note BN 2801

Art Blakey's Jazz Messengers at Birdland:
Ugetsu. Original Jazz Classics
0888072326927 (urspr. Riverside)

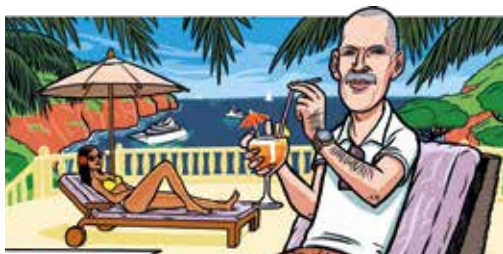
Das Konzert, das Art Blakeys Jazz Messengers am 14. Januar 1961 in Tokios Hibiya Public Hall gaben, muss über das Publikum herein gebrochen sein wie ein Tsunami. Es war eine der ersten Live-Begegnungen japanischer Zuhörer mit Jazz, einer Musik, die für das Gegenteil des fernöstlichen Kunstideals stand, in dem Tradition und Nachfolge überkommener Meisterschaft alles, Individualismus, Selbstverwirklichung, ja «Genie» nichts bedeuteten. Wayne Shorter, als Tenorsaxofonist Mitglied der im Westen meistbeachteten Formation des Hard Bop, erinnert sich: Nichts seien sie, die Afroamerikaner, damals so oft gefragt worden wie was für sie «Originalität» und «Authentizität» bedeute. Jetzt sind die Aufnahmen wiederentdeckt und auf Blue Note greifbar. Ein Ausläufer des Tsunamis weht uns noch heute an.

Die Jazz Messengers, vom Power-Drummer um die Mitte der Fünfziger gegründet, zu einer festen Grösse etabliert und bis zu seinem Tod 1990 mit wechselndem Personal weiterentwickelt, waren vielleicht die eindrücklichste Talentschmiede des klassisch modernen Jazz; ein eigentlicher Durchlauferhitzer für Spitzentalente auf dem Sprung zum Ruhm. Blakey war ein explosiver, solistisch überwältigender, aber immer «musikalischer» Drummer. Und einer, der mit gewaltigem Drive seine Partner über deren normale Flughöhe hinaus lancieren konnte. Ein Hexenmeister der Dynamik.

Die Jazz Messengers in der Version 1960/61 waren mit Wayne Shorter, der sprühenden Trompete von Lee Morgan, dem Blues-Heizer Bobby Timmons am Piano und Jymie Merritt am Bass auf dem Gipfel ihrer Popularität und Produktivität, in der Konfrontation ihrer alten Hits (u. a. Timmons' «Moanin'» und «Dat Dere» oder Benny Golsons «Blues March») mit einem neuen Publikum neu entfacht und inspiriert. Ein Must nicht nur für Hardcore-Fans.

Wenn auch mein Favorit unter den vielen Glanzstücken der Gruppe ein anderer Live-Mitschnitt bleibt: «Ugetsu», ebenfalls mit Wayne Shorter am Tenor, aber mit Freddie Hubbard an der Trompete, Curtis Fuller an der Posaune und Cedar Walton am Piano. Aufgenommen 1963 im «Birdland». Nach einem weiteren Flug nach und sozusagen als Hommage an Japan.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Meine Kohle

Mark van Huisseling

«Ach, und davon kann man leben?» Das ist möglicherweise die häufigste Rückmeldung, die ich bekomme, wenn ich die Frage, was ich beruflich mache, wahrheitsgetreu beantworte: «Ich bin freier Journalist und Autor.»

Die längste Zeit, um auch betreffend mein Einkommen ehrlich zu sein – mehr übertrieben werde nur, sagt man, wenn's um Sex geht –, verletzte es mich ein wenig, wenn Leute mir bloss einen Hungerleiderlohn zutrauten. Weil auf meiner Wertigkeits-Stufenleiter Journalisten und Autoren verhältnismässig hohe Ränge belegen. Mir ging's also umgekehrt wie der Zentralfigur in dem Witz, die Bekannte auffordert: «Sag meiner Mutter bitte nicht, dass ich für eine Bank arbeite. Sie meint, ich mache was Anständiges – Klavierspieler in einem Bordell.»

Es war sogar eine Zeitlang so, dass ich das Gefühl hatte, mein Erwerbseinkommen demnächst erheblich steigern zu können und bald zu den Gutverdienern zu gehören. Schliesslich erfüllte ich Arbeiten zur Zufriedenheit meiner Verleger und Auftraggeber, wurde als einigermaßen talentiert eingeschätzt von Redaktorinnen und Berufskollegen sowie ein wenig wahrgenommen vom breiten Publikum; ich stand damals in der Mitte meiner vierziger Jahre. Gestützt worauf ich annahm, von nun an würde es bergauf gehen, ist mir heute nebelhaft.

Früher, bis in die 1980er oder allenfalls 1990er Jahre, war es noch die Regel, dass Angestellte ihre Gehälter während der Laufbahn stetig steigern konnten (oder dass diese jedenfalls nicht gekürzt wurden, vorausgesetzt, es handelte sich um brauchbare Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter). Später änderte das. Als Kurvendiagramm dargestellt, entsprechen Saläre heute

eher einem Hockeyschläger, bei dem das kurze Ende links liegt – nach dem Berufseinstieg nimmt der Verdienst zu, erreicht eher früher als später seinen Peak, die Spitze, und nimmt in der Folge nur noch ab, falls man den Job überhaupt halten kann.

Meinen ersten Auftrag als freier Journalist holte ich 1990, falls ich mich recht erinnere, und zwar für den *K-Tipp*, ein Konsumentenmagazin, das damals noch *K-Tip* hiess; der Tagessatz, den mir der als Unternehmer, nicht Wohltäter, bekannte Herausgeber bot, betrug 540 Franken. 32 Jahre später kann ich seltenst für einen journalistischen Job 65 Franken, auf eine Stunde runtergebrochen (bei 8,25 Stunden pro Tag inklusive Sozialleistungsanteil), in Rechnung stellen, obwohl ich behaupten würde, meine Erfahrung, mein Können und in der Folge die Ausstrahlung meiner Artikel seien heute (unwesentlich) grösser als damals.

Für mich ist das, irgendwie, in Ordnung. Die Arbeit macht mir nach wie vor meistens Spass, ich finde sie mehr oder weniger sinnstiftend – ich schreibe über Menschen und Dinge, die mich interessieren. Einen Chef im eigentlichen Sinn habe ich keinen, Bürokolleginnen und -kollegen ebenfalls nicht (wofür ich dankbar bin). Ich werde, so sieht's aus, weitermachen, solange jemand meine Texte veröffentlicht. Aber: Ich kann mir das einzig leisten, weil ich, *against all odds*, ein paar Jahre lang einige grössere Aufträge mit guten Pauschalhonoraren (nicht Investmentbank-Mitarbeitermässig gut, logisch, aber immerhin) hatte. Doch wenn mir ein 25 Jahre Jüngerer sagt, er möchte

Als Kurvendiagramm dargestellt, entspricht das Salär eher einem Hockeyschläger.

auch freier Journalist und Autor werden, frage ich: «Ach, davon willst du leben?» (oder denke es wenigstens). Was, und bitte entschuldigen Sie die Getragenheit des Gedankens, kein schönes Bild der Medienbranche wiedergibt beziehungsweise nicht gut ist für die Demokratie.

Sollte mein fünfjähriger Sohn in ferner Zukunft wissen wollen, was sein Vater bezüglich Berufswahl meint, werde ich ihm raten: «Überleg, wer deine Rechnungen zahlt.» Was ich damit sagen will: Kürzlich hatte ich, der Unter-65-Franken-die-Stunde-Mann, einen Elektriker, Pardon: Lichtgestalter, im Kinder-

zimmer, um eine Lampe anzuschliessen, für 145 Franken pro Stunde. Teuer? Nicht im Vergleich zu dem Monteur oder meinetwegen Techniker, der wegen des Kühlschranks kam – Fr. 170.75 pro Stunde (plus MwSt.).

Irgendwie ist die Welt eine verkehrte, wenn der Auftraggeber weniger verdient, als der Auftragnehmer kostet (um genau zu sein: nicht mal die Hälfte davon). Ich wünschte, es wäre in der hochqualifizierten, sogenannten kreativen Industrie auch so.



UNTEN DURCH Bruno bald im Ruhestand Linus Reichlin

Mein Freund Bruno wird dieses Jahr pensioniert. Er nennt es «pengl-sioniert», weil es für ihn den Charakter einer Exekution hat. Er sagte: «Faktisch wird einem bei der Pensionierung doch der Job unter dem Arsch weggeschossen wie Old Shatterhand das Pferd! Und danach stolpert man noch eine Weile zu Fuss durch die Sierra Madre des Ruhestands, bis man an irgendeinem Kaktus hängenbleibt und seine Seele aushaucht!» – «Ich hoffe, du hauchst sie nicht ungefiltert in die Atmosphäre aus», sagte ich, «wer weiss, was da für Schadstoffe drin sind.» – «Damit macht man keine Scherze», sagte Bruno, «die meisten Pensionierten sterben innerhalb von zwanzig Jahren, und bis es so weit ist, bauen sie ab, geistig und körperlich.»

«Dafür gibt es ja die Kreuzworträtsel in der *Coop-Zeitung*», sagte ich, «und die Neun-Tage-Busreisen für Senioren durch Italien. Du solltest jetzt schon anfangen, für diese Reisen zu trainieren, wenn du nicht bereits bei der ersten draufgehen willst. Tägliche Stadtbesichtigungen zu Fuss! Täglich stundenlange Fahrten in Bussen mit nur einer Bordtoilette

für dreissig vergrösserte Prostatae! Zu essen gibt's nur ölige, magenbeschwerende Spaghetti, und abends stellen sie dir algerischen Kochwein hin, auf dessen Etikette jemand handschriftlich «Vero Vino d'Italia» gekritzelt hat. Auf diesen Seniorenreisen zeigt sich, wer abgebaut hat und wer nicht. Nimm diese Challenge an, Bruno!»

Aber nein, Bruno will sich seinem Ruhestand nicht stellen. Er will lieber darüber jammern, wie gern er doch arbeitet, wie gern er jeden Morgen ins Büro geht, wo seine Kollegen sitzen und wo seine Kaffeetasse steht, aus der er seit nunmehr 45 Jahren Billigmischungen trinkt. Durch das Koffein gewinnt er eine Energie, die er aber nicht in die Erledigung seiner Arbeit investiert, sondern ins Durchblättern von Gratiszeitschriften auf der Firmentoailette. Die Wahrheit ist, dass Brunos Kollegen ihm in Anspielung auf eine berühmte Fantasyserie den Spitznamen «Lame on Throne» verpasst haben, weil er täglich eine Stunde lang auf dem Klo sitzt, angeblich wegen seines trägen Darms. Bei einem Weihnachtessen der Firma sagte Brunos Chef einmal zur vorgerückten Stunde, er wäre schon froh, wenn Bruno halb so schnell arbeiten würde wie sein Darm.

Nach Brunos Pensionierung werden die Quartalszahlen der Firma genau um den Prozentsatz in die Höhe schnellen, der der Umsatzminderung durch seine Thronsitzen entspricht. «Man sollte so lange arbeiten dürfen», sagte Bruno mit feuchten Augen, «wie man will und kann, nur schon, damit den Firmen nicht die ganze Erfahrung von uns alten Hasen verloren geht!» – «Du könntest ja deine ganze Berufserfahrung», sagte ich, «auf einen Post-it-Zettel schreiben und diesen am Tag deiner Pensionierung ans Anschlagbrett im Kaffeeraum kleben. Dann könnten die jungen Angestellten es lesen und lernen, wie man einen trägen Darm kultiviert.»

Bruno schaute mich an und sagte: «Wenn man einen Freund wie dich hat, braucht man keine Pistole mehr.» – «Was du brauchst», sagte ich, «ist ein Tütchen mit Tomatensamen. Das gehört in die Brusttasche jedes Rentners. All die köstlichen Tomatensorten wie das Sibirische Birnchen oder die Zuckertraube würde es ohne die Rentner gar nicht geben.» Aber Bruno will nicht nach vorn blicken, in Richtung Tomatenzucht. Er möchte lieber weitere 45 Jahre lang jeden Morgen im Büro seine Büropantoffeln

anziehen, die er mal in Finnland gekauft hat, weil es dort den besten Filz gibt. In diesen Filzlatschen läuft er auf den Fluren der Firma herum und verteilt fotokopierte Memoranden, in denen er zum Beispiel schreibt: «Liebe Kollegen! Mein blauer Kugelschreiber (der mit dem Herz drauf und der Aufschrift «Hotel Garni Bellevue Locarno») ist verschwunden. Wer weiss Näheres über ihn? Wer kennt den Täter? Bitte Nachricht an Kostenstelle 45a.»



FAST VERLIEBT

Das Problem mit der Rache

Claudia Schumacher

Das Weihnachtsfest bei seinen Eltern endete im Zank. An Silvester schafften sie es kaum, anzustossen, da kurz vor Mitternacht erneut Streit ausgebrochen war. Schliesslich trennte er sich von ihr, jetzt ist meine Freundin verletzt.

Niemand wird gerne verlassen. Nicht mal, wenn eine miese Beziehung endet, in der es einem nicht gutging. Befreit fühlt sich erst einmal nur der Gehende, während der Verlassene gekränkt ist. Manche Menschen nehmen diese Kränkung aber nicht hin: Sie versuchen stattdessen, sie mit voller Wucht zurückzuschleudern.

«Ich wollte es ihm heimzahlen», erzählt meine Freundin am Telefon. Ihr Racheplan: Bei einer Geburtstagsfeier wollte sie sich an einen gemeinsamen Freund ranmachen, ihr Ex war vergrippt zu Hause geblieben. Am Ende gingen sie und der Typ zusammen los von der Feier. Beide wohnten in Fussnähe, er brachte sie nach Hause. Vor der Tür unten küsste sie ihn einfach, und er versteifte sich, aber anders als geplant.

«Er hat mich abgewiesen», sagt meine Freundin und klingt beschämt. Die Frage, was ihr Ex denken werde, wenn sein Kollege ihm

von ihrer Aktion erzähle, quält sie. Sie habe ja mit dem Typen schlafen wollen, um ihren Ex eifersüchtig zu machen, «aber jetzt denkt er bestimmt, ich hätte es total nötig». Der Schuss ging nach hinten los. Ich glaube auch, dass ihr Ex begreifen wird, was sie vorhatte. Oh, wie schade, dass ich sie verlassen habe, so eine Liebe: Das wird er dann vermutlich nicht denken.

Sich am Ex-Partner rächen ist aus verschiedenen Gründen heikel. Zum einen, weil sich selten ein Gefühl der Befriedigung einstellt, wenn man fies wird zu anderen. Aber auch wenn man da keine Skrupel kennt, bleibt es schwierig.

Ein Naturgesetz der Trennungen lautet, dass der Gehende den Verlassenen um einen Kopf kürzt. Für Zwerge ist Rache einfach eine Nummer zu gross.

Wer frisch verlassen wurde, steht neben sich, agiert aus einem Gefühl der Schwäche heraus. Das zeitigt selten starke Ergebnisse. Die Wahrscheinlichkeit, dass die weggeschleuderte Kränkung am Ende doch wieder nur einen selbst trifft, ist hoch. Dann tut es noch mehr weh. Besser, man akzeptiert sie.

«Du hast recht!», fällt mir meine Freundin ins Wort. «Es gibt nur einen Weg, sich an ihm zu rächen: Beim nächsten Mal, wenn wir uns irgendwo zufällig treffen, muss ich einfach megahappy wirken, super aussehen, ihn richtig neidisch machen.» Ich zögere. Vermutlich wäre es gesünder, sie würde ihn loslassen. Sich einfach so um sich selbst kümmern. Aber ich bin froh, dass der neue Plan nicht lautet, mit einem Benzinkanister vor seiner Tür zu stehen. «Genau», sage ich also: «Glücklich wirken wollen, das ist doch ein Anfang. «Fake it till you make it.»»





FRAUEN

Cate Blanchett

In der Küstenstadt, in der ich lebe, hielt ich eines Tages eine Ladentür auf für die herauskommende Cate Blanchett, und sie schenkte mir ein wunderbares Lächeln. Sie lebt nach wie vor in unserer Grafschaft. Jemand, der neben ihr gewohnt hatte, sagte mir: «Sie können sich keine nettere Dame vorstellen. Der Mann und die Kinder waren ebenfalls absolut reizend.» Sie gehört zu den wenigen Promis, über die nie ein böses Wort fällt, was zu den grossen Rätseln gehört.

Beim Bewerben ihres neuen Films «Don't Look Up» sagte sie, er handle davon, «was passiert, wenn wir uns selbst belügen, statt der Wissenschaft zu vertrauen». Damit könnte sie insgeheim Impfgegner, Klimaleugner oder Menschen, die glauben, Männer könnten zu Frauen werden, gemeint haben – oder keine dieser Gruppierungen. Nichts zu wissen über die politischen Ansichten eines Promis, ist erfrischend.

Zu ihren Co-Stars in «Don't Look Up» gehört Meryl Streep, die als beste Schauspielerin ihrer Generation gefeiert wird. Doch während Streep offensichtlich nur tut, als sei sie eine Präsidentin, glaubt man Blanchett die Fernsehfrau im enganliegenden Kleid, die im einen Moment ihre Brüste im Décolleté hochschiebt und fragt: «Sind die Ladys okay?» und im nächsten Augenblick einen französischen Dichter aus dem 14. Jahrhundert zu zitieren vermag. Wenn sie beim Vernaschen des von Leonardo DiCaprio gespielten spröden Wissenschaftlers «Sagen Sie mir, dass wir alle sterben werden» keucht, ist das komisch und sexy zugleich. Wie Marlene Dietrich, die oft persönlich den Fussboden schrubbte, und Greta Garbo, die am Set in Männerpantoffeln erschien, ist auch Cate Blanchett eine Göttin von nebenan, die bestmögliche Kombination von Glamour und Bodenständigkeit.

Julie Burchill

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Adeles neue Nummer eins

Die Sängerin kauft in Beverly Hills bereits ihre vierte Liegenschaft. Sie gehörte Sylvester Stallone.



Wohlklingendste Postleitzahl: Villa im Beverly Park.

Genauer gesagt, hat sich Adele («Hello») ihr neues Haus in Beverly Park gekauft. In dieser sogenannten Gated Community in Beverly Hills wohnen die Leute mit dem höchsten Haushaltseinkommen von Los Angeles. Dieses beträgt im Durchschnitt 502 440 Dollar pro Jahr und liegt damit fast achtmal über dem landesweiten Durchschnitt. Die Entwicklung des Projekts Beverly Park wurde Ende der siebziger Jahre aufgenommen und 1990 abgeschlossen.

Seither wurden auf dem Gelände achtzig Villen erstellt, sechzehn im South Beverly Park und 64 im noch etwas reicheren North Beverly Park. Unter anderem wohnen oder wohnten dort Samuel L. Jackson, Magic Johnson, Mark Wahlberg, Prince, Rod Stewart und Justin Bieber. Fotografieren ist in diesem Refugium der Stars nicht erlaubt, Trottoirs gibt es keine. Wer hier baut, muss ein Haus von mindestens 460 Quadratmeter Wohnfläche errichten. So verlangen es die Statuten.

Die Liegenschaft von Sängerin Adele (33), die im November ein weiteres Nummer-eins-Album veröffentlichte («30»), hat eine Grösse von knapp 2000 Quadratmetern. Es ist ihr

viertes Haus in Beverly Hills. Erst im vergangenen Juni kaufte sie der Adoptivtochter von Popstar Lionel Richie (ebenfalls: «Hello»), Nicole Richie, eine Villa für zehn Millionen Dollar ab. In Adeles jüngster Anschaffung im North Beverly Park wohnte bis vor kurzem jemand noch Berühmterer: Sylvester Stallone. Er wollte seine Residenz zuerst für 110 Millionen Dollar abtosseln, dann für 85 Millionen, schliesslich schlug Adele bei 58 Millionen zu. Der 75-jährige Hollywoodstar hat sich jetzt ins Rentnerparadies Florida zurückgezogen, wo er eine Villa für angeblich 35,375 Millionen Dollar erwarb.

Zwölf Badezimmer

Adeles neues Zuhause, das im Rayon der wohlklingendsten Postleitzahl von ganz Amerika, 90210, steht, hat acht Schlaf- und zwölf Badezimmer und befindet sich auf einem gut 14 000 Quadratmeter grossen Grundstück. Es ist im mediterranen Stil gebaut, verfügt unter anderem über eine Garage mit acht Parkplätzen und natürlich über einen grosszügigen Fitnessraum. Schliesslich gehörte es einst Rocky.

Nöggi

Der Zürcher Bruno Stöckli alias Nöggi hat als Unterhalter Höhen und Rückschläge erlebt. Nun sprüht der 75-Jährige wieder vor Schaffenskraft.

Weltwoche: 1995 haben Sie das Lied «Ich miechti namal alles gliich!» komponiert. Gilt das heute auch noch?

Nöggi: Ja, grundsätzlich hat sich an dieser Aussage nichts geändert. Das mag zwar merkwürdig klingen, nach all den körperlichen Problemen, die ich in den letzten paar Jahren wegen meines genussreichen Lebensstils hatte. Aber was getan ist, ist getan und lässt sich sowieso nicht mehr ändern. Natürlich hätte ich mehr auf meine Gesundheit achten und weniger Alkohol trinken sollen. Insgesamt muss ich zufrieden sein. Seit ich mit ärztlicher Hilfe rund 80 Kilogramm abgenommen und zwei künstliche Hüftgelenke habe, geht es mir wieder viel besser. Aber sonst bin ich immer noch der Gleiche.

Weltwoche: Ihr grösster Hit, «I bin en Italiano», und auch andere Lieder haben einen Bezug zu Italien. Woher kommt das?

Nöggi: Mein Grossvater mütterlicherseits stammt aus Bergamo und wanderte in die

Schweiz ein. Die italienische Kultur war also bei uns zu Hause stets präsent. Zudem bin ich in Zürich im Kreis 4 aufgewachsen, wo damals viele Italiener wohnten. Aber das Lied stammt ja gar nicht von mir, sondern ist ein Volkslied, das ich von der Pfadi her kannte. Meine Version schaffte es dann in die Hitparade und machte

*«Am Tag war ich
auf dem Bau, und am Abend
gab ich Konzerte.»*

den «Italiano» so richtig in der Bevölkerung bekannt. Noch heute muss ich das Lied an jedem Konzert spielen, sonst ist das Publikum nicht zufrieden.

Weltwoche: Wie sind Sie überhaupt Sänger und Komiker geworden?

Nöggi: Eine Ausbildung machte ich nicht, aber ich habe schon als Kind und Jugendlicher

jeweils gern am Schulsilvester und am Turnerchränzli den Clown gegeben. Das Gitarrenspielen habe ich mir selbst beigebracht – auch die Fehler. Gelernt habe ich Gipser und arbeitete viele Jahre auf diesem Beruf, auch noch Teilzeit zu Beginn der Künstlerkarriere. Das war praktisch, denn am Tag war ich auf dem Bau, und am Abend gab ich Konzerte. Davon leben konnte ich aber erst später, als ich zusätzlich Teil eines Cabaret-Ensembles mit Ursula Schächli, Paul Bühlmann und Hansjörg Bahl war, das mit Stücken von Hans Gmür durch die Schweiz tourte. Und ich arbeitete noch bei verschiedenen Sendern als Radiomoderator.

Weltwoche: Ein anderes Stück von Ihnen heisst «Ich bi verliebt i Züri». Heute wohnen Sie aber im Kanton Zug. Ist diese Liebe erloschen?

Nöggi: Ich bin halt noch mehr verliebt in meine Lebenspartnerin, die aus dem Zugerland kommt. Sie hat mich auf meinem schweren Weg sehr unterstützt, ohne sie hätte ich es nicht geschafft. In Zürich bin ich seit meinem Umzug tatsächlich nicht mehr so häufig. Es ist aber auch nicht mehr «mis Züri», da wird zu viel gebaut, und viele vertraute Quartierbeizen und -läden sind verschwunden.

Weltwoche: Welche künstlerischen Ziele verfolgen Sie noch?

Nöggi: Eine Zeitlang konnte ich aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr auftreten, nun bin ich aber zurück und spiele zusammen mit meiner zweiköpfigen Band an Hochzeiten, Geburtstagen, Vereinsanlässen oder Firmenjubiläen in der ganzen Deutschschweiz. Zudem kann man mich als Conférencier buchen. Der Kontakt zum Publikum tut mir gut, macht Spass und hält mich jung. So lange es geht, möchte ich noch weitermachen. Im Moment arbeite ich vor allem an einer CD mit neuen Liedern, später soll eine Best-of-Sammlung herauskommen. Im Vordergrund stehen aber meine Gesundheit, meine Partnerin, mit der ich noch möglichst lange das Leben geniessen möchte, und die regelmässigen Treffen mit guten Freunden. *Ich bin halt wien ich bin, und's mues immer öppis gaal!*

Michael Baumann



«Ein Volkslied, das ich von der Pfadi her kannte»: Nöggi in den neunziger Jahren und heute.

Der Zürcher Unterhalter Nöggi, Jahrgang 1946, hat über ein Dutzend Alben veröffentlicht. 1981 wurde er mit seinem Hit «I bin en Italiano» berühmt.



Alchemie der Zigarrenuhr

Unterwegs mit Ricardo Guadalupe, Chef des Schweizer Uhrenherstellers Hublot, und Zigarrenkönig Carlos Fuente Junior auf Chateau de la Fuente in der Dominikanischen Republik.

Tobias Hüberli

Ein bisschen erinnert Carlos Fuente Junior in seinem weinroten Hemd, mit der getönten Sonnenbrille und seiner pechschwarzen Haarpracht an Elvis. Und zumindest in der Zigarrenindustrie wird der 67-Jährige ähnlich verehrt wie der King of Rock 'n' Roll. Es gibt wenige Menschen, die von sich behaupten können, eine ganze Branche verändert zu haben. Fuente ist einer davon.

Geboren und aufgewachsen in der amerikanischen Tabakmetropole Ybor City im Bundesstaat Florida, transformiert Fuente Junior die kleine, 1912 von seinem Grossvater Arturo Fuente gegründete Manufaktur in einen der führenden Hersteller von Premiumzigarren. Am Ursprung des Erfolgs steht dabei ein spezielles Tabakblatt. Eine von Hand gerollte Zigarre setzt sich aus unterschiedlichen Einlagetabaken, einem Umblatt sowie einem Deckblatt zusammen. Letzteres ist das Filetstück der Zigarre. Es bestimmt ihre Optik, ist wichtig für das Aroma und darüber hinaus schwierig herzustellen. Es muss höchsten ästhetischen Ansprüchen genügen, besonders gross und sehr elastisch sein.

Raketenhafter Aufstieg

In den achtziger Jahren, als Fuente Junior und sein Vater Carlos Fuente Senior ihre Zigarrenproduktion nach Santiago de los Caballeros in die Dominikanische Republik verlagern, exis-

«Für beide Metiers braucht es Leidenschaft, Qualität und Detailversessenheit.»

tieren auf der Insel keine Deckblätter aus heimischem Anbau. Zumindest keine, in die man mit gutem Gewissen eine Premiumzigarre kleiden könnte. Die Deckblattproduktion auf der Isla Hispaniola gilt gar als unmöglich. Bis es Fuente Ende der neunziger Jahre gelingt, in der Region Bonaó, rund achtzig Kilometer von der Hauptstadt Santo Domingo entfernt, ein Deckblatt von höchster Güte zu züchten.



Kultstatus: Carlos Fuente Junior (l.) Ricardo Guadalupe.

Damit kreiert er die «Arturo Fuente Opus X»: Die geschmacklich hervorragende, mit insgesamt sieben verschiedenen Tabaken komponierte Zigarre ist die erste, die ausschliesslich aus dominikanischen Tabaken besteht. Sogenannte Puros, also Zigarren, hergestellt aus Tabaken eines einzigen Herkunftslandes, kannte man bis anhin nur aus Kuba. Die «Opus X» erlangt innert Kürze Kultstatus und begründet den raketenhaften Aufstieg des Unternehmens.

Knapp ein Vierteljahrhundert später, Dezember 2021: Die Nachmittagssonne senkt sich langsam hinter den mit sattem Grün bewachsenen Hügeln der Region Bonao und taucht das Chateau de la Fuente in ein sanftes, diffuses Licht. Die berühmteste Tabak-

Letztlich war es das soziale Engagement beider Firmen, das den Weg für eine Kooperation ebnete.

plantage der Dominikanischen Republik ist ein einzigartiger, durchaus irritierender Ort. Das Chateau entpuppt sich als ansehnliches Holzhaus im Kolonialstil, gesäumt von hohen Palmen und bewacht von zwei weissen, Lounge-Sessel-grossen Hunden. Sie sind zum Glück angebunden und schenken den Schweizer Gästen wenig Beachtung. Auf dem Weg vor dem Chateau geben zahlreiche Landesflaggen dem Anwesen einen botschaftsähnlichen Anstrich. Ebenfalls Teil der Inszenierung ist ein Mitarbeiter, der auf einem eleganten Schimmel stundenlang auf den Wegen des Anwesens herumreitet.

Fuente, den alle nur Carlito nennen, hat eine Delegation des Schweizer Uhrenherstellers Hublot in die Karibik eingeladen, um die vierte gemeinsame Uhrenserie namens «Big Bang Arturo Fuente Ceramic» (siehe Box) der Öffentlichkeit vorzustellen. Hublot ist sonst vor allem im Sport zu Hause, insbesondere im internationalen Fussball. Seit der Ägide des legendären CEO Jean-Claude Biver setzt Hublot stark auf das Konzept von Markenbotschaftern und hat dafür reihenweise Berühmtheiten wie Kylian Mbappé, Pelé oder Usain Bolt unter Vertrag. Wieso also spannt Hublot mit einem Zigarrenhersteller zusammen? «Zigarren sind eine Welt, in der man Werte teilt, die wir auch aus der *horlogerie* kennen: für beide Metiers braucht es Leidenschaft, Qualität und Detailversessenheit», sagt Ricardo Guadalupe, seit zehn Jahren CEO von Hublot.

«Anfangs war ich skeptisch, als Hublot 2011 auf mich zukam. Wir verkauften mehr als genug Zigarren, und ich wusste nicht, ob eine Zusammenarbeit mit einem Uhrenhersteller wirklich Sinn ergibt», erinnert sich Fuente. Tatsächlich brauchte es mehrere Anläufe, um den Zigarrenmacher zu überzeugen. Letztlich war es das soziale Engagement bei-

der Firmen, das den Weg für eine Kooperation ebnete. «Hublot und die Familie Fuente verfolgen dieselbe Philosophie. Es geht darum, etwas vom eigenen Erfolg an die Allgemeinheit zurückzugeben.»

Start aus dem Nichts

Während sich Hublot seit Jahren für unterschiedliche gemeinnützige Projekte, etwa für den Schutz von Nashörnern, engagiert, gründete Fuente 2001 zusammen mit dem befreundeten Zigarrenhersteller J.C. Newman die Cigar Family Charitable Foundation. Das über zehn Hektaren grosse Anwesen liegt nur wenige Autominuten vom Chateau de la Fuente entfernt. «Als wir hier mit dem Tabakanbau begannen, gab es keine Infrastruktur, keine Schulen, einfach nichts. Kinder, nicht älter als sechs oder sieben, kamen zu uns und fragten nach Arbeit», so Fuente.

Die Cigar Family Charitable Foundation besteht zurzeit aus einem medizinischen Zentrum, einem Basketballfeld, einer Krippe, einer Primarschule, einer Highschool sowie einer technischen Schule, an der unter anderem Pflegepersonal ausgebildet wird. Rund 450 Kinder erhalten in der Einrichtung eine kostenlose Ausbildung. Zusätzlich unterstützt das Projekt etwa zwanzig umliegende Gemeinden. Zurzeit im Bau befindet sich das Art Academy Center, an dem dereinst nicht nur Ballett, Malerei und audiovisuelle Künste, sondern auch Journalismus gelehrt werden soll. «Sämtliche Erlöse aus der Zusammenarbeit mit Hublot fliessen direkt in die Foundation», so Fuente.

Im Gespräch zeigt sich Fuente tief beeindruckt von Hublots Arbeitsweise, erwähnt in diesem Zusammenhang etwa einen Besuch in der Manufaktur in Nyon, der ihn dazu inspirierte, die Abläufe in seiner Zigarrenfabrik zu optimieren. Vor allem aber ist im vergangenen Jahrzehnt offensichtlich eine enge Freundschaft zwischen Fuente und Guadalupe erwachsen. «Die Alchemie stimmt, wir haben über die Jahre intensive Momente zusammen erlebt und pflegen fast schon ein brüderliches Verhältnis», so Guadalupe.

Die Präsentation der «Big Bang Arturo Fuente Ceramic» einen Tag später in der Fabrik von Arturo Fuente hat denn auch einen fast schon familiären Charakter. Doch bevor Guadalupe und Fuente den neuen Chronometer breit lächelnd in die Kameras halten, nimmt der Patron die Anwesenden mit auf eine Fabrik-tour. Während mindestens einer Stunde zeigt er, ausgerüstet mit einer rauchenden «Opus X», jeden Winkel seiner Produktion, die jährlich dreissig Millionen Zigarren hervorbringt.

Dazu gehören nicht nur die Räumlichkeiten der Rollerinnen und Roller oder die Zigarren-Reifelagerung, sondern auch die mit Liebe und Sorgfalt eingerichteten Erholungs-räume oder eine Bank, die den Mitarbeitern gehört und die günstige Kredite ausgibt. Auch Kurioses gibt es zu sehen: zum Beispiel die Kopie seines Geburtshauses in Ybor City, die Fuente, Vorgarten und (Holz-)Hühner inklusive, mitten in der Fabrik bauen liess.

Tobias Hüberli ist Chefredaktor des Schweizer Cigar-Magazins.

Schmuckstück aus dem Zigarrenhumidor

Nach der «King Power Arturo Fuente» (2012), der «Hublot Arturo Fuente Forbidden X» (2014) und der «Hublot Classic Fusion Fuente 20th Anniversary Special Edition» (2017) präsentierten Hublot-CEO Ricardo Guadalupe und Zigarrenlegende Carlos Fuente Junior Anfang Dezember mit der «Big Bang Arturo Fuente Ceramic» die vierte gemeinsame Uhrenserie. Der Chronometer besteht aus einem 44-Millimeter-Gehäuse aus schwarzer Keramik mit eingravierten Tabakblattmustern.

Das Zifferblatt enthält römische Ziffern, eine Reminiszenz an Fuentes berühmtestes Werk, «Opus X». Den Rücken der Uhr widmeten die Hublot-Uhrenmacher und Fuente-Designer Manny Iriarte derweil Don Carlos Fuente, dem 2016 verstorbenen Vater von Fuente Junior. Die Produktion des mit einer Gangreserve



Eingravierte Tabakblattmuster: Hublots «Big Bang Arturo Fuente Ceramic»

von 72 Stunden ausgestatteten Unico-Manufakturwerks ist auf hundert Stück limitiert. Ausgeliefert wird die «Big Bang Arturo Fuente Ceramic» in einem kunstvoll verarbeiteten, exklusiven Zigarrenhumidor von Arturo Fuente. Tobias Hüberli

ESSEN/DAVID SCHNAPP

Schnitzel-Schönheit

Der Wilde Kaiser Wiazhaus, Forchstrasse 139, 8132 Egg. Telefon 078 230 80 99; sonntags und montags geschlossen.

Allein schon der Gedanke an österreichische Küche löst ja bei manchen Schweizern eine un-mittelbare kulinarische Sehnsucht aus. Ob dieses Phänomen auf das Erbe der Habsburger oder einfach auf eine weitverbreitete Freude an boden-ständigen Speisen zurückzuführen ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Sicher ist, dass schon mit der Frage nach dem besten Wiener Schnitzel ein angeregtes Tischgespräch in Gang kommt.

In und um Zürich war mein langjähriger Favorit bisher im «Amadeus» beim Bahnhof Schlieren zu finden. Kürzlich erhielt ich aber den glaubwürdigen Hinweis, dass in Egg ein ausgezeichnetes Wiener Schnitzel zubereitet werde. Nicole und Christian Krahnstöver, ein



Paar mit österreichischem Migrationshintergrund, hat Ende November 2021 im ehemaligen «Hirschen» das «Kaiser Wiazhaus» eröffnet, Küchenchefin ist Jeslyn Teo, die zuletzt bei Heiko Nieder und Christian Hümbis im «Dolder Grand»-Hotel in Zürich war und sich zuvor bei TV-Kochstar Johann Lafer mit der kaiserlichen Küche befasst hatte.

Schon bei den Vorspeisen ist spürbar, dass hier bodenständig, aber sorgfältig gearbeitet wird. Die gebeizte rohe Forelle liegt auf einer

cremig-gelierten Tafelspitz-Bouillon, darauf sind feingehobelter Fenchel und Orangenfilets drapiert – ein subtiles, feines Gericht. Der herbe Graukäse wird mit einer Art Aufstrich aus Senfsaat und Apfelbalsam süss-sauer begleitet und wirkt in aller Einfachheit ästhetisch.

Das Wiener Schnitzel schliesslich ist eine echte Schönheit, bilderbuchmässig goldbraun gebacken, die dünne, aromatische Panade perfekt souffliert – besser kann man das kaum machen. Dazu gibt es natürlich Preiselbeeren sowie als kleine Salz-Injektion einen Kapernapfel, in ein Sardellenfilet gewickelt, sowie Kartoffelsalat (oder Petersilienkartoffeln). Die Küchenchefin hat lange Erfahrung in der Patisserie, weshalb es sich empfiehlt, die sympathische Beiz nicht ohne Apfelstrudel oder die geistigen Preiselbeeren mit Maroni-Espuma und Baiser zu verlassen.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Zündels Jüngster

Myra Zündel: Al Ronco 2019.
Merlot Castelrotto. 12,5 %. Azienda Agricola Zündel, Beride. Fr. 52.–
www.zuendel.ch

Von Karl Kraus stammt der schöne Satz: «Das Wort «Familienbande» hat einen Beigeschmack von Wahrheit.» Mir war er lange in der Kurzform «Familienbande ist ein Singular» in Erinnerung: die Bande im mafiösen Sinn, im Gegensatz zum Plural der Bande, die die Mitglieder einer Familie verbinden. Welch Letzteres gemeint ist, wo es um den Weinbau geht, zumindest um den Weinbau in den bescheidenen schweizerischen Dimensionen. Winzer ist ein harter Beruf, auch in dem Sinn, dass in ihm Erfahrung zählt, diese aber begrenzt ist: Learning by Doing, aber sozusagen nur einmal im Jahr. Sein Wissen keltert der Weinbauer aus einer beschränkten Anzahl Ernten. Es weiterzugeben, ist eine Art natürlicher dynastischer Reflex.

Im Tessiner Weinbau, den in den achtziger Jahren eine Gruppe von Deutschschweizern aufweckte, ist gerade ein



Generationenwechsel im Gang. So übergab Christian Zündel in Beride seinen kleinen, feinen Betrieb 2019 an seine Tochter Myra. Zündel, unter den Deutschschweizer Pionieren der charismatischste, studierter Bodenkundler ETH und ein empathischer Agronom, fand zunächst mit seinen Merlots (plus etwas Cabernet), später auch mit Chardonnays, einen sehr eigenen Stil: ein subtiles, raffiniertes, nobel zurückhaltendes Weinideal, das auf Nuancen aus ist und nicht auf den Aplomb «grosser» oder «populärer» Weine. Die bis heute beispielhafte Cuvée heisst Orizzonte, deren Bruder, ein reiner Merlot, Terraferma. Beide Weine führt Tochter Myra weiter im Angebot, was sich ebenso versteht wie dass ihr Vater, undogmatischer Biodynamiker seit langem, weiterhin mit-

arbeitet; als Berater, aber vor allem im Rebberg. Eine neue Etikette im Fächer der Weine von Zündel und Zündel ist nun der Al Ronco, wie die Lagenweine Sass und Villa Bestandteil des Terroir-Blends Orizzonte, seit der Premiere im Jahrgang 2019 wie diese auch separat vinifiziert. Wie alle Zündel-Weine Ausdruck ihres Terroirs, ist der Al Ronco (mit Jahrgang 1991 sind die Reben so alt wie Myra) ein enorm frischer, intensiv rotbeeriger, in der Aromatik mehr an Weicheln als an schwarze Kirschen erinnernder, spannend vibrierender und «langer», mit bescheidenem Alkohol tiefgründiger Wein. 2019 ein eine Spur weniger kantiger Charakter als der auf Gneis gewachsene Sass.

Aber auch er trägt sein Herz nicht auf der Zunge, sozusagen. Eine fortgesetzte Überraschung, will er mit jedem Schluck neu entdeckt werden. Der Al Ronco ist, wie alle Weine von Zündel, eine Rarität (was u. a. auch seinen Preis erklärt). Vom 2019er wurden gerade mal 900 Flaschen abgefüllt. Einige sind noch zu haben. Der etwas strengere Jahrgang 2020 liegt ab September 2022 auf.

Mein Lieblingsitaliener

Der Fiat 500e ist die freundliche Antwort auf aktuelle Fragen zu zeitgemässer Mobilität im urbanen Umfeld.



Zu den Autos, die ich in letzter Zeit mit Zungebrochen grossem Vergnügen gefahren bin, gehört auf jeden Fall der Fiat 500e. Der kugelige, freundliche und ausgesprochen gut gemachte elektrische Kleinwagen ist ein Gute-Laune-Mobil. Es ist gar nicht so einfach zu erklären, woran das liegt.

Bei überschäumender Begeisterung mache ich gerne einen kurzen Abgleich bei einem Autofreund, um sicherzugehen, dass ich nicht ganz alleine für ein vierrädriges Objekt schwärme. Beim Fiat 500e war die Meinung allerdings einhellig, Differenzen gab es mit dem Kollegen einzig in Detailfragen. Er fand beispielsweise die Lichtsignatur in der Front des Autos etwas zu verspielt. Dort sorgt eine Art LED-Augenbraue dafür, dass der kleine Italiener ausgesprochen zuversichtlich und freundlich in die Welt blickt.

Die organisch-runde Form ergänzt diesen Eindruck, der sich schliesslich im Innenraum fortsetzt. Spätestens hier muss man den Fiat einfach mögen: Das Interieur ist aufgeräumt, gut gestaltet und bei der Variante «La Prima» mit wertigen Materialien ausgestattet. Ich habe mich in diesem Auto nach wenigen Sekunden wohlfühlt, und mit jeder Fahrt ist der Wohlfühlfaktor noch etwas gestiegen.

Zur gewinnenden Erscheinung kommt auch noch sinnvolle Technik und Machart hinzu. So ist etwa die Geräuschkämmung für einen Kleinwagen mit Elektromotor hervorragend, Manövrieren in den beengten Räumen der Stadt ist mit dem bloss dreieinhalb Meter langen Fiat so einfach wie Zucker in einen Espresso rühren. Weil das Auto bloss 1400 Kilogramm

schwer ist, ist der 87-kW-Elektroantrieb völlig ausreichend für die flotte Fortbewegung ganz im italienischen Stil.

Meistens bin ich mit dem Fiat 500e in der Stadt Zürich und ihrer näheren Umgebung – beispielsweise im Kanton Aargau oder in Egg – unterwegs gewesen. Dafür ist der Kleinwagen perfekt. Die 42-kWh-Batterie reicht gemäss Datenblatt für maximal 320 Kilometer, das bedingt aber eine eher defensive Fahrweise und wohl auch wärmere Temperaturen. Bei winterlichen Verhältnissen wird es etwas weniger, aber der Bewegungsradius bleibt immer gross genug. Für die Überland- und Autobahnfahrt hat der Fiat 500e «La Prima» ausserdem einen sogenannten Co-Driver eingebaut, ein sehr gut funktionierendes Assistenzsystem, das einem viel Arbeit am Steuer abnimmt, wenn man will.

Es gibt ja immer noch Kulturpessimisten, die glauben, auf der Autobahn müssten sie das Fahren selbst in die Hand nehmen. Aus vielfältiger und langjähriger Erfahrung kann ich garantieren, gute Assistenzsysteme können das weitaus besser als wir Menschen. Dafür aber können nur wir uns bei jeder Fahrt wieder von neuem über einen Kleinwagen freuen, der konsequent gute Laune verbreitet.

Fiat 500e «La Prima»

Motor/Antrieb: Elektromotor, 1-Gang-Getriebe, Frontantrieb; Leistung: 118 PS/87 kW; max. Drehmoment: 220 Nm; Batterie: 42 kWh; Reichweite (WLTP): 298–320 km; Schnellladung DC 0–80%: 35 min; Beschleunigung (0–50 km/h): 3,1 sec; Höchstgeschwindigkeit: 150 km/h; Preis: Fr. 36 990.–



OBJEKT DER WOCHE

Ewiger Strom

Unibank Power Bank
Für ca. Fr. 113.– online erhältlich

Manchmal trägt Innovation archaische Züge. Ein Widerspruch, gewiss, doch diese neue Powerbank verlangt dem Menschen seine Urkraft ab. Sie löst ansatzweise ein Problem, das die Gesellschaft, seit sie im Besitz kabelloser Elektrogeräte ist, beschäftigt: Wo nehme ich den Strom her? *Wireless* gibt es ihn (noch) nicht. Hilfe boten bisher die ergänzenden Akkus, sogenannte Powerbanks, die das Handy, das Tablet oder den Laptop mit zusätzlichem Strom versorgen. Aber irgendwann sind auch diese leer.

Die Neuerung der Unibank, einer britischen Erfindung, besteht nun darin, dass man kein Stromnetz braucht, um sie aufzuladen. Der Hersteller nennt sie den «weltweit ersten Pull- und Power-Charger». Das Gerät ist mit einer Vorrichtung versehen, die an den Reversierstarter einer Motorsäge oder eines Rasenmähers mit Verbrennungsmotor erinnert.

Betätigt man diesen Zug 90 Sekunden lang, lädt es den Akku des Smartphones via USB-Kabel um 25 Minuten Redezeit auf. Das Grundgerät, das 0,6 Kilogramm wiegt, kann mit einem Lautsprecher, einer Lampe, einem Distanzmesser und einem Alarmknopf mit SMS-Alert aufgewertet werden. Die Aufsätze kosten zusätzlich zwischen 30 und 40 Franken. Das Faszinierende an der Unibank ist aber: Solange man selber bei Kräften ist, hat man mit ihr Strom für die Ewigkeit. Informationen gibt es auf Unibanktm.com.

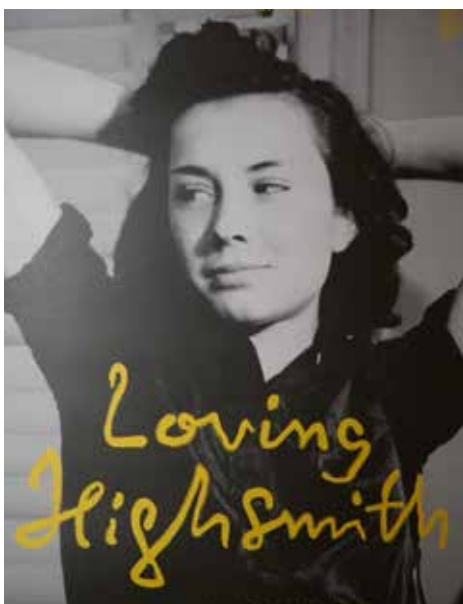
Benjamin Bögli



Grosses Interesse: Filmexperten Monika Schärer, Grünen-Ständerätin Maya Graf.



Führungstrio ad interim: David Wegmüller, Marianne Wirth, Veronika Roos.



Kultautorin: «Loving Highsmith», der Film über Patricia Highsmith.



Vorfreude: SP-Nationalrat Matthias Aebischer, SRG-Generaldirektor Gilles Marchand.



«Der Schweiz im Kino begegnen»: Filmstage-Crew auf dem roten Teppich.

BEI DEN LEUTEN

Solothurn feiert

Kinosäle frei! Bestens gelaunt eröffnete Bundesrat Alain Berset die 57. Solothurner Filmtage.

André Häfliger

Die Erleichterung und die Freude sind gross: Nach einem Jahr Corona-Pause können die Solothurner Filmtage, das Festival, das sich traditionsgemäss ausschliesslich dem Schweizer Film widmet, wieder stattfinden. Eröffnet wurde die 57. Ausgabe von Bundesrat **Alain Berset** – in Begleitung seiner charmanten Ehefrau, Kunstmalerin **Muriel Zeender**. «Wir sind alle froh und dankbar, dass wir uns hier im schönen Solothurn wieder versammeln können», sagte der Kulturminister. «Die Schweiz braucht den Film und die Kinos!»

Aufgrund der Corona-Situation war Berset («Nie ohne Maske!») höchst vorsichtig. Seine Maske legte er nie ab, auf den Apéro riche nach dem Eröffnungsfilm («Loving Highsmith» von **Eva Vitija**) in der «Rythalle» (es galt 2-G plus) verzichtete er diesmal ganz: «Tut mir leid, aber Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste!» Ganz offensichtlich wollte der Magistrat damit auch seine Vorbildfunktion bekräftigen. «Das verstehe ich, und das ist auch gut so», erklärte Festivalpräsident und Rechtswissenschaftler **Thomas Geiser**. Die Lust auf Filme ist auch

bei der anwesenden Prominenz ungebrochen gross. «Ich habe mir zuletzt den neuen «James Bond» im Kino gegönnt», sagte die basellandschaftliche Grünen-Ständerätin **Maya Graf**. Der einheimische Mitte-Ständerat **Pirmin Bischof** war vom Eröffnungsfilm hell begeistert: «Wieder ein Meisterwerk! Kein Wunder, wurde Regisseurin **Eva Vitija** hier schon einmal ausgezeichnet.»

Rund 160 Filme standen dieses Jahr in Solothurn auf dem Programm. Zum Motto «Der Schweiz im Kino begegnen» sagt **David Wegmüller**, der die Filmtage nach dem Abgang von **Seraina Rohrer** zusammen mit **Veronika Roos** und **Marianne Wirth** interimistisch leitet: «Damit ist kein Nationalstaat gemeint, sondern vor allem auch ein geistiges Gebiet.» Der Schweizer Film, der sich inhaltlich und produktionsbedingt selten an Landesgrenzen halte, gebe dem Programm der Filmtage die Orientierung über die Grenzen hinaus. Die definitive Neubesetzung werde zu «gegebener Zeit» bekanntgegeben, erklärte Präsident **Geiser**: «Wir werden neu eine Doppelspitze einsetzen.»



Moderierte den Anlass: «Tatort»-Kommissarin Anna Pieri Zuercher, Sohn Salomon.



Frühere SRG-Spitze: Mariano Tschuor, Raymond Loretan.



Gern gesehen: Ex-Bakom-Chef Marc Furrer, Ehefrau Irène Harnisch.



Patron des Schweizer Films: Ivo Kummer, Filmchef des Bundesamtes für Kultur.



Eröffnungsfilm: Produzentin Franziska Sonder, Regisseurin Eva Vitija.



«Ein Meisterwerk!»: CVP-Ständerat Pirmin Bischof, Gattin Bettina.



Solothurn im Filmfieber: das diesjährige Artwork.



Eröffnungsgäste: Manager Sebastian Derungs (CFO Parkview AG) mit Annina Sonnenwald (l.) und Lea Schwab.



Nicht ohne meine Maske: Produzent Maurizius Staerkle, Franziska Sonder, Kulturminister Alain Berset, Gattin Muriel Zeender, Eva Vitija.

Willkommen in der LOL-Demokratie



Schluss mit lustig? Boris Johnson.

Die Bühne der Demokratie des «lol» (*laughing out loud*) betrat als Erster der Clown Tiririca, der im brasilianischen Parlament sitzt. Beppe Grillo hatte seine Bewegung Cinque Stelle mit der Beschimpfung «Vaffanculo!» kurzzeitig zum Spassfaktor der italienischen Politik gemacht. Der Komiker Jimmy Morales wurde 2016 für vier Jahre guatemaltekischer Präsident. Wie sein Amtskollege in den USA,

Reality-TV-Star Donald Trump. Der Comedian Marjan Sarec wurde 2018 slowenischer Präsident. Und seit 2019 präsidiert der Kabarettist Wolodymyr Selensky die Ukraine; wie Boris «Bojo the Clown» Johnson, der im selben Jahr britischer Premier wurde. Der Schriftsteller Frédéric Beigbeder schreibt, die Tatarä-Demokratie könne spriessen, weil die Demokratie sich langweile. Und die Pointen sitzen in der

Medienökonomie. Das macht die Herrschaft des «lol» lautstark und zuweilen kurzatmig wie ein Social-Media-Stream. Werden Hofnarren zu Königen, stolpern sie in Slapstick-Manier halt mal über die Ernsthaftigkeit der Verantwortung.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, mein neuer Freund mag es nicht, wenn ich mich untenrum rasiere. Ich hingegen finde es einfach sexyer. Gibt es abgesehen davon ein gutes Argument, das für eine Rasur spricht?
M. A., Zürich

Eine interessante Frage. Die Intimirasur ist vor allem im letzten Jahrzehnt zum Trend geworden. Noch in den siebziger Jahren war es total verbreitet und feminin, überall ganz viel Haar zu haben. Die natürliche Schambehaarung kam für Frauen einem Befreiungsschlag von männlich diktierten Schönheitsidealen gleich. Auch heute gibt es wieder Strömungen, die ein natürliches Wachstum der Schamhaare befürworten.

Im Grunde ist es eine sehr individuelle Entscheidung darüber, was man lieber mag.

Was ich aber hinterfrage, ist, ob man die Intimirasur selber wirklich sexyer findet, weil sich die Vulva anders, besser und schöner anfühlt – oder ob man einfach das Gefühl hat, dass ein rasierter Intimbereich tatsächlich sexyer ist. Oder anders gesagt: Kommt das Gefühl, eine rasierte Vulva sexyer zu finden, von innen heraus, oder ist es mehr ein Gedanke, dass man Schamhaare nicht schön finden darf?

Ein zweiter Punkt: Gibt einem die Intimirasur wirklich ein Supergefühl, warum sollte man darauf verzichten? Einfach, weil der Partner es andersherum schöner findet? Es gehört auch zur Emanzipation, dass man seine

Haare kurz trägt, auch wenn der Partner lange Haare schöner findet. Dasselbe gilt für die Haare im Intimbereich – oder unter den Achseln. Wenn sich die Geschmäcke fest unterscheiden und man dem Partner eine Freude machen möchte, wäre es natürlich auch eine Möglichkeit, einen Kompromiss zu finden und die einen Monate mit Haar, die anderen ohne Haar zu verbringen. Dann kommen beide auf ihre Kosten.

Dania Schifitan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Marcel Hirscher

Der ehemalige Slalomkönig aus Salzburg hat den Weg des Unternehmers eingeschlagen. Ein Draufgänger ist er noch immer.

Marcel Hirscher entschied als erster alpiner Skirennfahrer den Gesamtweltcup ab 2012 achtmal in Folge für sich – einsamer Rekord. Heute sagt der Ex-Profi, nach seiner Bilanz befragt: «Ich bin stolz. Aber ich schaue nicht rückwärts. Ich kenne keine Leere nach der Karriere – mich erfüllt vielmehr eine grosse Vielfalt an Aktivitäten.» Geplant war ein Skitag des Journalisten mit Hirscher am Kitzsteinhorn bei Salzburg – doch der österreichische Lockdown machte daraus ein Telefongespräch. Trotz Corona-Komplikationen freut sich Hirscher auf die Zukunft, denn sein Lebensmotto lautet: «Das Gute mitnehmen und das Schlechte besser machen».

Und aktiv bleiben: Auch wenn der 32-Jährige sich letzten Sommer von Langzeitpartnerin Laura getrennt hat, kümmert er sich oft und gerne um seinen bald dreijährigen Sohn und seine noch ganz kleine Tochter. Hirscher betätigt sich in seiner Salzburger Heimat mit Genuss als Freerider im freien Schneegelände. «Tempo ganz nah am Limit, das bleibt nach wie vor mein Ding», sagt er.

«Odi wird die nächsten Jahre dominieren»

Der Draufgänger, stets auch als feiner Techniker bekannt, will sein Know-how weitergeben. Zwei Jahre lang tüftelte er im kleinen Team am perfekten Ski. «Bestes Material und ausgefeilte Technik sind die Säulen des Sporterfolgs», meint er nach Jahren im hartumkämpften Skizirkus. Dort will er entgegen den Gerüchten zwar nicht mehr als Fahrer, aber als Skiproduzent wieder einsteigen.

Als Mitgründer konnte Hirscher bereits mit der Outdoor-Modelinie The Mountain Studio Unternehmerrerfahrung sammeln. Van Deer heisst der neue Ski des Österreichers, 1500 Paar werden vorerst produziert. Sie werden in einer kleinen Manufaktur im Pinzgau hergestellt. Maximal 35 Ski pro Woche, mit agilem Holzkern und Kanten, die selbst auf eisiger Unterlage richtig gut greifen sollen. Sein Vater Ferdinand ist technischer Supervisor, mit im Team ist auch Marcel Hirschers Bruder Leon, der das Skibauen erlernt hat. Ganz an-



«Tempo bleibt mein Ding»: Olympiasieger Hirscher in seiner Ski-Manufaktur.

ders als Marcel, der eine Ausbildung im Hotelfachgewerbe machte. Auch wenn Hotellerie und Skitourismus in Corona-Zeiten derzeit auf prekär wackligen Beinen stehen, sagt Hirscher standhaft: «Ziel ist, mit unseren Rennskis schon 2022/23 dabei zu sein. Dieser Ski soll definitiv Weltcup-Medaillen gewinnen!»

Vielleicht sogar mit einem Schweizer? Denn Hirscher schwärmt von Marco Odermatt als seinem wahrscheinlichsten Nachfolger: «Da muss man kein Prophet sein: Odi wird die nächsten Jahre dominieren. Sofern er wie ich keine gros-

sen Verletzungen erleidet.» Zur immer wieder kolportierten alpinen Rivalität zwischen Schweiz und Österreich meint er nur: «Lächerlich. Von den Medien heraufbeschworen – mich spornte die helvetische Konkurrenz stets an!»

Und wo findet Unternehmer Hirscher bei so viel Aktivitäten seine Ruhe? Er lacht und erzählt von einer neuen Leidenschaft: der Pflege von Koi, ein Koi ist eine Zierfisch-Zuchtform des Karpfens. Marcel Hirscher erklärt: «Koi beruhigen und gelten den Japanern als Psychologen.»

Mathias Haehl

Erzählerin vom Dorfe

Erfolgsautor Alex Capus hält grosse Stücke auf Rebekka Salm.

Die Schriftstellerin wird bald ihren ersten Roman veröffentlichen. Wir haben sie getroffen.

Rolf Hürzeler

Eine Freundin packte sie bei der Ehre: «Kannst du eigentlich einmal einen Roman fertig schreiben?» Wie stets, wenn in einem unterschwelligem Vorwurf ein Körnchen Wahrheit steckt, war Rebekka Salm erzürnt. Sie setzte sich an ihr MacBook und schrieb und schrieb weiter. Der Roman «Die Dinge beim Namen» wird im April beim Knapp-Verlag erscheinen, ihr erstes Buch.

Die 42-jährige Rebekka Salm hat vorgeschlagen, dass wir uns im «Bahnhofbuffet» Olten treffen. Nun sitzen wir in jenem Lokal zwischen den Gleisen, das zur Schweiz gehört wie der Berner Bundesplatz. Die helvetischen Lebenswelten beschäftigen sie auch literarisch. So schildert sie in «Die Dinge beim Namen» zwölf eng verwobene Geschichten von Dorfbewohnern wie dem Metzgermeister Tschudin oder dem Käfersammler Freddy. Die Kirche ist leer, das Wirtshaus voll. Kleine Dramen, grosses Geschwätz. Dabei wird viel geredet – mehr über- statt miteinander. Schlimmer indes, ein Verbrechen in der Vergangenheit ist ungesühnt geblieben und belastet die Menschen bis heute.

Sie schreibt im Zug oder in Beizen

Nur: Gibt es diese provinzielle Schweiz mit den Dorfgeheimnissen noch? «Das weiss ich nicht so genau, in meinem Kopf jedenfalls schon», gibt Salm zu bedenken. Sie wisse, wovon sie schreibe, schliesslich sei sie in Bubendorf bei Liestal aufgewachsen. «In einem konservativen Elternhaus», wie sie sagt. Salm spricht langsam, bedächtig, abwägend, als ob sie laufend überlege, was genau in ihrem Leben die Öffentlichkeit etwas angehe und was nicht. Eher weniger als zu viel im Zweifelsfall.

Heute lebt Salm mit ihrer Tochter in Olten. «Ich schreibe, wann immer ich Zeit dafür finde», sagt sie. Seltener zu Hause, am ehesten in Beizen oder im Zug. «Ich gehöre nicht zu den Menschen, die spät abends arbeiten.» Daneben arbeitet Salm bei der Zürcher Fachorganisation AÖZ (Asyl-Organisation Zürich), die sich unter anderem für die Integration von Flüchtlingen einsetzt. Salm ist hier in der Kommunikation tätig: «Da informiere ich über die Lebensumstände



Schriftsteller Capus.

Alex Capus, 60, ist einer der beliebtesten Schweizer Autoren. Seine Romane und Erzählungen, zuletzt «Als Gottfried Keller im Nebel den Weg nach Hause nicht mehr fand» (2020), belegen auf der Bestsellerliste regelmässig Spitzenplätze. Über Rebekka Salm sagt er: «Schuld und Sühne auf dem Dorfe – die Schweiz hat eine neue Erzählerin.»

der Flüchtlinge.» Oftmals kämpfe sie gegen die weitverbreiteten Vorurteile, die Asylbewerbern immer wieder begegneten. Die da wären? «Wollen Sie eine Liste?», fragt sie zurück. Und beginnt mit dem Aufzählen, «alles nur Wirtschaftsflüchtlinge, die wollen sich gar nicht integrieren...». Salms Herz schlägt offenkundig für die Menschen auf der Suche nach Schutz.

Dabei hat sie beruflich zuerst einen anderen Weg eingeschlagen. Unter dem Einfluss der Eltern sollte sie «etwas Rechtes» lernen und machte eine Banklehre bei der UBS. Später holte sie die Matura nach. Sie hatte sich für Geschichte und Islamwissenschaft entschieden. Salm setzte sich vor allem mit dem Iran auseinander und lebte während eines Sprachaufenthalts in Teheran, um Farsi zu lernen. Das war in der Zeit, als der Radikale Machmud Achmadinedschad das Sagen hatte. «Davon habe ich nicht viel gemerkt», sagt

sie, «die Leute sind sehr offen und haben mir als Frau stets grossen Respekt entgegengebracht.» Allerdings habe sie im wohlhabenden Norden Teherans gelebt und von den Protesten gegen das Regime andernorts wenig mitgekriegt.

Plötzlich «geschieden»

Als Autorin besinnt sich Salm indes auf die Schweizer Gegebenheiten, die sie kritisch beobachtet und über die sie oftmals in Dialekt schreibt. Sie hat bereits mehrere Kurzgeschichten veröffentlicht und damit zwei Preise gewonnen, etwa mit der Erzählung von einem Mann, der realisiert, dass er eine «Eggsfrou» hat. Ein persönliches Erlebnis hat Salm den Anstoss gegeben. Als sie sich in Olten auf dem Einwohneramt anmeldete, trug eine Mitarbeiterin sie fälschlicherweise als «geschieden» statt «verheiratet» ein. Jetzt kommt also der erste Roman heraus, und Salm arbeitet bereits an ihrem nächsten Buchprojekt über die Baselbieter Posamenter. Sieben Geschichten verknüpft sie in diesem Roman und kann dabei auf die Unterstützung eines Lokalhistorikers in Reigoldswil BL zählen.

Schreiben ist Handwerk, aber nicht nur: Wenn Salm über literarische Inspirationen spricht, kommen ihr Schweizer Schriftsteller und Schriftstellerinnen wie Markus Werner, Nicole Müller oder Adelheid Duvanel in den Sinn. «Am liebsten möchte ich aber wie Dorothy Parker schreiben können.» Die amerikanische Schriftstellerin illustrierte in den 1920er und 1930er Jahren mit ihren Kurzgeschichten das Stadtleben von New York.

Auch Salm hat immer wieder Alltagsepisoden in der Lokalzeitung zu Papier gebracht. Diese trugen sich zwar nicht gerade in New York zu, aber immerhin in Olten. So berichtete sie etwa vom verstorbenen Kater Toulouse, der es zu lokaler Berühmtheit brachte. Das Tier ist heute im städtischen Naturmuseum ausgestopft zu bewundern – und in Form einer Bronzeskulptur in der Altstadt. Salm berichtet zwar amüsiert von Toulouse. Aber man merkt, der Kater ist ihr ein bisschen nahegegangen. Vielleicht findet er ja noch einmal in einer Kurzgeschichte gebührende Beachtung. Zu gönnen wäre es ihm.



«Ich schreibe, wann immer ich Zeit dafür finde»: Literatin Salm.

Zoë Pastelle, Influencerin

Die Schweizer Schauspielerin, die in den sozialen Medien Hunderttausende von Fans hat, fürchtet sich vor Hunde-Robotern. Für Drogen hat sie keine Zeit, Seitensprünge verzeiht sie.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Pastelle: Der, der noch nicht gelernt hat, sich selbst genug Anerkennung zu geben.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Pastelle: Ich wüsste nicht, wo ich nicht am liebsten gestreichelt werde.

Weltwoche: Verdienen Sie genug?

Pastelle: Ja.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Pastelle: Vor Hunderobotern und der Frechheit, die dahintersteckt. Vor Sonnenarmut auf meiner Haut. Vor dem Altern meiner Liebsten. Wenn ich Pläne nicht sofort umsetzen kann. Vor kaltblütigen Menschen, die andere ausbeuten. Und vor dem Wecker, den ich nicht höre.

Weltwoche: Wer ist Ihr Vorbild?

Pastelle: Mein Grossvater. Er hat aus nichts alles erschaffen, als er aus Prag in die Schweiz flüchtete.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Pastelle: Schultern breit genug für mich und unsere zehn Kinder.

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Pastelle: Jeder, der nicht für das natürliche, wahre und freie Leben einsteht. Jeder, der Angst über die Liebe stellt. Jeder, der seine Wähler und die Schweiz verrät und einen Kurs einschlägt, der gegen sein Gewissen geht, im Dienst anderer Herren. Doch so etwas kommt in der Schweiz zum Glück nicht vor.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Pastelle: Freie, mutige, beschützende, lebendige Menschen, die die Wahrheit lieben und dem Land helfen, seine Schulden zu begleichen, um nicht erpressbar zu sein. Grosses Kino eben.

Weltwoche: Wessen Tagebuch würden Sie sofort lesen wollen?

Pastelle: Das von Richard Evelyn Byrd.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Pastelle: Dass die Welt gross genug für uns alle ist.

Weltwoche: Wie oft lügen Sie pro Tag?

Pastelle: Sooft meine Feigheit stärker als die Liebe oder Gnade im Gegenüber ist.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?



«Die ganze Welt im Herzen»: Zoë Pastelle, 22.

Pastelle: An den Träumer meines Lebens: vielen Dank.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Pastelle: In einem nicht salonfähigen Alter mit meinem ersten Freund. Es war wundervoll.

Weltwoche: Welche Waffe haben Sie zu Hause?

Pastelle: Mein Karma, betörende Parfüms und scharfe hohe Hacken.

Weltwoche: Wären Sie gerne ein Mann?

Pastelle: Ich bin gerade damit beschäftigt, ein Weib zu sein. Dafür brauche ich noch ein paar Semester.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrem Körper?

Pastelle: Lasst uns die Nerven meiner Mama schonen . . .

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

Pastelle: Timothée Chalamet, aber gebt ihm noch fünf Jahre.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Pastelle: Kä Ziit!

Weltwoche: Was ist der beste Ratsschlag, den Sie je bekommen haben?

Pastelle: *Breathe!*

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Pastelle: Natürlich. Ich lebe nicht nach dem Konzept, dass man jemandem gehört.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Pastelle: Vor fünfzehn Jahren wäre das eine berechtigte Frage gewesen. Doch seither habe ich nichts Tierisches mehr gegessen, nur tierisch Gutes!

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Pastelle: Allen (!) Tieren sofort beschützt die Freiheit geben, die Bauern grosszügig subventionieren beim Umstieg auf eine Permakulturlandwirtschaft für den Anbau von ursprünglicher, basischer Pflanzennahrung.

Weltwoche: Haben Sie schon getötet?

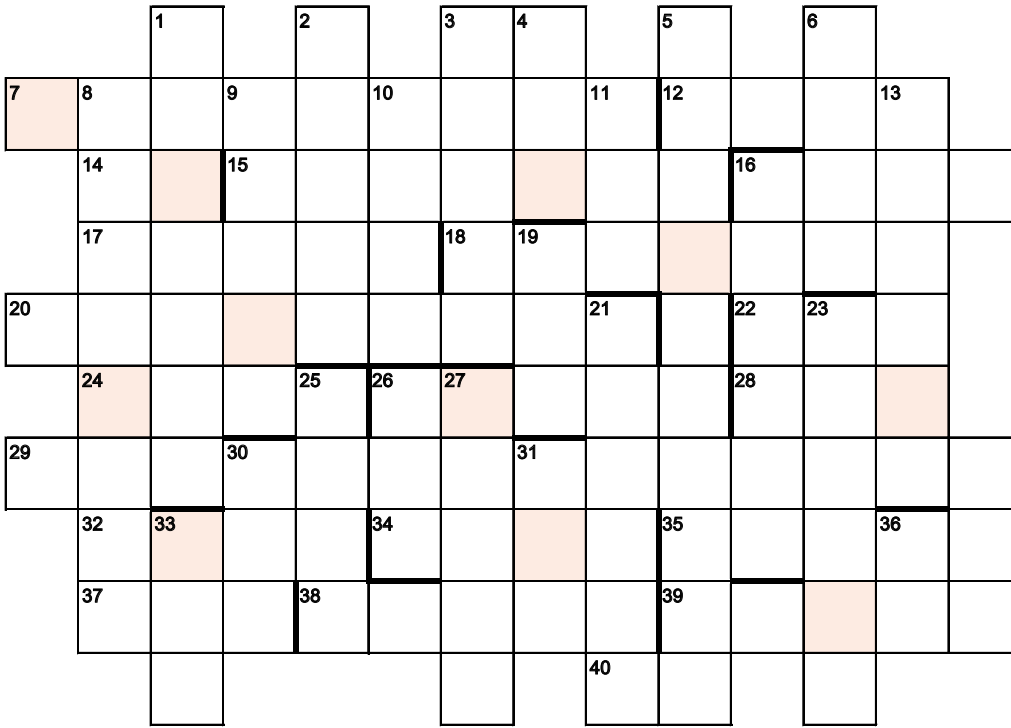
Pastelle: Da ich in einem Umfeld lebe, wo Stechmücken liebevoll vors Fenster gesetzt werden, bleibt mir nur der Killerblick übrig.

Weltwoche: Wer hat Sie am meisten geprägt?

Pastelle: Mama. Papa. Mein Bruder. Viele meiner Freunde und Lehrer.

Weltwoche: Hätten Sie lieber eine andere Nationalität, und wenn ja, welche?

Pastelle: Nein, überhaupt nicht, ich finde es cool, Schweizerin zu sein mit tschechischem und holländischem Blut in meinen Adern und der ganzen Welt im Herzen.



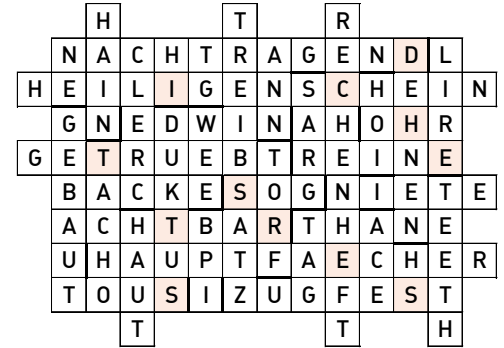
Lösungswort — benötigt, um Medikamente auf den Markt zu bringen?
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 3 kurzes «keinen Plan», mit Plan für die Kirche tätig 7 Osteuropäer in der U-Bahn? 12 vermittelt Taxis, die keine sind 14 römisches Paar in Nordfinnland 15 konfuse Einsaat 16 dauert ziemlich lange 17 mitunter durchaus als schön empfunden, z. B. von oben oder von der Sternwarte aus 18 je nachdem verantwortlich oder verlegt 20 womit manche Tiere kauen und manche Menschen fahren 22 unvollständiger Agglo-ÖV für Banker 24 Fisch in der Fishing Challenge 26 verbindet über 600 Millionen 15 waagrecht 28 ist es, wenn Romands aufstehen und sind wir, wenn wir nicht mehr aufstehen 29 Gericht aus dem Gelege von Nachtvögeln? 32 liegt am Gardasee oder sass im 23 senkrecht 34 je nachdem langgestreckt, mühsam oder kriminell 35 beim An-der-Strippe-hängen inbegriffen, beim An-der-Nadel-hängen auch 37 macht eher durch seine Finanzierungsweise als durch sein Angebot von sich reden 38 positioniert sich immer noch dort, aber nicht mehr in christlichem Gewand 39 wer keinem angehört, kann dennoch einen verliehen bekommen 40 sehr kalter Lufthauptbestandteil sehr kurz

Senkrecht — 1 Schuhwerk in typisch italienischer Form 2 enthalten möglicherweise Konservierungsmittel in hohen ... 3 schwört auf Eukalyptus-Diät 4 die so beschriftete Taste ist üblicherweise gleich neu wie alle andern 5 «jagende Tonne» in der Veits-tanz-Forschung 6 Ada und ihre Artgenossen 8 was zum Beispiel der Rhein ist und manche Menschen haben oder zumindest gerne hätten 9 angeblich von schlechten Eltern 10 befällt auch gerne mal 21 senkrecht 11 effizienter Energieeffizienzindex 13 flugsteighaltige Betaufforderung 16 typisches Aussen-hart-innen-weich-Tier 19 bevor oder (idealerweise) lebenslänglich 21 gerne mit Köpfen gemacht 23 leuchtet am Himmel oder rast Richtung Ziellinie 25 kleiner Teil der Physiognomie 26 Paradies ohne deutsches Fernsehen 27 was Soldaten eher verzehren als es mit Kanonen zu beschliessen 30 spitzohrig oder fussballbegeistert 31 sitzt in der Tinte 33 wer oft darauf genommen wird, ist so dran 36 liegt südlich von co und westlich von br

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 751



Waagrecht — 4 NACHTRAGEND 11 HEILIGENSCHHEIN 14 GNadenfrist 15 EDWIN (Anagramm) 18 AH (Amperestunde; Atto-Henry) 19 OHR 20 GETRUEBT 23 REINE (franz. f. Königin) 24 BACKE 25 SOG 26 NIETE 28 ACHTBAR (acht Bar) 31 THANE (angelsächsischer Gefolgsmann) 33 HAUPTFAECHER 35 TOUS (franz. f. alle) 36 ZUGFEST

Senkrecht — 1 (C)HAIN 2 TREIBSATZ 3 RECHENHEFT 4 Neuorientierungsphase 5 Charles CLERC 6 HI 7 TG 8 ANNAHME 9 DEHNEN 10 LIRE (Song «Strada del Sole») 12 SARG 13 HOI 14 GEBAUT 16 DUKTUS 17 WEEk (wee = engl. f. winzig, mickrig) 21 TACHO 22 MoTORFahrzeug 27 TEETH (engl. f. Zähne) 29 HAUT 30 BPI (Bits per Inch) 31 TAG Heuer 32 PokerFACE 34 LACHS

Lösungswort — **DICHTESTRESS**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Extrem. Überflüssig. Gefährlich.

Jetzt
Stimmcouverts
ausfüllen!

- ✗ Der Schutz unserer Kinder vor Tabak-Produkten ist uns allen wichtig!
- ✗ Deshalb hat das Parlament **im Herbst 2021 ein pfefferscharfes Tabakproduktegesetz beschlossen**. Mit dem neuen Gesetz verschwindet Tabak-Werbung aus dem öffentlichen Raum. Und es gilt künftig schweizweit ein Verkaufsverbot an unter 18-Jährige.
- ✗ Die **Volksinitiative «Tabakwerbe-Verbote» ist also zielgerichtet umgesetzt und damit überflüssig**. Und zudem ist sie extrem und gefährlich, weil sie zu noch mehr Verboten führt!
- ✗ Deshalb **lehnen Bundesrat, Parlament, die bürgerlichen Parteien und über 40 Verbände die Initiative ab!**

Wir sagen **NEIN** zur Volksinitiative:



Mike Egger,
Nationalrat, SVP / SG



Philipp Kutter,
Nationalrat, Die Mitte / ZH



Thomas de Courten,
Nationalrat, SVP / BL



Damian Müller,
Ständerat, FDP / LU



Diana Gutjahr,
Nationalrätin, SVP / TG



Damien Cottier,
Nationalrat, FDP / NE



Ida Glanzmann-Hunkeler,
Nationalrätin, Die Mitte / LU

 werbeverbote-nein.ch



Überparteiliches Komitee
gegen Werbe-Verbote,
Postfach, 8021 Zürich,
www.werbeverbote-nein.ch


NEIN
zur extremen Verbots-Initiative